C V. 1870

H. Eccl. 789.

Von Joh. Conrad

Müller.

Historisches Handbuch
in Abhandlungen und Auszügen
von den merkwürdigsten
Veränderungen und Schiksalen
der christlichen Kirche
und der
Religion
für wißbegierige Lehrer in Volksschulen
und für Freunde der Geschichte.

R

Mit
einer Vorrede begleitet
von
D. Joh. Salomo Semler.

Erster Band.

Leipzig
bey Weidmanns Erben und Reich.
1786.

Comparauit

P. STEPHANUS WIEST ordinem Cisterciensium Professus in Alterspach, Philosophiae et SS. Theologiae Doctor, Sereniss. Principis et Electoris Palatino-Bauarici Consiliarius Eccles. Actualis, Theologiae dogmaticae, Patrologiae, et Historiae litterariae Theologicae in Alma Catholica Vniuersitate Ingolstadiensi Professor publicus ordinarius.

178

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ich bin es den Lesern noch mehr als mir schuldig, den untadelhaften Zusammenhang kurz zu erzälen, wie ich dazu kommen bin, eine Vorrede zu dieser historischen Sammlung über einige fruchtbare Kapitel der Kirchenhistorie, zu schreiben. Der Verfasser, der noch nicht zu meinen Zuhörern selbst gehört, (welche Anzeige für ihn vielleicht bey manchen Lesern nicht gleichgültig ist,) besuchte mich zuweilen, und entlehnte ein und andres Buch. Er hatte Kirchenhistorie bisher bey einem meiner lieben Collegen gehört; und dessen Vorlesungen für sich nach und nach durch Gebrauch mancher Bücher, in einigen einzelnen Abschnitten sehr erweitert. Diese Sammlungen hatte er ihm auch in der Handschrift gewiesen; und am wenigsten hatte dieser den Privatfleiß seines Schülers tadeln wollen. Er brachte endlich auch mir diese Handschrift, und bat mich, ob es nicht gedruckt werden könnte,

durch

durch meine Vermittelung; welches ihm denn eine sehr erwünschte Unterstützung seyn würde. Ich war jederzeit gern solchen Studirenden beförderlich, welche sich Mühe geben etwas zu lernen, und mit dem, was sie gelernt haben, der Welt nützlich werden wollen; also nannte ich ihm einen Gelehrten in Leipzig, dem er seine Sammlung zeigen, und also vielleicht dort Gelegenheit zum Druck finden könnte. Sie fand sich gleich, wenn ich eine Vorrede dazu schreiben wollte; und ich konnte nun durch meine Weigerung nicht selbst diese ganze ehrliche Anlage wieder zerstören.

Da ich die Aushängebogen nach und nach gelesen habe, so finde ich im Ganzen mein ehemaliges Urtheil, von wirklicher Nützlichkeit dieser historischen Sammlungen, hinlänglich bestätiget; ich finde aber auch nicht eben selten manches kleine oder grössere Versehen; seyen sie beym Nachschreiben des mündlichen Vortrags, aus Verhören und Eilfertigkeit; oder aus den nachher dazu gesammleten Beiträgen und Zusätzen entstanden; dergleichen freilich ist, Dionysius vom Areopagita; wo die doppelte Beschreibung, Areopagita, vom Areopagus, verwechselt worden ist; **Rheneoboten**, für **Remoboiten**; Johann

Bischof von Jerusalem, übersetzte einige Werke des Origenes, welches nur vom Ruffinus, von Aquileja gilt; Minutius Felix, im Anfang des dritten Jahrhunderts, (vierten;) Gelasii sacramentarium, (das doch nicht mehr da ist;) S. 233. gehören die Westgothen geradehin in gar keinen Zusammenhang mit den Bischöfen in Rom. (S. 232. Birenburg, für Buraburg) S. 374. die strengern Franciscaner heißen zuweilen die Spiritualen; S. 378. die Spiritualen, gelindern Francisc. die erste Bezeichnung ist richtig ꝛc. Ich führe selbst diese Arten von Unrichtigkeiten an; halte es aber nicht für nöthig, ein genaues Verzeichnis solcher Berichtigungen zu geben.

Die Nützlichkeit dieser historischen Sammlung wird durch dergleichen Verirrungen eben so wenig aufgehoben oder unzuverläßig, als durch diese und jene oft warme, oder sehr starke Einkleidung des Vortrags, der ohnehin sich nicht gleich bleiben konnte. Die Hauptsache kommt immer darauf an, daß die gesammleten Erzälungen wirklich historische Wahrheit haben, bey aller Ungleichheit selbst der alten Nachrichten davon; und diese Wahrheit der Begebenheiten oder Sachen, ist in dieser Sammlung wirklich da; wenn gleich

der

der Verfasser in der Stellung der Erzälungen, seinem Gesichtskreise, oder auch den gebrauchten Hülfsmitteln zunächst folgen muste. Ich sehe auf die Lage unserer Zeit, wenn ich einen Versuch solcher deutschen Sammlungen, einem nicht geringen Theile der protestantischen Zeitgenossen für nützlich und brauchbar beurtheile. Die Classe der so genannten gelehrten Leser, wenn dies Beiwort einige Sache mit sich führet, hat dieses Buch nicht nöthig; aber es giebt also eine sehr große Anzahl Zeitgenossen, die alle zu Protestanten für jetzt gehören, welche solche Sammlungen ganz gewiß mit vielem neuen Nutzen lesen werden, um bey der immer stärkeren Gährung, worin eine so genannte Religionseinheit oder Vereinigung von vielen betrieben wird, stets im Stande zu seyn, eine patriotische freie Entschliessung selbst zu ergreifen, und nicht von der Partey sich einnehmen zu lassen, welche den Geist des Pabstthums, den Geist der monarchischen Kirche, welches der Geist des Juden- und Heidenthums gleich gut gewesen ist, aus allen Kräften auszubreiten bemühet ist. Die so genannte Reformation, und ihre Wohlthat, die freilich ins unendliche fortgehen sollte, scheinet sogar von vielen Protestanten, ihrer großen erha-

erhabenen Natur nach verkannt, und also gering geschätzt, ja als ein Fehler jener Zeit angesehen zu werden. Man arbeitet beinahe öffentlich an Umreissung der Grundsätze, welche uns Protestanten der alten Sclaverey jener herrschsüchtigen Kirche so ernstlich entrissen, und in den Besitz eigener, sowol öffentlicher als Privatreligionsfreiheit gesetzt haben. Man gaukelt uns öffentlich was vor, von Einheit einer apostolischen Religion, als seye uns der Weg zu freier, ganz freier Erkenntniß und Beurtheilung, der für uns besten Religion, eben dadurch bisher versperret, daß wir ohne Unterwerfung und Abhängigkeit, allesamt bisher selbst den Weg gingen, der uns der nächste war. Die alte Kunst, durch ein so genannt Kirchensystem, durch ein gleichlautendes Lehrbuch, einfältige gutmeinende Menschen in ein Kirchenjoch, in ein Religionsjoch, worüber Menschen die Herren werden, einzuspannen: wird sogar unter Protestanten als ein Mittel zu einem viel größern, des unendlichen Gottes viel würdigern Endzwecks, angesehen; so ganz ausgemacht eben dieser blaue Dunst dazu half, daß ein Pabstthum, Ein einzig monströses Haupt über alle Kirchen, entstehen konnte; und sich der allereinzigen recht

mä

mäsigen Statthalterin Gottes auf Erden, der Obrigkeit, die man albern oder listig, menschliche, weltliche Obrigkeit nannte, durch jenen alten, stets falschen Schein der Gottseligkeit, gar entgegen stellen durfte. So leicht können Protestanten ihre heroischen Vorfahren vergessen! So leicht kann das Wort Kirche, Religion, apostolische Kirche, sogar Lehrer berücken! So eine ewige Kindheit giebt es für Christen! Denen schon Paulus vorsagte, sich nicht wiegen und wägen zu lassen, durch allerley Wind der Lehre; sich in Acht zu nehmen, für die, so in die Häuser schleichen, (persönlich, oder durch Briefe, durch gemiethete Schwäzer, ist einerley Uebel;). Wie lange wollen Christen Kinder bleiben, die zur Vollkommenheit, zu eigner freien Erkenntniß, durch Christum von Gott selbst, den wir besser erkennen, berufen sind! Kann es eine öffentlichere Verwerfung unserer augspurgischen Confeßion und jener schmalkaldischen Artikel, geben, als wir jetzt erleben? Fehlete etwa uns Protestanten irgend eine Erkentniß und Kraft zum eigenen christlichen Leben und Wandel: daß wir erst jene Grundsäze des ewig unheilbaren, ewig pfaffischen Pabstthums, aufputzen und anstreichen müssen! Lange

ge wußten wir es, daß unter den katholischen Prälaten, Aebten, Clericis regularibus und Secularibus, ganz würdige, vorzügliche Personen sind. Lange wissen wir es, daß denkende Katholiken alles äusserliche ihrer kirchlichen Religion, selbst zu ihrem Nutzen, ohne leeres schädliches Geräusche zu machen, von ihrer Privatreligion unterschieden. Eben so lange genossen Protestanten, um ihres moralischen Werths willen, die wahre Achtung und Liebe solcher würdigen katholischen Christen. So war es schon im 16ten Jahrhundert; da lobten viele Gott, für den Anfang der so sehnlich gewünschten Befreiung von der überlästigen äusserlichen Religion, ohne ihre katholische Kirchenpartey zu verlassen; es war ihnen nicht nöthig. Und nun, nachdem teutsche Fürsten und Stände so gar öffentliche Rechte ihrer besondern Landesreligion, als rechtmäßige Obrigkeiten, nach langem Blutvergießen, besitzen: fangen protestantische Lehrer und Prediger an neue Religionsbündnisse zu lieben und zu befördern! Ist dies nicht eine ganz ausserordentliche Erscheinung? Alle Päbste mißbrauchten die Religion, die freilich die Kirche ganz allein kennen und verstehen wollte, die so genannten weltlichen Stände, (die doch alle

von

von Gott viel gewisser herkommen, als alle påbstliche Befehle und Regierungskünste,) der Kirche zu unterwerfen; und jezt können Protestanten es nicht nur anhören, daß unbekannte, im Finstern schleichende Menschen, einen allereinzigen Religionskörper wieder zusammensetzen wollen: sondern so gar manche ihrer Lehrer helfen selbst dazu, das Glück, den Wohlstand so freier Protestanten, über die weder Kirche, noch Pabst herrschet, gering zu schåtzen; als einen Schaden und Nachtheil anzusehen, dem man abhelfen müsse, um eine apostolische Religion aufzurichten! Wo ist sie denn, die Eine apostolische Religion? die Paulus besser und gemeinnütziger lehrte, als Petrus? Ich weiß nicht, wie ich mir diese Erscheinung erklåren soll! Wer hatte denn bisher Schaden und Nachtheil davon, daß wir Protestanten unsre freie sowol öffentliche als privat Religion, so unabhångig, blos gegen Gott zu verantworten hatten? Ich frage, wer hatte Schaden davon? Wenn wir die ganze, so große, so weitlåuftige Kirchenhistorie fragen: so redet sie laut, die Kirche, als Nebenstaat, sacerdotium als Gegner des imperii politici, habe ganz allein Schaden gehabt von der Freiheit der Christen. Die Ehre, die Erhaltung der

heili=

heiligen Kirche, wurde wider die so genannten Kezer, als ein Augapfel behütet! Millionen gute Menschen ließ diese tirannische Kirche, wie wilde, schädliche Bestien, hinrichten; der Staat muste es leiden; es waren Thiere, die den Weinberg der heiligen Kirche, verwüstet haben würden, wenn man sie nicht wie Hunde todt schlug. Diese Kirche wollten wir nicht kennen? Wer hatte alle jenen Dogmata gemacht und entschieden, um deren Willen so viel Myriaden Menschen, die wahrlich Gottes Menschen auch, und keiner Kirche unterworfen waren, so tyrannisch, so prächtig grausam, so spöttisch wild ermordet wurden? War es nicht die Kirche, welche das Recht sich genommen hatte, alle 5. 10. 20. Jahre mehr Glaubensartikel zu machen? Unsere heroischen Vorfahren leugneten diesen alten Plunder geradehin, und baueten eine freie innere Religion an, neben der äußerlichen, welche von nun an blos dem Regenten, dem Landesherrn, und keinem Pabste, keiner transscendentalen Kirche, unterworfen war. Und mit dieser so herrlichen Freyheit, welche uns bisher keinen Blutstropfen kostete, sind Protestanten nicht mehr zufrieden? sind ihrer gar überdrüßig! O ihr Thoren! Ja, sagt man, wir

wir wollen ein gemeinschaftliches Bündniß zur Erhaltung der christlichen Religion machen, damit der Naturalismus nicht — — (ich weis nicht, was ich nun schreiben soll) in die Höhe komme, und die christliche Religion gar unterdrücke! Und weiter haben protestantische Lehrer nichts anzuführen, warum sie sich in eine Gesamtreligion, so untreu, ohne allen Beruf ihrer Gemeinen, so selbstsüchtig, einlassen wollen? Hat man sie berufen, in die politische Regieruug über Land und Leute, christlich gutgemeinter Weise, thätig, wirksam, mit Anstallten, einzugreifen? Der Naturalismus soll nicht in die Höhe kommen! das ist doch eben solche Arbeit als im 4ten Jahrhundert, das Heidenthum, (mit der Regierung!) abzuschaffen! War diese christliche Staatsreligion, diese Religion, die unsere Vorfahren so herzlich wünschten und liebten? Ist man wissentlich blind, daß man Staatsreligion, die der Regierung stets unterworfen ist, die aber die Kirche nun politisch an sich riß, für diejenige Religion ansiehet, welche Christus und seine Apostel für unser eigen Herz, für uns selbst, lehrten, und dem Staat so gern Leib und Leben unterwarfen? Greift der Naturalismus meine, oder eines jeden

Christen Privatreligion an? Kann er sie angreifen? Ist es wohl gar möglich, daß der Naturalismus mir meine christliche Uebung und Fertigkeit entreißet, welches doch alle Sünden und Laster der Menschen nicht konnten? Merken wir hier nicht, wer eigentlich diejenigen sind, die hier ein uraltes politisches Kirchensystem, ein altes Pfaffensystem, eine alte listige Selbstliebe, so artig einkleiden, und wider den Naturalismus, (gleichsam hiemit sich als volbürtige Christen ankündigende Retter!) so gerne biedermännische Miene sich geben? Wer dies nicht merken kann, der will wohl nicht. Hütet euch vor denen, die in Schaafskleidern, in alter Tracht und Schein der reinen heiligsten Kirchenlehre, einhergehen! Seyd klug wie Schlangen — sind Christi ganz ausgemachte Grundsäze. Immer fort, immer weiter, sagt Paulus; legt ab, was kindisch ist; werdet Männer, werdet nicht wieder Menschen-Knechte! stehet in der Freyheit, auch wider falsche Brüder! Leset doch, liebe Protestanten, wo nicht jene Zeugen von der innern Kraft, aus allen Jahrhunderten, (die so laut von dem platten Heidenthum der christlichen Pfaffen und Buben seufzeten;) leset nur den ehrlichen Gerson, Erasmus, Lu-

thers

thers Ueberschrift über den 3ten Theil der schmalkaldischen Artikel! dort in curia romana (nicht geradehin ist dies ecclesia) sind rechte böse Naturalisten! die jetzigen wollen freylich solche Kirchenchristen nicht seyn, (und frey stehet es ihnen; impelle eos intrare, durch gestiefelte Mißionarien, wolle doch Gott auch von Naturalisten abwenden) sie treiben doch aber auf alle bürgerlichen, menschlichen Tugenden welche jene Pfaffenbrut niemalen kannte, niemalen hatte; die daher Gerson, Valla, Poggius, Erasmus — so ganz herzlich, ganz unversöhnlich hasseten. In diesem rechten Gesichtspunkte sagte Luther halb sterbend, Deus impleat vos odio papae! Wahrlich, aus Gott müssen wir diese ernstliche Abneigung von allem, ewig fluchwürdigen Pabstthum herleiten! Wer aus Gott ist, höret selbst, ohne Befehle der Kirche, Gottes Wort, und bleibet in Gott durch Christum; jene aber wollen nach ihres Vaters Lust thun; denn wer seinen Bruder (Gott hat alle Menschen zu Brüdern gemacht; Christus hat uns wieder als Brüder erkennen lassen!) nicht liebet — — Und wie liebten auch jene Päbste, Pfaffen und Mönche ihre Brüder? Gab es tödlichern, gab es teuflischern Haß, als Pfaffen und Mönche wider

einander hatten? Und dies unter den Schuz der Kirche?

In dieser Denkungsart, welche ich für pflichtmäßig und patriotisch, recht gemeinnützig, halte, kann diese historische Sammlung viele Leser befördern; wird sie gewis aufmerksamer machen, auf die innere Verbindung des ehemaligen Pabstthums, das sich die katholische einzige Kirche nannte; Wird die rechtmäßige Liebe zur Freyheit der eignen und praktischen, so leichten, so wohlthätigen Religion, unter den Protestanten mehr unterhalten. Dies ist der allergröste Nuzen, den Gott selbst mit der Geschichte der Menschen verbunden hat. Die Kirchenhistorie ist besonders ein freier Spiegel jener unaufhörlichen Betrügereyen, und niederträchtigen Künste, wodurch ein Pabstthum so lange Zeit aufrecht erhalten worden ist. Werden einfältige oder eigennüzige Protestanten etwa von nun an Beiträge liefern durch ihre jetzige Aufführung, daß es leider wahr seye, jene Kinder dieser Welt sind klüger als die, so Kinder des hellen allgemeinen Lichts seyn sollten? Wie ganz künstlich ist doch diese Conföderation eingerichtet, die durchaus eine Unterwerfung, noch dazu an unbekannte Obere, aufbringen und fortsetzen will?

Je-

Jesus-Orden heißt nun eine neue Comödie; worinn listige Acteurs den Stein der Weisen, oder Naturheiland, darstellen; mit aller Unverschämtheit, die je in den Legenden des heil. Franziskus oder anderer selbsterschaffnen Heiligen, nach der Moral angewendet wurde, das Beste der heiligen Kirche zu schaffen; mit noch so großem Schaden vieler tausend Menschen. Ich habe den listigen, unverschämten Hirten- oder Ordensbrief an die Brüder des alten Systems, öffentlich, ganz ernstlich angegriffen; und wir wollen es erwarten, was diese so süssiglich zur unbedingten Unterwerfung einladenden Superiores, die Jesus selbst (wie den Pabst) eingesezt haben soll, darauf antworten werden. Ich wünsche, daß mehrere unserer Zeitgenossen sich auf eignes unparteiisches Nachdenken einlassen, und sich durch das listige Geschwäz, von Universitätsweisheit, Vernunftweisheit, ja nicht um ihre eigene Vernunft bringen lassen, deren ganzen Gebrauch sie von Gott zur Pflicht, und blos auch vor ihm zu verantworten haben. Halle, den 20. April 1786.

D. Joh. Salomo Semler.

Vorbericht des Verfassers.

Freunden der Geschichte, und auch solchen Lesern, die gerne wissen möchten, wo der Aberglaube, wo die unnöthigen Dinge und Meynungen, die sich schon sehr früh aus dem jüdischen und heidnischen Gottesdienste ins Christenthum herübergeschlichen haben, wo überhaupt so mancher Unsinn und dann endlich der päbstliche Despotismus gebürtig herseyen: sey zunächst diese Schrift gewidmet. Indes möcht's aber auch nichts schaden, wenn diejenigen Volkslehrer dieses Buch lesen, welche ohnehin Lust haben mehr zu lernen, als man vermöge ihres Standes so gewöhnlich von ihnen verlangt; denn man weis wohl, was diese Classe von Menschen zur Beförderung einer christlichen Aufklärung beytragen kann;

** man

man weis aber auch, wie hinderlich diese Leute der Aufklärung werden können, wenn sie so gar unwissend sind. Doch darauf kann ich mich für jetzt nicht einlassen, so eine schickliche Gelegenheit ich auch dadurch bekäme, eine sehr lange Vorrede zu diesem Buche zu schreiben, und darinn zu behaupten, daß es sehr heilsam wäre, wenn die Geistlichen sich mehr bemüheten, ihre teutschen Schulmeister auch mit der Geschichte ihrer Religion und der christlichen Kirche bekannt zu machen. Daß aber dieses freilich eine nicht sehr leichte Arbeit für einen Geistlichen wäre, wenn er solche Sachen aus dieser Geschichte heraussuchen wollte, die für unsere Volkslehrer nützlich sind; und wenn er ihnen diese Geschichte so erzählen wollte, daß sie begreifen können, was er ihnen erzählt: daß dieses, sage ich, nicht sehr leicht wäre, habe ich bereits bey der Ausarbeitung dieses Buchs erfahren.

Aber, möchte man mir einwenden, diese Arbeit wird von einem sehr unerheblichen Nutzen seyn; denn es sind schon verschiedene dergleichen Bücher in der Welt? Ich antworte hierauf, daß dem unerachtet,

wenn auch gute und bessere historische Schriften für den Nichtgelehrten und den gemeinen Mann geschrieben sind, als gegenwärtige Schrift ist, doch die Materien, welche man hierin findet, noch nicht oft und deutlich genug beschrieben worden sind. Ich kann dieses aus Erfahrung sagen.

Da ich nemlich einige Jahre lang sowohl in Schulen arbeitete, als auch mich mit Privatunterricht beschäftigte, so bekam ich, wie leicht zu erachten, Gelegenheit, mit verschiedenen Ständen in der menschlichen Gesellschaft näher bekannt zu werden. Ich lernte den Landmann und dessen Denkungsart kennen; sahe nach und nach ein, wie dem Bedürfniß dieses Landmannes durch die Prediger einigermaßen abgeholfen werden könnte, wenn sich diese mehr und öfter mit dem Unterrichte ihrer Schulmeister beschäftigen würden. Aber vorzüglich machten mich viele Bürger in größern und kleinern Städten, in welchen ich mich theils eine Zeitlang aufgehalten habe, und durch welche ich auch theils gereiset bin, aufmerksam. Ich fand unter diesen nicht wenige, welche mir viel — sehr viele Geschichten aus dem

Alterthum her erzählen konnten; jedoch waren aber eben diese Erzählungen sehr unvollständig, so daß die guten Leute oft wünschten, man möchte mehr aus dem historischen Fache für sie schreiben; denn mit Postillen und Gebetbüchern, sagten mehrere, wären sie zur Zeit so ziemlich versehen. Ich habe dabey auch wahrgenommen, daß solche Leute, welche die Geschichte lieben, beynahe allemal die vernünftigsten Christen sind, die sich noch eher von der Unerheblichkeit unnöthiger Ceremonien überzeugen können, als andere, welche bey ihrer Zeit stehen bleiben wollen. Sie verlangten daher von ihren Volkslehrern, daß diese ihren Zöglingen auch Unterricht in der Geschichte ertheilen möchten, wie mir der Fall einigemal begegnet ist. Allein war dieser Unterricht in den mehresten unserer niedern Volksschulen bisher möglich? Dies wird sich jeder Leser selbst beantworten können. — Der teutsche Schulmeister, der Professionist oder Handwerker, und endlich selbst der Landmann, geniessen zeither fast in den mehresten Gegenden gleichen Unterricht; daher es kommt, daß mancher Profeßionist rc. so viel, ja oft noch mehr versteht, als viele

hundert Schulmeister. Es ist also gewiß nichts überflüßiges, ja es ist etwas höchst nützliches, wenn man für diese Leute überhaupt mehr historische Schriften herausgiebt, damit sich jeder wählen kann, was er will; und wenn die Herren Schulmeister sich nicht mit Lesung solcher, für sie zwar nützlichen, Bücher beschäftigen mögen, oder ihrer zum Theil geringen Besoldungen wegen sich solche Bücher nicht anschaffen können: doch die Vermögenderen wissen, wie und wo sie ihre Begierde und ihren Wunsch mehr nützlicheres zu lesen, als die vielen Romanen unserer Zeit sind, befriedigen können.

Endlich findet ein religiöser Christ, so wie in der Geschichte überhaupt, also auch in der Geschichte seiner Religion und der christlichen Kirche, manche Beyspiele, die ihn zur Tugend und Rechtschaffenheit aufmuntern können; er findet, daß eigene mystische Uebungen und Neigungen (Grillen, Pietisterey, Schwärmerey nennen es andere; vielleicht etwas unfreundlich!) abwechselnde, nicht feststehende, nicht fortgehende Erscheinungen sind, die nur einigen Christen, in beson-

besondern Umständen zukommen mögen; nicht aber allgemeine Ordnung werden oder immer bleiben können. Alles dieses bewog mich gegenwärtige Schrift zusammen zu tragen und sie blos in Abhandlungen und Auszügen den Lesern zu übergeben; damit sie die Entstehung eines jeden Gebrauchs rc. seinen Fortgang und Folgen, beysammen haben sollten. Uebrigens hoffe und wünsche von Herzen, daß diese freilich noch geringe Arbeit, oder dieser Versuch, deren Fortsetzung auf die nächst kommende Leipziger Michaelismesse vielleicht nachfolgen wird, auch mit göttlichen Segen für viele Leser begleitet werden möge!

Joh. Conrad Müller.

Inhalt.

Entstehung der christlichen Religion. Seite 1

Ausbreitung der christlichen Religion durch die Apostel. 31

Gottesdienst der Christen vor den Zeiten der christlichen Kaiser. 35

Taufe. 48

Abendmal. 49

Fasten. 51

Kreuzeszeichen. 54

Letzte Oelung. 56

Verfolgungen der Christen in den drey ersten Jahrhunderten. 68

Geschichte der Märtyrer. 86

Ursprung der Wallfahrten. 93

Mönchswesen. 98

Bilderauftritte. 121

Inhalt.

Reliquien. Seite 131

Reliquiendienst. 138

Anbetung der Heiligen. 146

Fegfeuer, Messe. 152

Glockentaufe. Aller Seelenfest. Ohrenbeichte. Rosenkranz. Jüngstes Gericht. 160

Muhammedanische Religion. 164

Hierarchie. 178

Hildebrand als Pabst Gregor VII. 276

Hierarchie unter Gregors Nachfolger. 300

Entstehung der Kreuzzüge. 303

Entstehung einiger Mönchsorden. 309

Des Pabsts Clienten, die Bettelmönche, erscheinen. 314

Auszug aus der Geschichte der Waldenser. 325

Entstehung der Inquisition. 360

Spaltung des Ordens der Franziskanermönche. 370

Entstehung einer wohlthätigen Gesellschaft. 381

Entstehung der christlichen Religion.

Weder vor noch nach der Entstehung der christlichen Religion hat die Lehre irgend eines ausserordentlichen Mannes so wichtige und für die Nachwelt so nützliche Folgen gehabt, als die Lehre, welche der vor ungefär 1800 Jahren gebohrne Jude, Namens Jesus, unter seinem Volk predigte, bisher gehabt hat, und gewiß auch haben wird, so lang es sterbliche Menschen giebt. Allein theils die damaligen politischen Angelegenheiten der jüdischen Nation, theils die Denkungsart der damaligen Zeit überhaupt, und die Lehre dieses ausserordentlichen Mannes selbst, sind nun freilich so zusammengetroffen, daß man nothwendig die wichtigsten Folgen für die Welt daraus erwarten mußte. Man wurde zwar schon bey der Geburt Jesu in einigen Gegenden zum Theil aufmerksam; und wenn es auch gleich scheinen sollte, daß man die ersten auffallenden und merkwürdigen Begebenheiten, welche die Hirten von seiner Geburt erzählten, bald wieder vergessen habe, welches aber nicht wohl zu glauben ist, so gab doch die unvermu-

thete Ankunft der morgenländischen Gelehrten wieder eine neue Gelegenheit den Hof Herodis, und ohne Zweifel auch des Kaisers, desto aufmerksamer zu machen, wovon ersterer bald einen deutlichen Beweiß gab. Für einen Juden mußten die Umstände, die bey und bald nach der Geburt Jesu vorgefallen sind, sehr merkwürdig seyn, weil sie aus den prophetischen Schriften vieles mit diesen ausserordentlichen Begebenheiten vereinigen konnten. Die Schriftgelehrten konnten dem bestürzten Herodes so gleich sagen, wo der Messias sollte gebohren werden. Allein nachher wurde alles wieder stille, bis Jesus ungefär in dem dreyßigsten Jahr seines Alters öffentlich auftrat und anfieng unter seinen Volksbrüdern seine Lehre bekannt zu machen. Von seiner frühern Lebensgeschichte wissen wir, ausser der einzigen Begebenheit in seinem zwölften Jahre, nichts zuverläßiges, ob man gleich in dem ersten und noch im zweyten Jahrhundert viele Geschichten von ihm erzählte, welche aber meist Erdichtungen sind, die hernach von mehreren Geschichtschreibern z. E. von einem **Pavias, Hegesippus** im zweyten Jahrhundert, und in den nachherigen Schutzschriften für das Christenthum fortgepflanzt worden, und in den spätern Zeiten, in welchen die abergläubischen Mönche so viel Wunder thaten, sehr vermehrt worden sind. Daß nach den apostolischen Zeiten solche Erdichtungen bey den Christen Platz finden konnten, kam daher, weil es ihnen theils unbegreiflich war, daß ein solcher Mann, wie Jesus, so lange Zeit habe ver-

verborgen bleiben wollen, theils weil sie so bald anfiengen das Wunderbare zu lieben. Man hatte lange Zeit das Evangelium Infantiae Iesu, und die Ungereimtheiten, welche darinn vorkommen, verdienen hier keinen Platz, obgleich einige neuere Geschichtschreiber vieles davon aufgezeichnet haben.

Das Jahr der Geburt Jesu, dieses grösten Propheten und Lehrers in Israel, ist nicht genau zu bestimmen. Bald nach den Zeiten der Apostel wußte man es nicht mehr: und erst im sechsten Jahrhundert fieng man unter den Christen an, die Zeitrechnung nach dem Jahr der Geburt Christi einzurichten. Der Erste, welcher bey dem Jahr der Geburt Christi zu zählen anfieng, war ein gewisser berühmter römischer Abt, Dionysius exiguus: allem Anschein nach ist aber Christus in dem dreyßigsten Regierungsjahr des Kaisers Augustus gebohren. Gewisser würde man es bestimmen können, wenn man die eigentliche Zeit der Registrirung noch wüßte. Die Zerrüttungen der Staaten, besonders des jüdischen Volks, und die Verwirrungen, in welche die Christen nachher durch die Verfolgungen gerathen sind, haben uns vieler merkwürdigen Denkmäler des Alterthums beraubt, und was wir jetzt noch aus diesen Zeiten wissen, muß man mit vieler Mühe aus den Ueberbleibseln der alten Schriftsteller zusammen suchen. Wir wollen also unsere Geschichte bey der Zeit des Lehramtes Jesu anfangen und so dasjenige, was aus der Geschichte der christlichen Kirche und der

Religion für uns merkwürdig und zu wissen nöthig ist, durchgehen. Doch vorher noch etwas von dem

Politischen Zustand der Juden zur Zeit Christi.

Gerade zu einer Zeit, da die bürgerliche Staatsverfassung der Juden nicht mehr die vorige, da das Scepter von Juda entwendet war, erschien dieser grosse Lehrer, Jesus. Anbetungswürdig ist in dieser Absicht die göttliche Vorsehung, daß sie schon vorher, ehe Christus in die Welt kam, das jüdische Volk unter eine fremde Obrigkeit brachte, damit die neue Lehre Christi desto eher auch andern Nationen bekannt werden möchte. Denn wären die Juden noch ein eigener von einer fremden Obrigkeit ganz unabhängiger Staat gewesen, so hätte die Lehre Jesu nicht so bald unter den Heiden können bekannt und folgbar werden. Der beleidigte Nationalstolz der Juden würde sich noch weit fürchterlicher zu rächen gesucht haben. Auch ihre Ideen von einem irdischen Erlöser konnten Christo oft Gelegenheit geben, ihnen seine Absichten über das ganze Menschengeschlecht zu offenbahren und sich auch selbst durch seine Schüler mehr Beyfall von den Heiden zu verschaffen. Das Gerüchte von einem neugebornen Könige der Juden besonders, und nachher auch seine Lehre, welche von dem vornehmsten und grösten Theil der Nation mißverstanden, so gar auch

auch an den kaiserlichen Hof gebracht wurde, mußte doch gewiß viel Aufsehen gemacht haben. Und solche wichtige, ja unerhörte, Neuigkeiten, welche schon bey ihrem Bekannt werden einen so merklichen wohlthätigen Einfluß auf die Herzen verschiedener, redlicher, Personen hatten, konnten die damals zum Theil kultivirte Welt unmöglich unaufmerksam bleiben lassen, so weit nemlich die Lehre Jesu hat ruchbar werden können, ehe die Apostel ausgiengen zu predigen.

Man hat zwar aus dem N. Testament, besonders in den Evangelien und der Apostelgeschichte einige Nachrichten von dem politischen Zustand der Juden zur Zeit Christi. Allein diese so wenige und nur hin und wieder zerstreute Nachrichten befriedigen doch nicht jeden Leser, so viel Licht auch die Bücher der Makkabäer auf diese Zeit werfen. *)

Die bürgerliche Verfassung der Juden war also zur Zeit Christi nicht mehr die vorige, denn seit ihrer letzten Gefangenschaft gab es Juden in — und ausserhalb Palästina. Dies eigenthümliche Land der Juden kam nemlich ungefär 63

Jahre

*) Die besten und neuesten Schriften hievon sind die Geschichte der Israeliten: ferner Beschreibung der drey letzten Lebensjahre Jesu. Beede Schriften sind herausgegeben von dem Prediger Hrn. Johann Jakob Heß. Zürich 1776 — 1779. 8.

Jahre vor Christi Geburt durch den damaligen römischen Feldherrn **Pompejus M.** unter die Botmäßigkeit der Römer, als die Brüder **Hyrkan II.** und **Aristobul II.** sich um das Hohepriesterthum stritten, welches schon lange her mit der königlichen Würde begleitet war, und die angesehensten Männer aus dem Hause des berühmten **Matathias** zierte, deren Geschichte in den Büchern der Makkabäer beschrieben ist. Unter dem Schein zwischen **Hyrkan II.** und **Aristobul II.** Friede zu stiften, zog **Pompejus M.** gegen Jerusalem, belagerte und eroberte es gänzlich, worauf er zwar Erstern zum König über Jerusalem machte, Letztern aber mit nach Rom brachte. Allein ob gleich **Hyrkan** König über Judäa war, so wurden doch die Juden den Römern immer näher unterworfen: denn nicht lange war es Friede, so erregte **Alexander**, ein Sohn des **Aristobuls** einen Aufruhr wider seinen Vetter in Palästina. Diesen Aufruhr benutzte wieder ein Günstling der Römer, **Antipater**, der Sohn des **Antipas** in Idumäa, einer syrischen Provinz. **Alexander** gewann nichts; **Hyrkan II.** blieb dem Namen nach König, und **Antipater**, der bereits Idumäa beherrschte, bekam unter römischem Schuz die eigentliche Regierung über ganz Judäa. Als dieser **Antipater** starb, so hinterließ er zween Söhne, den **Phaselus** und den nachherigen König **Herodes** den Grossen. Beede wurden Fürsten über Judäa und Galiläa. Allein **Phaselus** wurde bald von den Parthern gefangen, und beyde

de Provinzen kamen nun an den Herodes, unter dessen grausamen Regierung Jesus im Jahr der Welt 4002 gebohren wurde. Bald nach der Geburt Christi starb Herodes; das Reich wurde an seine Prinzen vertheilt, und sein ältester Prinz Archelaus bekam Judäa und Samaria; Herodes Antipas aber, sein Bruder, bekam das Vierfürstenthum Galiläa. Archelaus regierte zehn Jahre nach seines Vaters Tode, und weil die Juden mit seiner Regierung nicht zufrieden waren, so wurde er endlich abgesetzt, und des Landes verwiesen, so daß die Römer jetzt Provinzen aus dem jüdischen Lande machten und Prokuratoren (Landpfleger) dahin setzten. Auch das Synedrium (der hohe Rath zu Jerusalem) verlohr nun seine Macht, und man nahm ihnen das Recht über Leben und Tod; deßwegen durften sie auch das Todesurtheil über Jesum nicht fällen, sondern es kam an den Prokurator Pilatus. Selbst mit dem Hohenpriesterthum giengen die römischen Prokuratoren um, wie sie wollten. Sie verauktionirten es ordentlich ums Geld. Ueberhaupt durfte keiner das Hohepriesterthum lange behalten; und in dreyßig Jahren hatten die Juden achtzig Hohepriester. So sahe es zur Zeit Christi um die weltliche und geistliche Staatsverfassung der Juden in Palästina aus.

Noch wohnten aber auch Juden ausserhalb Palästina. Als nemlich der große persische König Cyrus 218 Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, mithin 536 Jahre vor Christi Geburt,

burt, oder im Jahr der Welt 3448. Babylon erobert hatte, so ertheilte dieser edle König den Jüden die Erlaubnis wieder nach Judäa zu ziehen und den Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen. Die siebzigjährige Gefangenschaft hatte also mit diesem Sieg ein Ende. Es zogen nun Zorobabel und eine grosse Menge Juden nach Judäa. Unter dem König Artaxerxes aber, dem Gemahl der Esther, zogen auch Esra und Nehemia nach Jerusalem *), die den merkwürdigen Tempelbau wieder anfiengen. Allein es blieben doch viele Juden zurück, weil sie sich in dem Lande ihrer bisherigen Gefangenschaft bereits angebaut und sich daselbst schon sehr ausgebreitet hatten. Endlich nach langer Zeit, als diese ausländische Juden unter die Botmäßigkeit des egyptischen Königs, Ptolomäus, kamen, so wurden viele von ihnen nach Kleinasien vertheilt, wo sie die Freyheit erhielten, wie jede andre Bürger dieses Reichs **). Der nachfolgende König, Ptolomäus Philadelphus, lies hernach die heiligen Schriften der Juden ins griechische übersetzen, und sie hatten bald sehr gute Schriften. Auch machten sie sich selbst eine griechische Sprache, die man die hellenistische nennt, und in welcher die Bücher des N. Testaments geschrieben sind, denn Jesus redete in dieser Sprache. Man nannte daher diese ausländischen Juden die griechischen. Endlich aber kam auch Syrien unter die Oberherr-

schaft

*) S. die Bücher Esra und Nehemia.

**) S. Jos. jüd. Alterth. XII. 2.

schaft der Römer; und eben so, wie die Juden ausserhalb Palästina ehedem das Bürgerrecht in Kleinasien erhalten hatten, so erhielten jetzt auch viele Juden, die in Syrien wohnten, das römische Bürgerrecht, wie z. B. nachher Paulus in der Apostelgeschichte sich darauf berief. Diese ausländischen Juden vermehrten sich sehr, und machten auch viele Proselyten. Sie erwarben sich auch durch ihren Aufenthalt mehrere Gelehrsamkeit und lernten aufgeklärter denken. Denn es ist bekannt, daß Künste, Wissenschafien und die Gelehrsamkeit überhaupt immer mehr bey den heidnischen Nationen zu Hause waren als bey den Juden. Bey den Griechen und Römern, die lange her die blühendsten Völker waren, ob sie jetzt gleich einigermassen abgenommen hatten, konnten doch die ausländischen Juden nach philosophischer Art aufgeklärter denken und ihren gehäßigen Nationalstolz ablegen lernen. Jedoch stunden sie mit denen Juden in Palästina in keinem gar guten Vernehmen, wo freilich politische Absichten zum Grunde lagen, welche sich erst alsdann merklicher äusserten, als die Apostel nach der Himmelfahrt Christi das Christenthum auszubreiten angefangen hatten. Das Fest zu Jerusalem besuchten die ausländischen Juden noch immer, wie wir aus dem N. Testament wissen z. B. Ev. Joh. 12, 20. *).

Diese

*) Es ist nicht glaublich daß die Griechen, welche nach dem Berichte des Apostels Jesum gerne sehen, mithin ihn sprechen wollten, Heiden gewesen seyn sollen, wie einige Ausleger schon geglaubt ha-

Diese griechischen Juden machten auch Geschenke in den Tempel nach Jerusalem. Ueberlegt man nun alle diese Umstände, so findet man die deutlichsten Spuren der alles vorhersehenden göttlichen Weisheit und Macht, alles so einrichten zu können, daß es ihrer Absicht bey der Sendung Jesu entsprechend werden mußte. Denn wahr ist es doch, daß eine so nahe Verbindung der Juden mit andern Nationen für die Ausbreitung der Lehre Jesu sehr vortheilhaft werden muste, wie es auch, des vielen Widerstands ungeachtet der so glückliche Erfolg hinreichend genug bestättigt hat. Schwerlich würden die Nachrichten von Jesu Wun-

den und mit vielen Stellen beweisen wollten, weil auch die Heiden in den Tempel kommen durften. Allein so wahr es ist, daß auch die Heiden in den Vorhof des Tempels kommen durften, so wahr ist es auch, daß sie, wenn sie gleich bisweilen im Vorhof erschienen, nie angebetet haben, welches doch von den Griechen im Evangelio als die eigentliche Absicht ihrer Ankunft in Jerusalem angegeben wird. Auch schon aus Christi Antwort wird es unwahrscheinlich, denn er sprach gleich darauf von der Uebernahme seiner Leiden, ob er sich schon nicht unmittelbar an die Fragenden gewendet hatte; und dies hätte er den Heiden gewiß nicht antworten können. Es müssen also entweder Juden, oder wenigstens Proselyten gewesen seyn, welches so wohl aus Ev. Joh. 7, als auch selbst aus dem Sprachgebrauch erhellet, nach welchem man die unter den Griechen lebende Juden auch Griechen (ελληνες) nannte. Selbst die bekehrten griechischredenden Juden werden Apostgsch. 6, 1. noch Griechen genennt.

Wundern, seiner Lehre rc. unter den Heiden sobald bekanndt worden seyn, wenn die Juden alle in einem Lande beysammen gewohnt hätten! Eine schicklichere Gelegenheit würden die Apostel nicht bekommen haben ihre Lehre von dem gekreuzigten, aber nun zur Herrlichkeit erhöhten, Jesu im Ausland auszubreiten, wenn nicht so viele ihrer Brüder daselbst gewohnt hätten. Freilich waren diese griechischen Juden zu den Zeiten der Apostel die grösten Aufwiegler, wie wir aus Apostgsch. 6. und andern Stellen wissen. Aber eben dadurch wurden die gebornen Griechen aufmerksam gemacht, und man weiß, daß bald sehr viele dem Evangelio von Christo beygetreten sind.

Endlich aber merken wir noch an, daß

1) zur Zeit Christi in allen Ländern, welche unter dem Scepter des Kaisers Augustus stunden, eine allgemeine Ruhe herrschte. Denn obgleich nicht alle Schriftsteller einig sind, daß der Janustempel ganz zugeschlossen war, so waren doch die Kriege wenigstens nicht sehr bedeutend. *).

2) Daß

*) Bey den Römern war das ein Zeichen des Friedens und der Ruhe, wenn der Janustempel †) zugeschlossen wurde, denn zu Kriegszeiten stund er offen.

†) Janus soll der allerälteste König in Italien gewesen seyn. Die Römer mahlen ihn mit zween Köpfen ab, weil er die Begebenheiten vor und nach der Sündfluth gewußt haben soll. Se sagen: er habe die Kränze und Schiffe

2) daß Rom keine republikanische Verfassung mehr hatte, sondern August ein unumschränkter Monarch war; denn ein einziger Mensch konnte doch eher, wenn er auch den Anhängern Christi nicht gut war, besänftiget werden, als ein ganzer Staat, der aus so vielen Befehlshabern besteht, und welche selten einstimmig sind. Dazu kommt

3) daß in dem römischen Staat nichts vorgenommen werden durfte, wo man nicht vorher die Priester um Rath gefragt hatte. Nun rissen die Kaiser nach und nach das Pontificat an sich, sie konnten also neben ihren oberherrlichen Machtsprüchen auch als Priester befehlen. Auch mußten anfangs

4) die Kaiser — und Augustus war doch damals der erste römische Kaiser — auf alle nur mögliche Art ihren Thron zu befestigen suchen. Sie bemühten sich also auch durch gelindes Betragen gegen ihre Unterthanen den Rebellionen vorzubeugen; daher die gefährlichen Unruhen, die man nachher Christenverfolgungen nannte, erst unter Nero ungefär im Jahr 64. ihren Anfang nahmen, nachdem selbst Nero einige Jahre

erfunden, daher hatten sie viele Münzen, wo auf der einen Seite ein zweiköpfigter Janus, und auf der andern Seite ein Schiff geschlagen ist. S. Christian Schöttgens Antiquit. Lexikon p. 647.

re vorher nicht grausam regiert hatte *), welches aber weiter unten an seinem Ort vorkommen wird.

Die zur Zeit Christi herrschende Denkungs-art überhaupt.

1. Der Römer. Bey den Weltweisen in Griechenland holten die Römer ihre Weisheit, durch welche sie den Staat regierten. Aber auch den Gottesdienst bildeten diese nach dem griechischen. So schlecht nun dieser zu den Zeiten Christi beschaffen war, so hatte doch auf der andern Seite die bey beiden Nationen noch nicht ganz erloschene Gelehrsamkeit den nicht geringen Nuzen, daß sie die Welt gesitteter und menschlicher machte. Man durfte doch wenigstens die Menschen nicht erst zu Menschen machen, wie man in den neuern Zeiten mit den Amerikanern thun mußte, ehe man sie zu Christen machen konnte, welches für die Ausbreitung des Christenthums Vortheil hoffen ließ. Man hat wenigstens keine Beyspiele, daß eine neue Lehre in einem barbarischen Lande so bald Beyfall gefunden hätte. Wo kein Geschmack, kein Sinn ist, da erwartet man vergeblich spekulative Aufmerksamkeit auf irgend einen Gegenstand.

Bey den Römern war zwar Vielgötterey noch Staatsreligion, welche an dem Zerfall der Sitten unter ihnen sehr viel beytrug. Allein eben auch hierin ists möglich Vortheil fürs Christenthum zu finden.

In

*) Sueton in Neronis vita. Cap. 10.

In den ältern Zeiten waren die Römer eben so intolerant, wie andere Völker. Nun sie sich aber mehrere Länder unterthan gemacht hatten, wurden ihre Gesinnungen besser. Sie nahmen jezt fremde Gottheiten, z. B. die egyptischen in ihre Tempel auf *). Die Absichten dabey mögen politische seyn, oder die Gottheiten der Länder zu vereinigen, so hatten die ersten Christen doch Vortheil dabey weil man sie lange für Juden oder für eine neue jüdische Sekte hielt, die schon längst Religionsfreyheit hatten. Denn der vom römischen Staat einmal autorisirten Religion ungeachtet konnte doch jeder glauben was er wollte. Selbst die vornehmern Römer arbeiteten an derselben Verbesserung, denn die damaligen philosophischen Sekten waren schon nicht mehr einig, und stritten mit einander über die Gottesverehrung und Moralität. Man ließ freilich das Volk nicht mit diesen verschiedenen Meynungen der Gelehrten bekannt werden, und man hielt auf den platonischen Grundsaz „der müßte unsinnig seyn, der dergleichen dem Pöbel sagte". Daher wurde die Lehre in Bilder eingekleidet, damit sie nicht allgemein verstanden werden sollte.

Unter

*) Merkwürdig bleibt die Aufnahme fremder Götter in die römischen Tempel immer in Rücksicht auf die tolerante Gesinnungen, wenn man übrigens auch noch an der Wahrheit der Sage späterer Christen zweifelt, daß der Kaiser Tiberius Christum als einen ausserordentlichen Mann habe wollen unter die Götter aufnehmen. S. Tertull. Apologetium.

Unter denen zur Zeit Christi herrschenden Sekten der römischen Weltweisen, deren jede ihren eigenen Anhang hätte, waren vorzüglich nachstehende merkwürdig: und ich berühre sie nur im Vorbeygehen, weil man sich die verdorbene jüdische Denkungsart, welche nachher die christliche Religion so verunstaltet hat, desto leichter erklären kann, wenn man auch nur einen kleinen Wink von dieser heidnischen Weltweißheit hat. Also

1. die Akademiker. Man hält sie zwar für Schüler des grossen Weltweisen Plato. Allein sie kamen nach und nach wieder von den besseren platonischen Grundsätzen ab, und wurden sehr zweifelhaft, z. B. gegen die Wahrheit, daß es Götter gebe, wollten sie zwar keine Einwürfe machen, aber doch wollten sie die Sache nicht genauer untersuchen und entscheiden. Hingegen Plato, für dessen Schüler sie sich ausgaben, nahm einen ewigen, weisen und mächtigen Gott an. Die Akademiker aber sezten in jedes Ding eine Ungewißheit, weil sie, wie es scheint, selbst an ihren Grundsäzen zweifelten.

2. Peripatetiker, vorgebliche Anhänger des Aristoteles. Auch diese zweifelten an der Unsterblichkeit der Seele. Ja sie geben an vielen Orten zu verstehen, daß sie dieselbe sowohl, als auch eine Vorsehung leugnen.

3. Epikurer, Schüler des Epikurus *). Diese giengen in ihren ausschweifenden Irrthümern noch

*) Diese Sekte, wie die stoische, waren zahlreicher in Griechenland, besonders in der Hauptstadt Athen;

noch weiter. Sie sezten das gröste Glück des Menschen in die sinnlichen Vergnügungen, weil sie keinen Gott hatten und mit dem Tode alles vergehen ließen.

4. Die eleatische Sekte, die zwar etwas von den Grundsäzen des Pythagoras hatten, aber für ihre Stifter und Lehrer vorzüglich einen gewissen Xenophanes, Parmenides, Zeno Eleates und Demokritus ausgeben. Sie glaubten die Ewigkeit aller Dinge, der Materie wie der Form. Doch die merkwürdigsten waren

5. die Stoiker, deren Stifter ein gewisser Zeno Cittikus seyn soll. Sie sezen das höchste Gut in die Unempfindlichkeit. Sie dachten von Gott eben so unrichtig als jene; denn ob sie ihm gleich viele Macht einräumten, so sagten sie doch, er müsse den Gesetzen einer unveränderlichen Nothwendigkeit so gut, als andere Wesen gehorchen. Sie sahen also Gott als ein materielles Wesen an. Des Stoikers Vortrag von der Moral ist schwülstig. Denn da sie sahen, wie vielem Ungemach der Mensch unterworfen sey, so glaubten sie, sie könnten sich mit nichts anders gegen das Uebel schüzen, als wenn sie sich in der grösten Unempfindlichkeit üben würden.

Von solchen verschiedenen und sehr groben Irthümern, welche diesen Philosophen zur Zeit Christi noch eigen waren, läßt sich demnach leicht auf die

daß sie aber in den alten Zeiten sehr stark waren, s. Lukretii Cari Gedicht oder Bücher von der Natur der Dinge.

die Denkungsart und auf die verdorbenen Sitten des Volks überhaupt schliessen. Mehr hievon zu sagen ist theils hier nicht der Ort, theils würde ich wider meine Absicht viel zu weitläuftig werden. Wir kehren also zum jüdischen Volk zurück und sehen auch auf diejenigen Sekten, welche unter diesem Volk die herrschende waren und den grösten Einfluß auf die jüdische Religion hatten. Hat man von diesen auch einige Kenntnisse, von den verschiedenen Meynungen der jüdischen Lehrer zur Zeit Christi, so glaube ich, wird man auch einen bessern Aufschluß von den nachher entstandenen irrigen Meynungen unter den Christen, besonders die Kirchenzucht betreffenden, nicht weniger auch in Rücksicht auf das Mönchswesen, bekommen.

Nachdem sich also die heidnischen Weltweisen lange genug über ihre, gleichwohl irrige Meynungen über Gottesverehrung und Moralität gestritten hatten, so erschien Jesus. Aber so schlecht es um die heidnische Weltweisheit damals aussahe, so schlecht sahe es auch um die jüdische aus, und ihre Religion war bey den Meisten ein blosses Gewerbe. Man sollte zwar meynen, in Judäa hätte die Schönheit einer unverfälschten Religion und wahren Gottesverehrung, wie sie nemlich Moses vorgeschrieben hatte, noch gefunden werden sollen: allein wie sehr war sie erloschen! Weit von ihrer ursprünglichen Gestalt war sie entfernt. Wo man nur hinsahe, so waren Aberglauben, Bigotterie, die Früchte vieler Rotten und Sekten; unter welchen die vorzüglichsten waren.

I. Die Pharisäer. Sie nahmen ihren Anfang in den Zeiten des Jonathas, unter der Regierung der Asmonäer oder Makkabäer, ungefär 130 bis 150 Jahre vor Christi Geburt. Billig muß man zwar den Stiftern dieser Sekte ein grosses Lob und wahren Beyfall zugestehen; denn ihre Lehre und Denkungsart waren in den Zeiten ihrer Entstehung so gut, daß man es damals von einem Juden nicht besser erwarten konnte. Sie fanden grossen Beyfall, den sie auch mit allem Recht verdient haben. Allein eben dieser Beyfall verdarb sie nach und nach so sehr, daß sie endlich die abgesagtesten Feinde der so guten und besten Religion Jesu wurden. Anfänglich sonderten sie sich auf eine sehr lobenswürdige Weise von der damals herrschenden und verdorbenen Sitte ab. Sie mengten sich nicht in die Streitigkeiten der Juden mit den Samaritanern. Sie gaben als friedliebende Leute ein gutes Beyspiel. Sie hielten sich ganz an das mosaische Gesez, welches die einzige Pflicht eines Juden war. Sanftmuth und brüderliche Eintracht gaben anfangs ihrem Charakter den schönsten Zug. Und bald ahmten ihnen Viele aus dem gemeinen Volk nach, ihre Sitten wurden allgemeiner, und sie erwarben sich dadurch ein grosses Ansehen. Aber wie leicht die Neigungen des menschlichen Herzens oft durch öffentlichen Beyfall eine schiefe Richtung bekommen können, davon sind sie bald ein unleugbarer Beweis worden. Als nemlich ihre Anzahl grösser, und die ersten Väter aus ihrer Gesellschaft hinweggestorben waren, so trat bald der Hochmuth in die Stelle ihrer vorigen

Sanftmuth und brüderlichen Freundschaft. Ihr Fleiß im Forschen und Halten des mosaischen Gesezes verschafte ihnen vorzüglichere Kenntnisse, so daß sie endlich den Rang der Gelehrten erhielten und Lehrer des Volks wurden, welches ihnen die nächste Veranlassung gab sich eine unumschränkte Gewalt über das Volk anzumassen; denn bey angesehenen Lehrern ist dieser Schritt desto leichter, wie uns die christlichen Geistlichen bald lehren werden. Sie kamen aber noch weiter von ihren ersten guten Gesinnungen und Grundsätzen ab, so daß sie sich zuletzt mit einer blossen Einbildung begnügten und stolz wurden auf ihre Herkunft von den Vätern nach dem Fleisch *). Diese stolze Meynung flößten sie auch dem Volke ein; und ihre Zusätze und willkührlichen Gebote, die Moses nicht von Gott empfangen also auch dem Volke nicht gegeben hatte, bereicherten sie jetzt und gaben vor, daß dadurch die Gebote Gottes gleichsam umzäunt werden müßten, denn um sicher zu seyn sollte man nach den Grundsätzen dieser Leute mehr thun als Gott befohlen habe. Zu diesen Satzungen gehören vorzüglich 1) die vielen Reinigungen: 2) die langen öffentlichen Gebete: 3) die Fasttage, die ausser den göttlichen

*) Jetzt verlohren sie ihren schönen Namen „Fromme,,, wie sie bisher allgemein genennt wurden. So wurde auch die andere Hauptparthie, die Sadducäer und Essäer, „Gerechten„ genannt. S. das Mehrere hievon in D. Siegm. Jac. Baumgartens Geschichte der Religionspartheyen, wo er von diesen Sekten handelt.

Geboten am Montag und Donnerstag gehalten werden mußten: 4) das übertriebene Verzehnten aller Kleinigkeiten: 5) die übertriebene Sabbathsfeyer, so daß sie auch keine Liebeswerke mehr am Sabbath verrichteten: 6) die langen und grossen Gedenkzettel: Endlich will man sagen, sie hätten die Seelenwanderung angenommen; auch einen Einfluß des Gestirns und der Geister geglaubt: letzteres ist wahrscheinlich, da hingegen ersteres mehr Vermuthung ist. Auf dergleichen Dinge hielten die Pharisäer, bis endlich der erste Zeitpunct zu ihrem künftigen Unglück selbst durch das Haus der Asmonäer herbeykam. Denn durch den Streit Hyrkans und Aristobuls um das mit der königlichen Würde verbundenen Hohepriesterthum geriethen die Juden unter die römische Oberherrschaft, wie wir schon oben gehört haben, und ihre Macht, die sie sich bisher über die Seelen des Volks angemaßt gehabt hatten, fieng an zu sinken, und als Jesus in die Welt kam, sahe es noch gefährlicher um sie aus, bis endlich Jerusalem gar zerstört wurde.

2. Wir kommen nun auf die zwote Hauptparthey, nemlich die Sadducäer. Diese Sekte ist weit älter, als die der Pharisäer. Ihr Urheber soll der Hohepriester Zadok seyn, der ungefär 200 Jahre vor Christi Geburt gelebt hat. Zadoks Vorgänger im Sanhedrin ist Antigonus, ein Schüler Simeonis des Gerechten. Antigonus soll einmal gesagt haben: „Seyd nicht wie Knechte, die ihrem Herrn unter der Bedingung dienen, einen Lohn zu em-

empfangen; sondern seyd wie Knechte, die ihrem Herrn dienen ohne Absicht einen Lohn zu erhalten, und die Furcht Gottes sey über euch.' Aus diesen Worten wollten nun seine Schüler den elenden Schluß folgern, daß auch keine Belohnung der Tugend könne erwartet werden; endlich kamen sie so weit, daß sie die Engel leugneten, so wie sie auch keine Unsterblichkeit der Seele und keine Auferstehung der Toden glaubten, Apost. 23, 8. Matth. 22, 22. Marc. 12, 18. Luc. 20, 27. Die Belohnung der Tugend, wenn sie je noch eine glaubten, setzten sie noch in diese Welt herein. Uebrigens hielten sie strenger auf das Gesez Mosis als die Pharisäer; daher nennten sie sich Rechtgläubige, wie man heutzutag das Wort Ortodoxe gebraucht. Mächtiger war ihre Parthey lange, weil die Asmonäischen Könige sich zu ihnen hielten, bis endlich 79 Jahre vor Christi Geburt die Königin Alexandra sich zu den Pharisäern geschlagen hatte. Als aber Herodes der Grosse die asmonäische Familie ausgerottet hatte, so wurden auch wieder viele Sadducäer in den hohen Rath aufgenommen; ohne Zweifel ein Beweis, daß Herodes der Grosse selbst ein Sadducäer war *).

3. Essäer. Die Schriftsteller sind noch nicht einig, von welchem hebräischen Wort der Name der Essäer

*) Es ist nicht von dem Herodes die Rede, der Johannem den Täufer hinrichten ließ, denn dieser ist wahrscheinlich ein Pharisäer, wenigstens scheint er die Seelenwanderung geglaubt zu haben, und diese glaubten die Sadducäer nicht, wohl aber, wie man sagt, die Pharisäer.

säer hergeleitet werden solle. Einige nehmen das an, welches auf teutsch „betrachten„ heißt: Andere aber glauben, dasjenige Wort, welches auf teutsch ein „Arzt„ heißt, gebe ihnen ihren Namen „Essäer.„ Inzwischen aber ist unsere Absicht nicht dies zu untersuchen. Denn am Ende hat einer so viel Gründe für sich als der Ander. Die Essäer gaben sich ihre meiste Zeit hindurch so wohl mit Betrachtungen ab, als auch mit der Arzneykunst, wie mehrere Geschichtschreiber behaupten. Ihre Entstehung kan man nach dem Berichte des jüdischen Geschichtschreibers Josephus in die Zeit der Entstehung der Pharisäer setzen, und unter der Regierung Hyrkans, der sie drückte, entwichen viele von ihnen nach den Wüsten und nach den entlegenen Oertern des gelobten Landes, auch nach Egypten besonders in die Gegend bey Alexandrien, wo in den späteren Zeiten die Mönche entstanden sind. Die egyptischen Essäer sind in der Geschichte auch unter dem Namen der sogenannten Therapevten bekannt. Sie hatten sehr viel mit dem Klosterleben gemein, besonders mit dem wie es in den ersten Zeiten des Mönchswesens war. Sie lehrten, daß die Körper vergänglich, die Seelen oder Geister aber eine Zeitlang gleichsam als in einen Körper eingeschlossen seyen, und daß die abgeschiedenen Geister so gleich zu ihrer Bestimmung kommen. Den Armen thaten sie sehr viel Gutes, und hielten auf eine ausserordentlich strenge Lebensart. Doch sollen die ausserhalb Palästina gewesenen Essäer noch strenger gelebt haben.

Ausser

Ausser diesen bisher erwähnten Sekten unter den Juden gab es noch verschiedene andere, z. E. a) die **Herodianer**, oder **Herodis Diener** Matth. 22, 16. Marci. 3, 6. c. 12, 15. diese hielten Herodem, und wahrscheinlich den Agrippas für den Messias, der, wie sie hoften, die Juden von der römischen Oberherrschaft befreyen sollte. Man sieht also leicht, wie feind diese Leute Christo gewesen seyn müssen.

b) die **Schriftgelehrten** oder **Gesezlehrer**, welche im N. T. so oft vorkommen.

c) Die **Therapevten**, eine essäische Sekte, die sich nur in einigen Stücken von den strengern Essäern unterscheidet.

Endlich haben wir aber noch etwas weniges von den **Samaritanern** zu sagen. Diese waren keine eigentlichen Juden, sondern wie wir aus dem 2. Buch der Kön. wissen, Kolonisten. Sie scheinen aber noch richtigere und bessere Begriffe vom Messias gehabt zu haben als die Juden; wenigstens giebt uns der Evangelist Johannes eine sehr angenehme und schöne Nachricht von ihrer willigen Aufnahme des Messias (Joh. 4.) *). Ihr Nationalstolz war nicht so unsinnig, wie der jüdische. Inzwischen aber herrschte immer eine grosse und bittere Feindschaft zwischen ihnen und den Juden, wozu freilich die Samaritaner

*) S. das Mehrere hierüber in Hrn. Prof. **Niemeyers** Charakteristick der Bibel, 1ster Theil p. 94. ff.

ner die erste Gelegenheit gaben, wie uns Esra und Nehemia berichten. Diese Streitigkeiten haben nachher viel Blutvergießen verursacht, und es wurde endlich bey jeder Parthey der Bann auf den geworfen, der mit einem von der andern Parthey irgend einen Umgang hatte. Sie bauten sich hernach selbst einen Tempel auf dem Berge Garizim, wo sie noch zur Zeit Christi anbeteten und so viel auf diesen Tempel hielten, als die Juden auf den Tempel zu Jerusalem.

Unter solchen verwirrten Umständen nun, in welchen sich die Menschen überhaupt zur Zeit Christi befunden haben, sollte sich eine neue Lehre emporarbeiten. Hätte sie aber wohl eher und leichter gesiegt, wenn sie eine blos menschliche Erfindung gewesen wäre? Willgeschweigen, daß sie sich iezt schon eine so lange Reihe von Jahrhunderten fast durch alle Reiche der Welt ausgebreitet und erhalten hat, ob ihr gleich so viel Widerstand von Seiten der Heiden sowohl, als auch der Christen gethan wurde. Umsonst bemühen sich also die Feinde des Christenthums, wenn sie der Lehre Christi mit allerhand Vorwürfen entgegen arbeiten, oder ihr, wenns noch hoch kommt, einen blos menschlichen Werth beylegen, und sagen: sie seye dem menschlichen Geiste am angemessensten, und ihr Stifter verdiene das Lob eines erleuchteten Mannes, wie man noch in neuern Zeiten oft hören muß *). Der Erfolg, den die Lehre Jesu unter so

*) Die Wolfenbüttlischen Fragmente! Ob sie wohl so viel sagen?

so viel gefahrvollen Umständen von ihrer Entstehung an bis auf unsere Zeiten hatte, spricht gewiß laut genug für ihre Göttlichkeit, auf deren Erweis man allemal ausgehen sollte, wenn man von der Entstehung der christlichen Religion spricht oder schreibt. Daher ist zu verwundern, daß noch so viele unter unsern heutigen Christen wähnen, es seye etwas überflüssiges tiefer in die Geschichte dieser Begebenheiten einzudringen, als sie uns von den Aposteln vorgetragen worden ist, die doch unstreitig sich nur im Vorbeygehen auf kurze historische Nachrichten einlassen konnten. Das nicht einmal zu berühren, daß sie uns nie eine vollständige Geschichte ihrer Zeit schreiben wollten noch konnten, weil ihre Bücher sonst viel zu gros worden wären. Und überdies haben denn ihre Zeitgenossen und Nachfolger ganz unthätig bleiben sollen? Bey jenen sezten sie diese Kenntnisse schon voraus, und leztern mußten sie auch die Erlernung derselben überlassen. Es ist also höchst ungereimt, wenn unsere Lehrer in den gemeinern Volksschulen ihre Kinder nicht beyzeiten mit der Geschichte und Denkungsart der Pharisäer, Sadducäer, Herodianer rc. bekannt machen, da doch diese Leute so oft im N. Testament vorkommen, und man doch alle Fragen an Jesum und dessen Antworten desto leichter verstehen lernen würde, wenn man die Geschichte und Denkungsart dieser Leute besser kennen gelernt hätte. Und so gehts noch mit vielen andern Stellen, die wir hier nicht berühren können. Sie fallen fast von selbst in die Augen. Denn warum erwarteten die Juden einen Universalmonarchen,

als

als weil sie von der Oberherrschaft der Römer befreyet seyn wollten?

Geht man nun weiter auf den Beweis für die Göttlichkeit der Lehre Jesu aus, wo anders findet man, wenigstens der Nichtgelehrte, denselben besser als aus historischen Datis, bey der Entstehung dieser Lehre selbst, bey ihrer Ausbreitung, bey ihrem Fortgang und bey ihrem so merklichen wohlthätigen Einfluß auf die Menschenherzen in Rücksicht auf moralische Besserung sowohl *), als auch in Rücksicht auf die öffentlichen Gesetze der Obrigkeiten. Gewis durch das Anschauen der Geheimnisse, wie sich die Gottheit mit der Menschheit vereinigt habe, worüber man lange Zeit Untersuchungen auf Kanzeln und andern Privatgesellschaften angestellt hat, die aber immer nur wieder neue Fragen auf die Welt gebracht haben, erreichen wir unsere Absicht nicht so leicht, denn der allerkleinste Theil unserer Christen ist zu solchen Untersuchungen fähig. Man hat sich länger als tausend Jahre über diese Geheimnisse, wie man es nennt, gestritten, und man ist noch nicht fertig damit worden. Wird man aber wohl damit fertig werden? Die Antwort dieser Frage muß ich schuldig bleiben. Man darf die Geschichte der Kirchenversammlungen, auf welchen nicht selten solche Fragen über die Vereinigung

*) Freilich wer nun blindhin glaubt, der hat eine solche Untersuchung und Aufmerksamkeit nicht eben nöthig. Aber daher auch der unsinnige Aberglaube, daher die verkehrten Begriffe vom Christenthum.

nigung beider Naturen in Christo beantwortet, bestimmt und festgesezt werden sollten, nur ein wenig kennen, so wird man finden, wie viele Menschen die traurigsten Opfer derselben worden sind.

Auf moralische Besserung, auf die Christus sein ganzes Geschäft an den Menschen gehen ließ, wirkt nichts thätiger und nichts schneller, als Beyspiele anderer guter Menschen, und hiezu giebt uns Geschichte — besonders die Geschichte der Lehre Jesu — die besten Beweise an die Hand. Und das ist immer das Hülfsmittel, dessen sich Jesus bey seinem Vortrag bediente; deswegen redete er so oft in solchen Gleichnissen z. B. vom Samariter, von dem reichen Manne ꝛc. Bey jedem Anschauen der Tugend einer Person, die uns die Geschichte als ein nachahmungswürdiges Muster vorstellt, wird, wie schon gesagt, unser Gefühl in eine lebhaftere Thätigkeit für die gute Sache des Christenthums gesezt; so wie im Gegentheil einem guten Menschen, der der Lehre Jesu schon eifriger nachgeforscht hat, das Laster verabscheuungswürdiger wird, wenn er die Geschichte des Unsinns, Unwissenheit, Bigotterie und Aberglauben, der schädlichen Folgen der unnüzen Untersuchungen, auch nur in einem kleinen Umfang durchgelesen und sich bekannt gemacht hat. Man wird diesen leztern Saz vorzüglich bestätigt finden, wenn man weiter in diesem Buch gelesen hat. Doch ich sehe, daß ich hier zu weitläuft worden bin. Ich seze also nur noch dies einzige Wort hin-

zu. Wer glaubt, daß nicht jeder Christ mit der nöthigsten Geschichte seiner Religion bekannt seyn müsse — und dies glauben noch viele unserer heutigen Christen — der bleibe meinetwegen bey seiner Meynung, wenn er sie nur auch Andern nicht aufdringen will, so wie auch ich meine Meynung Niemanden aufdringen kann, noch Lust dazu habe. Ich komme also auf die Lehre Jesu selbst, und dann auf ihre Ausbreitung durch seine Apostel, wobey ich mich so kurz als möglich fasse, weil vieles davon in den Büchern des N. Testaments aufgezeichnet ist.

Jesus kam also zu einer Zeit auf Erden, wo wahre Gottesverehrung sich nur noch zu einzelnen redlichen Seelen geflüchtet hatte. Denn der gröste Theil hieng an dem äusserlichen Glanz des ceremonienreichen Gottesdienstes. Und da die Begriffe von Gott und dem Messias unter den Juden so sehr unrichtig und schief waren — denn sie erwarteten einen blos irdischen Erlöser — so suchte Jesus meistentheils seine Lehre so einzurichten, daß die Juden bessere und richtigere Begriffe von wahrer Gottesverehrung bekommen sollten; dann drang er auch darauf sich ihnen als den erwarteten göttlichen Gesandten vorzustellen, und ihnen zunächst begreiflich zu machen, daß seine Lehre einzig und allein den Willen Gottes enthalte, der seine Geschöpfe glücklich machen wolle. Aber bey dem allem gieng er sehr behutsam zu Werke, und selbst seine vertrautsten Freunde und Schüler mußte er nach und nach von ih-

ihren Vorurtheilen abzubringen suchen. Vieles lies er noch stehen, besonders den Glauben an leibliche Besizungen — Dämonen, weil er wohl einsahe, daß es noch nicht Zeit seye solche gar zu tief eingewurzelte Meynungen auszurotten; er überlies also dies Geschäft der weiteren Aufklärung künftiger Zeiten; mithin nicht in der Absicht, als ob künftige Christen diese Dämonologie beybehalten und sogar noch als Glaubenslehre kanonisiren möchten, lies er sie stehen. Er wollte nur nicht alles auf einmal verbessert wissen. Gleichwohl drang er auf die Abschaffung des Gottesdienstes, ob er gleich auch noch hie und da manches stehen lassen mußte. Er selbst bahnte hiezu nur den Weg und seine Apostel, vorzüglich aber hernach Paulus, führten dies grosse Werk weiter aus. Seine göttliche Sendung bestättigte er sowohl, als seine Lehre, durch Wunder und durch sein nachahmungswürdigstes Beyspiel selbst. Seinen Vortrag kleidete er in Gleichnisse ein, worinn er sich nach dem Geist seines Zeitalters richtete. Seine Lehre selbst konnte für Jedermann treffend werden. Der Niedergeschlagene, der bey ihm Hülfe suchte, fand Trost, der Kranke wurde gesund 2c. Aber auch der verführerischen Sekten und Partheyen schonte er nicht; wenn er die Pharisäer strafte, so fanden gleichwohl die übrigen auch etwas für sich dabey. Die Traditionen der Pharisäer verwarf er ganz; hingegen lehrte sie den wahren Sinn des mosaischen Gesetzes. Daß nicht äussere Ceremonien das Wesentliche des Gottesdienstes seyen, daß seine Lehre die einzige Wahre sey, nach welcher schon die

Vä-

Våter des A. Bundes verlangt håtten, zeigte er vorzůglich in der Bergpredigt. Wahre Gottesverehrung bestehe nur in wahrer Herzensbesserung, Liebe zu Gott und Liebe zu dem Nebenmenschen, dieser sey auch wer er wolle. Dies alles verschafte ihm einen grossen Anhang, welches seinen Feinden eben nicht behaglich war, und worauf sie ihn und seine Lehre zu stůrzen suchten. Endlich gelang es ihnen auch diesen erhabensten Gesandten in ihre mörderische Hånde zu bekommen, worauf sie ihn ans Kreuz schlugen *) und meynten jezt wåren ihre Absichten er,

*) Diese Art Uebelthåter hinzurichten kam von den Persern zu den Römern. Diese Lebensstrafe war um so schmerzlicher, weil sie unter dem freien Himmel vollzogen wurde. Eigentlich aber strafte man nur Knechte auf diese Art, die sich eines Verbrechens gegen ihre Herren schuldig gemacht, oder wider die höchste Obrigkeit sich aufgelehnt hatten. Auch Diebe, Mörder und Straßenråuber belegte man mit dieser Strafe. Ehe ein solcher Verbrecher abgethan wurde, ward er gewöhnlich vorher in dem Hauße seines Herrn oder im prætorio an eine Såule gebunden und gegeisselt. Dann mußte er sein Kreuz selbst auf den Gerichtsplaz schleppen. Oft heftete man ihn ans Kreuz, wenn es schon aufgerichtet war; oft legte man ihn aufs Holz und band ihn an Hånden und Fůssen, so daß, weil das Blut nur Tropfenweis herauslaufen konnte, solche Elende eines langsamen Todes sterben mußten. Deswegen wunderte sich Pilatus, daß Christus so bald verschieden war. Der erste christliche Kaiser, Konstantin der Grosse hat diese Lebensstrafe zuerst abgeschaft.

erreicht. Aber was geschah? Schon sein Tod, wie seine Auferstehung und Himmelfarth bestättigten seine Lehre nur noch mehr, wie es auch längst die Väter des Bundes und die Propheten von ihm vorhergesagt hatten.

Ausbreitung der christlichen Religion durch die Apostel.

Nun kam der Zeitpunkt, in welchem sich die Göttlichkeit der Lehre Jesu auch durch andere wirksam zeigen sollte. Hiezu wählte sich Jesus schon bey seinen Lebzeiten auf Erden seine vertrautsten Gefehrten. Männer, deren aufrichtiger Charakter aus allen ihren Reden blickt, zwar oft verzagt, aber durch ein einziges Wort ihres Herren und Meisters wieder aufgerichtet, wollten sie gleichwohl mit ihm in den Tod gehen. Solche gütige Zeugen bereitete sich Jesus selbst zu ihrem Predigtamt vor; er sagte ihnen von seiner Person, von der Absicht seiner göttlichen Sendung so viel, als sie fassen konnten. Was ihnen bey seiner Himmelfarth noch an Einsichten abgieng, das ersetzte ihnen nicht lange hernach der Geist, von dem schon Joel geweissagt, und den ihnen auch Jesus bey seinen Lebzeiten versprochen hatte. Die Erfüllung dieser Verheissung geschahe so feyerlich, daß ganz Jerusalem erstaunte, und alle die darinnen waren, denn es war damals, wie bekannt, ein sehr grosses Fest, worauf auch die ausländischen Juden gekommen waren. Eine einzige Predigt hält Petrus, so konnte sich schon eine

Men=

Menge Zuhörer von der göttlichen Lehre Jesu überzeugen. Könnte wohl eine schicklichere Gelegenheit sich ereignet haben, sogleich auch im Ausland das Evanglium von Christo verbreitet zu sehen? Unmöglich konnte ein so unerwarteter Auftritt auf dem hohen Feste zu Jerusalem die Herzen so mancher noch redlicher Israeliten ungerührt lassen.

Nach diesen Geschichten zogen die Apostel auch in die vornehmsten Oerter des jüdischen Landes. Ausser allem Zweifel ist, daß die Apostel selbst lange Zeit nicht ausserhalb Palästina geprediget haben. Sie drangen zuallererst darauf, eine ansehnliche Gemeinde in ihrem Vaterlande zu stiften. Als aber ihre Brüder, der Nation nach, nicht glauben wollten, daß Jesus der Christ sey, dann begaben sie sich erst weiter in die angränzenden Gegenden von Palästina hinein. Aber wie sich die Anzahl der Christen (Gläubige heißen sie bisher noch immer) vermehrte, so nahmen auch die Verfolgungen überhand, welches wir weiter unten hören werden. Allein auch diese Verfolgungen gereichten dem Christenthum zum Vortheil. Je mehr Widerstand auf der einen Seite, desto mehr Beyfall wieder auf der Andern. Mitten auf dem Weg, auf welchem Saul nach dem Unglück der Gläubigen trachtete, wird er ein Christ. Ein einziges Wort des Herrn wirft ihn zu Boden, und ein einziges Wort desselben richtet ihn wieder auf, so daß er bald der grö-

gröste Apostel wird. Denn vorzüglich dieser Apostel der Heiden, der nun Paulus heißt, wird für die Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden der thätigste Mann. Er stiftete die meisten und grösten Gemeinden. Z. B. die Gemeinde zu Korinth, einer sehr berühmten griechischen Handelsstadt in Achaja, ungefär im Jahr 57. nach Christi Geburt; die Gemeinde zu Ephesus, der Hauptstadt von Kleinasien, als er nemlich ums Jahr 51. nach Jerusalem reiste und sich einige Zeit daselbst aufhielt (Apostg. 19); die Gemeinde zu Philippen, einer Stadt in Macedonien, im Jahr 51. und gleich im folgenden Jahr 52. stiftete er auch die Gemeinde zu Thessalonich, der Hauptstadt in Macedonien, welche Stadt nicht weit von Philippen entlegen ist; so wie er auch gute Anstalten machte diese nun gestifteten christlichen Gemeinden durch seine Mitarbeiter in gutem Stande zu erhalten, weswegen er die Briefe an den Timotheus und Titus geschrieben hat. Vorzüglich muß man aber auch den Epaphras hieher zählen, der einer der ersten christlichen Lehrer zu Colossen, einer Stadt in Phrygien, gewesen seyn soll. Die allerältesten Gemeinden aber sind 1) die zu **Jerusalem**, die man insgemein die Mutter der christlichen Kirchen nennt; als aber diese Stadt zerstört wurde, so flüchteten sich die Christen in die angrenzenden Länder, besonders jenseit des Jordans. 2) **Antiochien**, (Apostg. 9, 11 — 20. 3) Die Gemeinde zu Rom, die auch schon im ersten Jahrhundert war. Es ist

fast sehr überflüssig noch etwas von dem zu sagen, daß Petrus diese Gemeinde nicht gestiftet, noch ihr erster Bischof gewesen sey *), denn als Paulus den Brief an die Römer schrieb, gedachte er des Petrus gar nicht darinn, das er doch hätte thun müssen, wenn Petrus zu Rom gewesen wäre. Ferner streitet die Behauptung der katholischen Kirche ganz wider die Absichten Christi, daß Petrus der Herr der christlichen Kirche hätte werden sollen, da er doch keinem einzigen einen solchen Vorzug einräumt, auch dies nie thun konnte noch wollte, weil er sie selbst ermahnt zur brüderlichen Einigkeit, welche vorzüglich auch darinn bestehen kann, daß keiner sich höher denken solle als der andere, d. i. es soll keiner über den andern herrschen wollen, wie hernach die Bischöfe so bald übereinander herrschen lernten. Die 4te Gemeinde war endlich in dem spätesten Alterthum die zu Alexandrien, deren Stifter oder vielmehr vorzüglicher Lehrer der Evangelist Markus gewesen seyn soll, doch ists wahrscheinlicher, daß sie zuerst durch dahin gekommene bekehrte Judenchristen gesammelt worden ist. Nach und nach aber breitete sich die Lehre von Christo so ungemein stark aus, daß sie sich bald bis in einen grossen Theil der Länder jenseit des Euphrats, Syrien, Egyp-

tens,

*) Den Beweis hievon führt unter andern auch sehr gut Hr. Joh. Andreas Cramer, in dem Anhang zum ersten Theil der Bossuetschen Einleitung in die Geschichte der Welt und der Religion.

ten, Kleinasien, das europäische Griechenland und Italien erstreckte. In entferntere Gegenden der Welt kam aber das Christenthum nicht so gleich durch die Apostel, und es war ihnen auch nicht möglich alles auszurichten. Sie musten doch allemal, so oft sie eine neue Gemeinde hatten, eine Zeitlang da bleiben und sie ein wenig anordnen. Jedoch beobachteten sie die gezwungene Ordnung noch nicht. Bischöfe (episcopi), Priester (presbyteri), Mitarbeiter oder Mithelfer (diaconi) stunden bey ihnen allemal in gleichem Ansehen und Rang. Unter diese Gattungen von Lehrern gehören zu den Zeiten der Apostel diejenigen, welche mit Jesu lebten und Umgang mit ihm hatten, z. B. die 70. Jünger, von denen Lucas (Cap. 10.) Meldung thut, und deren doch nachher nicht mehr namentlich gedacht wird. So viel nun von der Ausbreitung des Christenthums in seinen allerersten Zeiten. Wir kommen also auf den

Gottesdienst der Christen vor den Zeiten der christlichen Kaiser.

So weit es die damalige Zeit, besonders der Apostel, zuließ, so hatte der Gottesdienst (oder vielmehr Gottesverehrung) der ersten Christen alle mögliche Einfachheit, und seine Einrichtung war in den allerersten Zeiten des Christenthums so beschaffen, wie es Jesus nach ihren Umständen verlangen konnte. Ganz frei von irgend einigen gottesdienstlichen Gebräuchen darf man die ersten Ge-

meinden nicht erwarten, da sie anfangs aus den Juden entstanden sind. Aber Ueberflüssiges darf und kann man ihnen auch nichts aufbürden, so nahe sie auch an die jüdische Lokalität hinangrenzen. Ganz sinnloser Gottesdienst war auch nie die Absicht Jesu und seiner Apostel, denn sie kannten die Dürftigkeit der Menschen in Rücksicht auf ihre Sinnen, die auch gereizt werden müssen, wenn das Herz zur Thätigkeit gestimmt werden soll. So waren die Taufe, Abendmal, auch die sogenannten Agapen oder Liebesmale, und die sehr einfache Uebungen des Unterrichts bey denen, die in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen werden wollten, und endlich auch die Ausschliessung *) dessen, der sich irgend eines auffallenden Verbrechens schuldig gemacht hatte, die vorzüglichsten Ceremonien der ersten Christen. Aber diese Gebräuche waren immerhin unschuldig, und sie führten noch keine Spur des Aberglaubens. Erst in den späteren Zeiten bekamen sie diese schädliche Gestalt, und in den unsrigen halten noch viele Gottesgelehrte die ältergewordene Gebräuche für ein Mittel zur Tugend, ob sie gleich ihre ursprünglich reine Gestalt verloren haben, und sie mehr der Tugend im Wege stehen und den Aberglauben befördern, als daß sie Mittel zur Tugend werden sollten. Aber auch wenn Streitigkeiten wegen dieser

*) Der Bann war schon zu den Zeiten der Apostel üblich, sie hatten ihn aus dem Judenthum herüber gebracht, aber so war er nicht beschaffen, wie der in den spätern Zeiten.

diesen oder jenen Gebräuchen entstanden sind, welche allerdings entstehen mußten, weil die Christen aus den Juden und Heiden kamen, wovon die apostolischen Briefe Nachricht geben, so waren diese Streitigkeiten doch weit besser und ruhiger beyzulegen als in unsern Zeiten, wo gleich ein ganzes Heer vermeynter Orthodoxen im Felde steht, wenn man nur von Abschaffung des Exorzismus oder anderer noch weit tiefer in Aberglauben versunkener Gebräuche spricht oder schreibt.

Anfangs hielten sich die Christen noch lange an die jüdischen Synagogen, oder sie kamen sonst in Privathäusern zusammen. Und bey diesen Zusammenkünften folgten sie dem apostolischen Befehl „Lasset alles ehrlich und ordentlich zuge„hen." Man hat wenigstens keine historische Nachrichten, daß sie vor dem zweyten Jahrhunderte öffentliche Gebäude zu ihren Versammlungen bestimmt gehabt hätten. Die vielen Unruhen, auf die mehrmalen auch blutige Auftritte folgten, und vor denen sie von den Ungläubigen nie sicher waren, ließen es nicht zu, daß sie eigene Gotteshäuser aufführen konnten. Sie musten froh seyn, wenn sie durften in Privathäusern zusammen kommen. Oft versammelten sie sich bey andringender Noth auch in unterirdischen Hölen, oft auch bey den Gräbern der Märtyrer, wenn es nemlich die Umstände erlaubten und die Verfolgungen nicht allzugros waren. Erst zu Ende des zweyten und im dritten Jahrhunderte bekamen sie mehr

Ruhe

Ruhe und mit dieser auch mehr Gelegenheit öffentliche Gebäude zu ihren Gottesdiensten aufzurichten. Ob sie aber diesen Gebäuden mehr Heiligkeit als andern Häusern zuschrieben, läßt sich nicht leicht vermuthen; denn es sagt kein christlicher Schriftsteller vor dem vierten Jahrhundert etwas von einem christlichen Tempel. Man fand damals bey den Zusammenkünften der Christen keine Altäre: wenigstens macht ihnen ein gewisser Cäcilius deshalb Vorwürfe, wenn er sagt: „die Christen haben keine Altäre, „keine Tempel, keine Bildsäulen der Gott„heit" desgleichen macht ihnen auch ein Celsus eben diesen Vorwurf. Auf diese Vorwürfe antwortet Origenes: „wir halten nicht dafür, daß „Gott durch leblose Tempel verehrt werden „müsse — — wir vermeiden dasjenige, was „den Menschen unter dem Schein des Got„tesdienstes verderben kann." Nur machten sie, wie man aus der Geschichte des dritten und vierten Jahrhunderts weiß, einige Abtheilungen zwischen der Clerisey und dem Volke. Auch machten sie Abtheilungen zwischen den Gläubigen, Catechumenen, Energumenen und Büßenden.

Catechumenen sind diejenigen, welche noch nicht ganz in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen waren. Wenn jemand sich zur christlichen Religion bekennen wollte, der wurde fürs erste ermahnt, an den Sohn Gottes als an den einzigen Erlöser der Welt zu glauben und aufrichtig zu versprechen, daß er den Vorschriften seiner Religion getreu folgen wollte. Man nahm solche

Leute

Leute allererst in Unterricht auf, ehe sie durch die Taufe ein Mitglied der christlichen Kirche werden konnten. Man suchte ihnen die richtigsten Begriffe von einem einzigen Gott beyzubringen, so wie es damals geschehen konnte. Denn waren solche Catechumenen aus dem Heidenthume übergetreten, so war ein solcher Unterricht das erste und nothwendigste Geschäft, das man mit ihnen vornehmen mußte, um sie gegen die heidnische Vielgötterey recht abgeneigt zu machen. Waren die Catechumenen aber aus dem Judenthum, so mußte man wiederum suchen sie von ihren steifen Vorurtheilen abzubringen und sie von der göttlichen Sendung des Messias, welcher der Jesus sey, recht hinreichend zu überzeugen. Endlich lehrte man sie die Nothwendigkeit einen heiligen Wandel zu führen, indem man ihnen alle Wahrheiten beybrachte, welche die christliche Religion von dem Menschen, von der Bestimmung desselben, von der Unsterblichkeit der Seele und dem zukünftigen Gerichte lehrt. Hiezu hatten sie besondere Schulen, und alle diejenigen, welche in denselben noch Unterricht empfangen mußten, nannte man Catechumenen. Nach dem Berichte des Irenäus haben Johannes zu Ephesus und hernach Polycarpus zu Smyrna dergleichen Schulen errichtet. Auch soll der Evangelist Markus eine solche Schule in Alexandrien gestiftet haben, die hernach sehr berühmt worden ist.

Waren nun die neuen Bekenner zur christlichen Religion auf solche Weise unterrichtet, so mu-

mußten sie fasten und ein demüthiges Sündenbekenntniß vor Gott ablegen, wobey auch die Gemeinde betete und fastete. Dann wurden sie auf den dreyeinigen Gott getauft und zum h. Abendmal zugelassen, welches endlich die Bestätigung ihrer Aufnahme in die christliche Kirche war. Es ist also nach allem diesem sehr wahrscheinlich, daß den sogenannten Catechumenen ein besonderer Ort in den Häusern der christlichen Versammlungen angewiesen war. Ueberhaupt durften sie auch, so lange ihre Probe- und Unterrichtszeit währte, bey dem Gebete der Gläubigen nicht anwesend seyn.

Auch die Energumenen oder Besessenen wurden ausgeschlossen. Man befürchtete, daß, wenn solche Leute, deren Leiber noch in der Gewalt der Teufel seyen, nahe zugegen wären, diese bösen Geister den Gläubigen schaden könnten. Man hatte auch deshalb besondere Exorzisten oder Teufelaustreiber, weil sie den wunderlichen Glauben an leibliche Besitzungen noch aus dem Judenthume mit herüber gebracht und überdies mit vielen andern Meynungen aus der heidnischen Weltweisheit bereichert gehabt hatten, der aber, wie man leicht einsieht, nichts weniger als ins Christenthum gehört *).

Um den Bann, dessen sich nachher die Päbste und andere grosse Prälaten der Welt so häufig

*) S. Hugo Farmers Briefe über die dämonischen Leute im N. T. an D. Worthington, mit Zusätzen von Hrn. D. Semler in Halle.

fig bedient, ja wohl Kaiser und Könige damit bestraft haben, sich besser erklären zu können, muß ich hier auch etwas von den Büssenden sagen. Es waren diese Büssende solche Leute, die sich eines Verbrechens schuldig gemacht haben und daher eine Zeitlang aus der Gemeinde ausgeschlossen wurden. Man sieht leicht, daß auch diesen ein besonderer Ort angewiesen war, wenn man die Beschreibung der Kirchenbusse bey den ersten Christen betrachtet. Herr Professor Spittler in Göttingen beschreibt diese erste Kirchenbusse in seinem Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche p. 48. 49. mit folgenden Worten ganz kurz: „Die erste Stufe war Ausschliessung vom Genuß des h. Abendmals. Nach der ganzen damaligen Einrichtung war das h. Abendmal ein so frohes Brudermal zum Andenken des Todes Jesu, daß man einen offenbar ärgerlichen Sünder keinen Theil daran nehmen lassen konnte.

„Die zweyte Stuffe war, wenn solche Verbrecher nicht einmal mit den übrigen dem Gottesdienste beywohnen durften, und diese Ausschliessung geschahe gemeiniglich in sehr harten auffallenden Ausdrücken. Wollte nun ein solcher Auswürfling (Excommunicirter) in die Gemeinde wieder aufgenommen werden, so mußte er demüthiglich darum anhalten, mußte in seinem ganzen äusseren Betragen die tiefste Traurigkeit ausdrükken, Werke der Liebe und Wohlthätigkeit auszuüben

üben suchen. Erst nach solchen Proben wurde er zur Kirchenbusse zugelassen.

„Das erste war alsdenn, daß er, wenn die Christen zusammen kamen, im ganzen Aufzug eines Tieftraurenden vor der Kirchthüre stehen bleiben und die Vorübergehenden bitten mußte, Gott und die Kirche für seine Wiederherstellung anzuflehen. Nach einigen Wochen oder Monaten wurden ihm die Hände feyerlich aufgelegt, und er für fähig erklärt, dem Gottesdienst zuzuhören. Wenn es aber in dem Gottesdienst zum öffentlichen Gebet kam, musten die Excommunicirten wieder abtreten. Endlich erlaubte man ihnen, auch bey dem Gebet zu bleiben; selbst aber auch, wenn sie nun das ganze Gebet anhören durften, musten sie es stehend verrichten; die volle Einsetzung war der gestattete Genuß des Abendmals." Dies wäre etwa eine kleine Beschreibung der damaligen Beschaffenheit der Kirchenbusse und Kirchenzucht; aber auch ein Beweis, daß die ersten Christen weit mehr auf ein ehrbares Leben drangen, als jetzt, wo man so viel Anstalten zur Versinnlichung des Gottesdienstes getroffen hat. Hätte doch Luther diese auch, wo nicht ganz abgeschaft, doch nur einigermassen mehr eingeschränkt *)! —

Die

*) Einen Beweis, daß man unter Protestanten auch einfachere gottesdienstliche Einrichtungen treffen — und mit grossem Nutzen treffen könne, gibt uns ausser den bekannten liturgischen Einrichtungen des Gottesdienstes in der Pfalz auch die Evan-

Die Zeit, wenn die ersten Christen ihre Gottesdienste hielten, war besonders der erste Tag der Woche. Es wurde dieser Tag zum Andenken der Auferstehung Christi gewählt. Sie nennten ihn eben deswegen auch des Herrn Tag. Sie feyerten diesen Tag aus Liebe zu dem Erlöser; und selbst die Apostel haben es schon so eingeführt. Man feyerte freilich auch anfangs in der morgenländischen Kirche, besonders aus Nachsicht, die man noch mit den Judenchristen hatte, den Sonnabend als den sogenannten Ruhetag Gottes von der Schöpfung. Bald aber hörte die Feyer dieses Tages auf. An den Feyertagen, zu welchen das Fest der Geburt Christi, das Osterfest und das Pfingstfest gehörten, durfte man weder arbeiten noch fasten. Es sollten Tage der Freude seyn, mithin konnte das Fasten daran nicht statt finden. Ausser diesen Feyertagen begiengen sie auch ein feyerliches Andenken an die Märtyrer bey ihren Gräbern. Dies war eine edle Liebe zu den Märtyrern. Nur Schade, daß sie hernach in die Wallfarthen ausartete, welche in den folgenden Jahrhunderten so übelverstanden wurden.

Der

gelisch-lutherische Gemeinde zu Brünn in Mähren, welchen man findet in der langen und schönen Vorrede zu den zwo Predigten bey Einweihung ihres Bethauses gehalten von dem einsichtsvollen und beredten Herrn. M. Viktor Heinrich Riecke, (1783), der selbst diese zweckmässige Einrichtungen getroffen hat, und die verdienten nachgeahmt zu werden.

Der Gottesdienst der ersten Christen bestund in dem Lesen der h. Schrift, dem Gebet und dem Genusse des Abendmals. Sie versammelten sich gerne frühe vor dem Aufgang der Sonnen. Sie sangen alsdann, Gott und Christo zu Ehren, Loblieder. Selbst der kaiserliche Stadthalter, Plinius, der doch ein Heide war, bestätiget solches. Und Justin der Märtyrer schreibt von ihrem Gottesdienste also. „Die Vermögenden unter uns helfen allen Armen auf. Am Sonntage kommen wir alle von dem Lande und aus den Städten, wo wir uns aufhalten, an einem gewissen Orte zusammen, und lesen daselbst die Schriften der Propheten und Apostel, wie es die Zeit mit sich bringt. Die Reichern schenken nach ihrem Willen und Gefallen, und das Gesammelte wird bey dem Vorsteher verwahrlich niedergelegt. Dieser hilft damit den Waisen und Wittwen, den Kranken, den Armen und Gefangenen; überhaupt er muß für alle sorgen." Tertullian sagt noch mehr: „Wir beten für die Kaiser, ihre Räthe und Gewaltigen, für den Zustand der Welt" ꝛc. ꝛc. Und endlich wurde der Gottesdienst mit Singen geendigt. Alles dies bezeugt auch der obengedachte Plinius, als er von dem Kaiser geschickt ward, die Zusammenkünfte der Christen zu untersuchen.

Das Lesen der h. Schrift muß wahrscheinlich nach jüdischer Weise von den Diakonen verrichtet worden seyn. Man findet auch bald, daß eine

eine gewisse Kirchenbedienung aufkam, welche das Amt der Leser hatte. Wenn das Vorlesen geendigt war, so hielt der Bischof gewöhnlich eine Rede an das Volk, worinn er die Versammlung zu einem heiligen Wandel ermahnte. Es waren aber diese Reden in den ersten Zeiten des Christenthums keine Erklärungen, denn solche wurden erst alsdenn nothwendig, als man die Wahrheiten der christlichen Religion gegen die Anfälle der Heiden und Irrgläubigen vertheidigen mußte. Wir erinnern, sagt Tertullian, etwas aus dem göttlichen Worte, wir schärfen die Gebote Gottes ein; wir ermahnen, strafen, und stellen unsern Christen die göttliche Rache vor.

Auf eine solche Rede folgte das gemeinschaftliche Gebet, welches sie an Sonn- und hohen Festtagen, zum Zeichen der Freude, stehend verrichteten: kniend aber beteten sie nur, wenn sie fasteten, welches ein Zeichen der Traurigkeit war.

Ob die ersten Christen schon bestimmte Gebetformulare hatten, läßt sich nicht leicht vermuthen, da die h. Schrift in einem so grossen Ansehen bey ihnen stund, und ihnen die h. Geist auf eine so reichliche und ausserordentliche Weise ertheilt wurde *). Haben sie sich etwa je zuweilen

*) Es ist hier von gewissen lebendigen Ueberzeugungen die Rede, welche Leute haben konnten, die mehr Vertrauen auf Gott hatten, und deren Zeit noch an die Zeit der wahren und redlichen

len eines Gebetformulars bedient, so wär es nach dem Inhalt des Vater Unsers eingerichtet, welches ihnen, wie uns Justinus berichtet, der Bischof öffentlich vorbetete. Sie hatten auch wohl Ursache sich hierinn nach den Vorschriften Jesu, als welcher das Vater Unser als das erhabenste und nachahmungswürdigste Muster des Gebets vorgeschrieben hat, zu richten *).

Auf das Gebet folgte die Opferung, wovon die Bischöfe und Kirchendiener sowohl, als die Armen unterhalten wurden. Von den Irrgläubigen aber und von den Büssenden wurden keine Opfer angenommen. Nur von denen, die an dem Genusse des Abendmals Antheil hatten. Endlich wurde auch der Gottesdienst in der nemlichen Sprache gehalten, welche alle anwesenden Christen verstehen konnten. Denn die h. Schrift wurde sehr frühe in alle Sprachen übersetzt, und diejenigen, die keine Uebersetzung der h. Schrift besassen, hatten ihre Dollmetscher.

Man

Einfalt hinaufgrenzt. Auch wir können sie noch haben. Nicht von Wundergaben, nicht Weissagungen oder so etwas rc. denn diese hörten gar bald auf.

*) Freilich ist zu bedauern, daß dies Gebet in unsern Zeiten so gemisbraucht wird. Und wir Protestanten haben keine Ursache, uns über die Römischkatholischen um ihres Gebetsmechanismus willen zu beschweren — Auch hat Jesus nie befohlen, daß man das Vater Unser singen soll.

Man sieht also, wie sehr sich die Christen in den ersten Zeiten angelegen seyn liessen, bey dem öffentlichen Gottesdienste alle mögliche und der christlichen Religion anständige Einfalt und Einfachheit zu beobachten, damit ja jedem Mitgliede derselben, dem Laien wie dem Priester, dem Ungelehrten wie dem Gelehrten, alles deutlich und rührend seyn sollte. Und dies war auch wirklich ein grosses Hülfsmittel zur Beförderung wahrer Erkenntniß Gottes und Christi. Die gottesdienstlichen Gebräuche, die in ihrem Ursprung theils sehr unschuldig waren, theils aber freilich auch noch etwas jüdisches mit sich führten, welches letztere man ihnen nicht verargen kann, weil sie sich noch in einer gewissen jüdischen Lokalität befanden, die aber wir in unsern Zeiten nicht mehr nöthig haben, nachzuahmen, rührten von der Ehrfurcht her, die das Volk gegen die Bischöfe hatte. Denn den Bischöfen überließ man die Sorgfalt für die Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes. Endlich aber bekamen die Bischöfe ein grösseres Ansehen, als die Gemeinden stärker wurden, und die in den Provinzen richteten sich bald nach denen in den Hauptstädten. Dies hatte doppelte Folgen; denn theils verbreiteten sich die Gebräuche immer weiter aus und vermehrten sich auch; theils wurde dies Befragen um Rath bey höhern Bischöfen in den Residenzstädten der erste Schritt zu den künftigen Streitigkeiten, oder vielmehr zu der Macht, nach welcher einer über den andern herrschen wollte, und so die wahre brüder-

derliche Eintracht verloren ging. Man lernte sich über Gebräuche zanken, worüber man das Wesentliche vergaß, wenigstens vieles von den gottesdienstlichen Vortheilen des Herzens bey den ersten Christen verlor, in wunderbare oft abergläubische Meynungen hinabsank, daß man glaubte, das äussere Gepränge des Gottesdienstes gefalle Gott: — und sehr viele unserer heutigen Christen haben noch diesen **Glauben, den man lieber Wahn** nennen sollte.

Taufe.

Von der Taufe der Catechumenen ist bereits schon etwas gesagt worden. Von der Kindertaufe reden die christlichen Schriftsteller erst am Ende des zweyten und im dritten Jahrhundert. Schon in diesen Zeiten hatte man, wie Tertullian erwähnt, Pathen, welche für die unmündigen Täuflinge reden und antworten mußten, welche Gewohnheit mit allem Recht noch heutzutag ist.

Ein jeder Getaufte wurde sogleich mit Oele gesalbet, zum Zeichen, daß er nun der göttlichen Gnade würdig und zum geistlichen Priesterthum und Königreich eingeweihet und aufgenommen worden sey. Darauf bezeichnete ihn der Bischof mit dem Zeichen des Kreuzes, um ihn an den Kreuzestod Jesu zu erinnern. Man gab den Getauften auch ein wenig Honig und Milch zu essen,

zum

zum Zeichen, daß sie jezt Theil haben an den verheissenen Gütern des Himmels. Endlich zog man ihnen weisse Kleider an, um sie an einen heiligen und unschuldigen Wandel zu erinnern. Der Kuß des Friedens machte den Beschluß des Taufceremoniels. Gewöhnlich aber wurde anfangs — nicht in den Tempeln getauft; sondern man hatte eigene dazu bestimmte sogenannte Taufhäuser. Auch taufte man gemeiniglich nur um Ostern und Pfingsten; aber um der Ordnung und des Wohlstands willen änderte man nach und nach diese beede Gewohnheiten, und taufte, wo möglich, in der Kirche und bald nach der Geburt, welches auch allerdings nöthig war.

Abendmal.

Ist nun der Catechumene durch die Taufe ein Mitglied der christlichen Gemeinde worden, so wurde sogleich seine Aufnahme in die Gemeinde durch den Genuß des Abendmals bestätigt. Die ganze Gemeinde betete mit ihm, und sie küßten einander. Dann wurde dem Bischof Brod und ein Becher mit Wasser und Wein gebracht, worüber er eine lange Danksagung zu Gott hielt, die das anwesende Volk mit einem lauten und einstimmigen Amen endigte und so bestätigte. Hierauf bekam jeder Anwesende aus der Hand des Diakons von dem Brod und von dem mit Wasser vermischten Wein. Auch schickte man den abwesenden Gliedern derselben Gemeinden davon. Und so hatte jeder, der zu

der Gemeinde in derselben Stadt, Dorf oder Gegend gehörte, Antheil an dem frohen Liebesmal. Es waren aber diese Liebesmale noch nicht das wirkliche Abendmal; sie gingen nur vor diesem her, und waren besonders für die Armen bestimmt, zu deren Erquickung sie dienen sollten. Als aber die Gemeinden nach und nach zahlreicher und grösser worden waren, so hörten diese Liebesmale auf. Doch die Opferung, die vor ihnen hergieng, blieb.

Wenn nun die Opferung, welche in allerhand freywilligen Gaben bestund, beysammen war, so nahm der Oberste so viel Brod und Wein, als zum Genusse des Abendmals nöthig war. Er betete und dankte darüber. Ohne Zweifel bedienten sie sich dabey der Einsetzungsworte. Dann wurde das gesegnete Brod und der mit Wasser vermischte Wein unter die Anwesenden ausgetheilt, welches an allen Sonn- und hohen Festagen geschah. Anfangs hielt man das Abendmal des Abends, wie schon zu den Zeiten der Apostel üblich war. Später hin aber z. E. zu Cyprians Zeiten hielt man es des Morgens früh. Doch nur deswegen, weil sie nur des Morgens zusammen konnten, denn die nächtlichen Zusammenkünfte wurden von den Kaisern untersagt. Zum Beschluß dieses Gottesdienstes sang man ein Danklied, und die Gemeinde gieng wieder froh auseinander nach Hause, nachdem sie einander den Kuß des Friedens gegeben hatten.

Fasten.

Auch dieses wurde von den Judenchristen ins Christenthum herübergebracht, denn es machte bey den Juden ein wesentliches Stück des Gottesdienstes aus. Selbst von Jesu und nachher von seinen Aposteln meldet ja die h. Schrift, daß sie gefastet haben. Allein wie Jesus überhaupt noch viele jüdische Ceremonien stehen ließ, welche durch die weitere Ausbreitung des Christenthums nach und nach von selbst wegfallen sollten, so liessen er und seine Apostel auch das Fasten noch stehen; aber nirgends findet man, daß sie es befohlen hätten, zu halten. Sie wollten es weder abschaffen, noch vielweniger aber bestättigen oder befehlen. Man sieht dies aus einer Stelle in dem Brief Pauli an die Colosser Cap. 2, 16. 17. Die ersten Christen behielten also das Fasten lange als eine willkührliche leibliche Uebung bey, die im Geringsten nichts gezwungenes oder gesezmässiges hatte. Erst in spätern Zeiten, wo man aus der heidnischen Weltweisheit lernen wollte, daß das Fasten etwas verdienstliches sey, fing man an Fastengesetze zu geben: wozu noch kam, daß die nach und nach mächtiger gewordene Bischöfe ihren Vortheil dabey zu finden gelernt hatten.

Anfangs bestimmte man zum Fasten nur die Stunden von der Kreuzigung Christi an bis zu seiner Auferstehung. Diese Zeit wurde das Quadra-

gesimalfasten genannt, weil sie ungefär 40 Stunden dauerte. Hier berief man sich auf die Worte Christi: „wenn der Bräutigam von ihnen genommen wird dann werden sie fasten.„ Die etwas spätern Christen fiengen bald an sich zuerst über die Länge der Fastenzeit zu streiten, als schon am Ende des zweyten Jahrhunderts der Streit über die Feyer des Osterfests mit dem römischen Bischof, Viktor, ausbrach. Einige wollten ihre Freyheit hierinn behaupten; andere aber, weil sie die Bedeutung des Worts Quadragesimal verloren hatten, wollten eine vierzigtägige Fastenzeit daraus herleiten. Und diese Zeit sollte von Ostern bis Pfingsten währen. Auch vor der Taufe der Catechumenen wurde bisher gefastet. Um die Zeit des Tertullians fastete man auch schon am Mittwoche, weil man glaubte, daß der Erlöser an diesem Tage verrathen worden sey. Man nannte daher diese Tage Stationen; und man fastete an diesen nur bis zur neunten Stunde, bis man endlich anfing die Haltung der jährlichen gewöhnlichen Fasten so wohl, als auch der an den Stationen und Bettage als Gewissenssache zu betrachten. Doch wußte man noch nichts von einer Auswahl der Speisen, wie heutzutag in einer andern christlichen Kirche. Man enthielte sich, wenns die Gesundheit zuließ, aller Speisen bis zum Abend; und erst, wenn die Nacht eingebrochen war, erquickte man sich durch eine mäßige Mahlzeit. Ein solches Fasten mußte mehr Eindruck auf die Herzen machen, als wenn man jezt an den Fasttagen sich schon am Mittag mit einer ziemlichen Portion Fische sättigt.

Noch

Noch eine andere Gewohnheit, die sehr schön und löblich war, hatten die ersten Christen mit dem Fasten verbunden, so lange nemlich Gewissensfreyheit noch nicht dadurch gestört war. Sie kamen zusammen zu beten, und das, was sie durch das Fasten erspart hatten, theilten sie als Almosen unter ihre Armen aus. Auch hievon weiß man heutzutag nichts mehr. Bis auf das fünfte Jahrhundert hatten noch viele Christen beym Fasten eine Gewissensfreyheit. Der h. Chrysostomus, Patriarch in Constantinopel, macht eben deswegen die so schöne Anmerkung, wenn er sagt: „Wenn du deines schwachen Leibes wegen nicht den ganzen Tag nüchtern hinbringen kannst, so wird kein Verständiger dir darüber einen Vorwurf machen können. Wir haben einen gütigen Herrn, der nichts verlangt, was über unsere Kraft ist. Es ist ihm nicht blos um die gänzliche Enthaltung von Speise und Trank zu thun; nicht darum vornemlich, daß wir nüchtern bleiben; sondern daß wir die weltlichen Geschäfte auf einige Zeit unterlassen und uns mit geistlichen Betrachtungen unterhalten sollen. Richteten wir unser Leben mit einem nüchternen Gemüthe ein, und wendeten unsere Zeit auf geistliche Beschäftigungen, und nähmen nur so viel Speise, als wir zu unserer Sättigung brauchten, und brächten wir unser Leben mit guten Werken zu: so wäre kein Fasten nöthig." Beynahe möchte man sagen, daß sich kein Begrif von gottesdienstlichen Uebungen so lange richtiger erhalten hat, als der Begrif vom Fasten; obgleich schon zu Chrysostomus Zeiten auch einige in ihren Meynungen darüber auszuschwei-

zuschwei-

zuschweifen angefangen hatten, denn sonst würde Chrysostomus seine Anhänger nicht gegen Vorwürfe sichern und trösten wollen. — Erst später als der Fastentage so viel wurden, und sich diese in unverbrüchliche Gesetze verwandeln lassen mußten, so wählte man sich besondere Speisen. Die Irrgläubigen enthielten sich vom Fleisch; viele assen nur Fische; viele auch nur blosses Brod. Aber auch dieser Unterschied verursachte grosse Streitigkeiten, die bis in das neunte Jahrhundert fortdauerten, und zu so vielen Superstitionen Anlaß gaben, von denen man weiter unten einige Nachrichten lesen wird. Endlich wurde das bekannte Fastengesez in der Kirche festgesezt, das zeither in der römischkatholischen Kirche erhalten, unter Josephs II. Regierung aber ein wenig gemildert wurde. In Italien bleibt man jedoch bey der reinen Lehre vom Fasten, welches die abergläubischen Bischöfe und Pfaffen einmal angenommen haben. Daher der Engländer seine Fische noch immer gut anbringen kann und sein Gläschen austrinkt auf die Gesundheit des Pabsts.

Kreuzeszeichen.

Unter allen Gebräuchen, welche nach und nach wesentliche Ceremonien des Gottesdienstes der Christen worden sind, scheint der Gebrauch, sich zu bekreuzen, beynahe auch einer der ältesten zu seyn. Da noch von den Juden der Glaube an leibliche Besitzungen ins Christenthum herüber kam, so ward es auch bey den ersten Christen bald allgemeine Meynung

nung, den Menschen nicht eher taufen zu können, als bis der Teufel vorher ausgetrieben sey. Vorher könne man, sagten sie, dem Kinde den heiligen Geist nicht geben. Es legten sich daher anfangs sehr viele auf diese Kunst, und man hatte bald so viele Exorzisten (Teufelaustreiber), daß man anfangen mußte nur gewisse Leute dazu zu bestimmen und eine Ordnung unter ihnen zu machen, die hernach auch eine Art von Kirchenbedienung wurde. In diesen Zeiten der Teufelaustreiberey entstund denn nun die allgemeine Gewohnheit sich zu bekreuzen, und schon im dritten und vierten Jahrhunderte schrieb man ihr allerhand besondere Wirkung zu.

Schon zu Tertullians Zeiten war es üblich, daß man die Täuflinge fragte, ob sie dem Teufel, seinem Wesen, der Welt und ihren Lüsten entsagen wollten. Und nachdem sie ihr Glaubensbekenntniß abgelegt hatten und sie getauft waren, so wurden sie mit Oele gesalbet, wie wir schon oben gehört haben, damit sie zum geistlichen Priesterthume und Königreich eingeweihet werden möchten. Endlich legte der Bischof dem Getauften die Hände auf, und er wurde von demselben zum Beschluß mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet. So ahmte man nun diesen Gebrauch bald allgemein nach. Man sieht dies aus den Worten des h. Chrysostomus, wo er dem Zeichen des Kreuzes folgende Wirkung zuschreibt: „Wenn du dich mit dem Zeichen des Kreuzes zeichnest, so

wird sogleich alle Macht des Satans vertrieben. Zeichnest du dich aber nicht, so hast du deine Waffen weggeworfen, und der Satan wird dich, weil du keine Waffen und Schuzwehr mehr hast, ergreifen, und dir unzähligen Schaden zufügen." Wie diese Meynungen noch weiter eingerissen und noch schädlicher worden seyen, wird bey andern Gebräuchen weiter unten vorkommen. Uebrigens macht man das Zeichen des Kreuzes noch in der ganzen römischkatholischen Kirche, ja selbst noch zum Theil unter den Protestanten. Ob aber bey Leztern in eben der Absicht, in welcher die Alten sich bekreuzten? Doch der Exorzismus wird ja jezt erst in einigen Gegenden noch abgeschaft. Luther behielt noch manche Gebräuche bey, überließ sie aber der Aufklärung künftiger Zeiten, weil er wohl einsahe, daß er nicht alles auf einmal abschaffen könne. Endlich kann man beten und sich bekreuzen, oder kann man beten und sich nicht bekreuzen. Im Beten — wenn es ernstlich ist — liegt der Grund der Erhörung und nicht im Bekreuzen. Es kann also dies Leztere gar füglich wegfallen, wenn äussere Ceremonien nicht mehr christliche Volksreligion bleiben sollen.

Lezte Oelung.

Dieser Gebrauch, wenn ich dies Sakrament der römischkatholischen Kirche so nennen soll, hat verschiedenere Entstehungsquellen, als zum Theil die bisher

bisher berührten Ceremonien des heutigen christlichen Gottesdienstes in einigen Gegenden sowol des Protestantismus als auch des Katholizismus. Man ist zwar in der Kirche über die Entstehung der lezten Oelung, ihre Bedeutung oder symbolischen Werth, über die Handlung selber lange nicht einig worden, und Zwang hat am Ende der ganzen Handlung ihre Bestimmung und Werth geben müssen. Da nun der Ursprung dieser symbolisch gewordenen Handlung auch da zu finden ist, wo alle Abarten guter apostolischer Verordnungen herkommen, von dem Mißverstand so mancher Stellen der h. Schrift, von der Liebe zum Wunderbaren, die so leicht in Aberglauben ausartet, aber auch vielleicht von der Vermischung der Meynungen irrender Sekten mit den Meynungen der orthodoxen Christen, so wird es nicht unnöthig seyn, wenn ich auch in diesen Blättern ausführlicher von dieser lezten Oelung handeln werde. Zuerst aber nur eine kleine Beschreibung von der heutigen Gestalt dieses Sakraments *).

Die lezte Oelung hat folgende Gestalt. Wenn ein Mensch krank wird, und man glaubt, daß er sterben werde, so ruft man den Geistlichen. Aber, wie gesagt, man ruft ihn erst alsdenn, wenn man alle Hofnung zu seiner Wiedergenesung aufgeben muß, und ihm, in der gemeinen Sprache zu reden, der Tod auf der Zunge hüpft. Jezt wird Christus auf einmal der einzige Mittler und Fürsprecher bey Gott,

*) Vor einiger Zeit wohnte ich selbst einmal diesem Akt bey.

Gott, da man ihm bisher noch viele Andere an die Seite gesezt hat. Der Geistliche zündet, wie gewöhnlich, ein Licht an, und fragt den Sterbenden nach seiner Gemüthsverfassung, wenn auch dieser gleich nicht mehr sprechen kann. Desto besser ists, wenn er nicht mehr im Stande ist zu antworten. Der Geistliche bekreuzt den Sterbenden und bestreicht mit dem geweiheten sogenannten heiligen Oele seine fünf Sinnen, zum Zeichen, daß ihm nun alle Sünden, die er mit denselben begangen habe, vergeben seyen. Und dieser Trost soll gleichsam ein gewisses Viatikum auf die Reise nach jener Ewigkeit seyn, auf welche dem Halbverblichenen mit etlichen Duzenden von Ave Maria, Paternostern und einigen lateinischen Gebetsformeln, die der Geistliche in aller Geschwindigkeit herspricht, zugerufen wird.

Eine solche Gewonheit, die, im Grunde betrachtet, eben nichts heißt, zumalen da alle Gedankenlosigkeit dabey herrscht, verdient also, daß man wenigstens nach ihrem Ursprung, und nach ihrem Gang forsche. Denn es deucht mich doch unbillig zu seyn, wenn man nur über solche Gebräuche spottet, ehe man sie genauer kennt und mit ihrer Geschichte bekannt ist, Ist man aber mit der Geschichte und Entstehungsart eines solchen verfallenen Gebrauchs bekannt, so wird sich auch nur bey einem halbgut- und billig denkenden Menschen der Spott in ein Mitleiden verwandeln, wenn er sieht, wie aus einer so ehrwürdigen apostolischen Vermahnung und

nach-

nachher daraus hergeleiteten, dem Anschein nach guten Gebräuchen so viele ausschweifende Unordnungen ꝛc. entstanden sind.

Jezt wird die lezte Oelung bei den Römischkatholischen so hoch gehalten, daß sie glauben, derjenige, welchen der Tod nicht habe zur lezten Oelung kommen lassen, sey in der Ewigkeit einer weit größern Strafe unterworfen als andre Menschenkinder. Worauf sich die römischkatholische Kirche in Ansehung dieses Sakraments gründe, ist fast allgemein bekannt, nemlich auf die Worte des Briefs Jacobi (Cap. 5, 14. 15.) wo es heißt: „Ist jemand krank, „der rufe zu sich die Aeltesten der Gemeinde und „lasse über sich beten, und salben mit Oele in dem Namen des Herrn u. s. w.„

— Des Zanks und Streits über die Bedeutung dieser Worte war so viel in der römischkatholischen Kirche, daß man mehr als ein ganzes Buch davon anfüllen könnte. Die Händel, die darüber entstanden, hörten auch nicht auf, obgleich im 12. Jahrhundert Pabst, Eugenius, und der h. Bernhard, Abt von Tiron, die Sache ausmachen wollten und lezterer seine Meynung durch vorgebliche Wunder bestätigte. Erst die weltberühmte Synode zu Trident im Jahr 1545 formte daraus die eigentliche lezte Oelung.

Freilich wollte man schon in frühern Zeiten bemerken, daß der Apostel in seiner Stelle von Wundergaben rede; allein auch in unsern Zeiten hat

die-

diese Meynung viele Verehrer; selbst bey den Protestanten.

Hievon nur ein paar Worte. Eigentlich enthalten die angeführten Worte des Jacobus nur eine Regel für diejenigen Gemeinden, an welche der Apostel schrieb. Der ganze Zusammenhang vor und nach unserm Text zeigt, daß diese Regel nicht eigentlich allen Christen gelte, — besonders in dem Verstand, wie man sie nachher genommen hat. Eben so wie die Apostel viele dergleichen Vorschriften oft nur an diese oder jene Gemeinde ergehen lassen mußten, je nachdem besondere Umstände dieselben erforderlich und nöthig machten, so auch hier. Dies ist um so mehr wahrscheinlich, wenn es wahr ist, daß, wie noch manche glauben, damals in der Gemeinde ohne Zweifel in der Antiochischen, an welche Jacobus diesen Brief schrieb, viele Arme und Kranke gewesen sind. Es mag seyn, denn man weiß, daß viele aus der korinthischen Gemeinde krank wurden und starben, weil sie das Abendmal nicht recht gebraucht oder sich anderer Verbrechen schuldig gemacht hatten. Allein daraus sieht man nicht, daß der Apostel solche Kranken auf eine außerordentliche Weise gesund machen wollte. Ueber dies weiß man doch gewiß, daß wenn auch einige andere außer den Aposteln die Gabe Wunder zu thun gehabt haben, doch nicht alle Aeltesten diese Gabe hatten. Und in diesem Fall hätte doch Jacobus deutlich bestimmen müssen, solche Aeltesten rufen zu lassen, denen die Wundergaben gegeben waren. Aber eine

sol-

solche Auswahl macht, wie bekannt, Jacobus nicht. Wie viel müssen sich doch die Apostel nachsagen lassen! —

Zum andern redet Jacobus wahrscheinlich blos mit Judenchristen und bey diesen mußte er sich einigermaßen nach ihrer Denkungsart richten, wie die Apostel in den meisten ihrer Briefe thun. Unter den Juden war zu allen Zeiten das Salben mit Oele üblich, wie wohl nicht eben bey Kranken oder Sterbenden. Doch weiß man aus Marci 6, daß die Apostel die Siechen mit Oel salbten. Allein es ist bekannt, daß Jesus und seine Apostel alle ihre Wohlthaten auf eine gewisse symbolische Art zu versinnlichen suchten. Konnte also wohl Jacobus hier diese Gewohnheit nicht auch beobachtet haben? Denn offenbar schreibt er die Wirkung des Gesundwerdens dem Gebet zu.

Ferner haben die Christen in dieser Gemeinde viele Verfolgungen von den Juden erdulden müssen, worinnen sie ungeduldig wurden. Denn die Gemeinde zu Antiochien sammelte sich aus solchen Christen, die nach Stephani Hinrichtung verfolgt wurden, und sich dann nach Antiochien geflüchtet hatten. Dies siehet man auch daraus, wenn der Apostel kurz vorher ihnen deshalb Geduld zuspricht. Eben so kann es Kranke gegeben haben, die in ihren Umständen ungeduldig wurden. Ungeduld kann in manchen Fällen eben so viel heißen als wider Gott murren; und dies ist doch Sünde? Noch kann es wiederum andere Kranke gegeben haben, welche selbst Schuld

an ihrer Krankheit waren, und daher an der Erlangung der Gnade Gottes zweifelten. Jedem aus diesen sucht der Apostel auf alle mögliche Art die Geduld zu empfehlen! — Und besonders will er die Kranken auffordern, sich gleichsam auch mittelbar an die Aeltesten, die erfahrnen Männer der Gemeinde zu wenden, welche ihnen mit Rath und Trost beystehen sollten, das fürnemlich auch die Pflicht der Aeltesten sey. Und endlich, wenn man zugiebt, daß die Kranken wirklich von den Aeltesten mit Oele gesalbet wurden; konnte es denn nicht auch ein solches Oel gewesen seyn, das eine natürliche Kraft hatte, den Kranken wieder herzustellen; obgleich Jacobus das Gebet empfielt, denn das Gebet ist die erste Pflicht eines Christen, welche er bey jeder Unternehmung, mithin auch beym Gebrauch der Arzeneymittel zu beobachten hat. Auch ist der Gedanke weit natürlicher, wenn man annimmt, daß solche Kranke, von denen der Apostel besonders zu reden scheint, um die Vergebung ihrer Sünden bitten mußten, (denn er redet im 4. Cap. von Wollüstigen rc. die sich in dieser Gemeine befinden sollen — und Wollüstige können sich doch oft selbst ihrer Gesundheit berauben?) als wenn man bey dem Salben mit Oele sowohl, als bey dem Gebet der Aeltesten über sie ihre Wiedergenesung als Wunderwerke ansehen zu können glaubt. Man hat überdies kein Beyspiel, daß auch nur ein einziger auf eine so außerordentliche Weise gesund worden wäre. Eben so weiß man auch nicht, daß solche Kranke gerade zu eigentlichen Geistlichen schickten. Dieß scheint erst in solchen

chen Zeiten aufgekommen zu seyn, als Priester und Bischöfe geldbegieriger wurden, und daher jeden Gang sich bezahlen ließen; freilich unter dem Vorwande, das Geld gehöre der Kirche; — Wie fein wußten sich solche Priester als Herren über die Menschenseelen zu behaupten! — Allein dem ungeachtet, was bisher über die Worte des Jacobus gesagt worden ist, soll in dem Salben mit Oel und in dem Gebet über die Kranken doch eine wunderthätige Kraft verborgen gewesen seyn? — Gut, — es sey! So sollte doch diese symbolische Handlung nur so lange währen, bis die Wundergaben der Kirche nicht mehr nöthig waren, und also aufhörten. Außer man müßte die in den folgenden Zeiten erdichteten Wunder für wahr halten. Und dergleichen findet man fast in allen Jahrhunderten. Besonders wußte im 12. Jahrhundert der h. Bernhard Abt zu Tiron, sich dadurch ein großes Ansehn zu verschaffen. Doch ich komme jezt wieder auf die Geschichte der lezten Oelung.

In den 3 ersten Jahrhunderten findet man nicht die geringste Spur, daß ein Justin, Irenäus, Tertullian, Cyprian und Origenes, welches doch alle die glaubwürdigsten Zeugen sind, auch nur ein Wort von der lezten Oelung oder von einem ihr etwas ähnlichem Gebrauch geschrieben hätten, da sie uns doch gewiß insgesammt die besten und sichersten Nachrichten deutlich genug in ihren vielen Werken hinterlassen haben. Eben so still sind die

Schriftsteller des 4. Jahrhunderts von dieser symbolischen Handlung bey der römischkatholischen Kirche. Zwar je länger und je mehr sich das Christenthum ausbreitete, so nahmen die Wundergaben ab, und hörten bey Zeiten ganz auf. Die Christen in den folgenden Zeiten waren aber so fromm und wollten doch auch etwas Wunderbares haben: sie fielen daher auf allerhand unnüze Religiositäten. Das sieht man aus den vielerley Gebräuchen, womit der Gottesdienst nach und nach vermehrt, und so zu sagen, überhäuft wurde. Allein noch im 4. Jahrhunderte wurde unter dem Namen eines Clemens ein Buch geschrieben, welches die apostolischen Verordnungen und die ganze Gestalt der damaligen christlichen Kirche enthält. Der Verfasser dieses Buchs sagt, daß die Christen sich damals nach allen, auch den geringsten vorgeschriebenen Gebräuchen richteten, aber der lezten Oelung thut er keiner Meldung. Eben so auch Epiphanius, welcher im 5. Jahrhundert alle Lehren und Gebräuche der Kirche beschreibt, weiß nichts von der lezten Oelung. Jedoch findet man jezt so etwas, worauf sich besonders die Florentinische Synode im Jahr 1439 berief. Es wurde nemlich im 6ten Jahrhundert eine Schrift bekannt, die aber wahrscheinlich noch ins 5te Jahrhundert gehört, und einem Dionysius von Areopagita fälschlich angedichtet wird. In dieser Schrift, welche schon durch ihren wunderlichen Titel „Himmlische Hierarchie" manchen Unsinn verräth, will besagte Synode den Grund der lezten Oelung gefunden

funden haben. Dem sey, wie ihm wolle, so zeigen doch die Ausleger dieser daselbst gefundenen Stelle selbst, daß noch von keiner lezten Oelung die Rede sey. Dionysius von Areopagita soll nemlich in diesem Buche gesagt haben, daß der Priester denjenigen, der jezt gestorben sey, mit Oel salbe. Gesezt nun diese Worte fänden sich in diesem Buch, so heißen sie doch offenbar nichts weiter, als was jede Einbalsamirung der Todten heißt. Dergleichen Stellen haben die Freunde der lezten Oelung noch mehrere; es lohnt aber der Mühe nicht, auch nur einige von denselben hieher zu bringen. Diese einzige ist ein hinreichender Beweis, wie dürftig an logischem Sinn sie sich mit ihren Folgerungen zeigen.

Noch ein einziger merkwürdiger Schriftsteller aus dem fünften Jahrhunderte verdient bey unserer Absicht, den Ursprung der lezten Oelung aufzusuchen, bemerkt zu werden. Es ist der berühmte Augustinus, der so sehr gegen die Kezereien der Pelagianer eiferte. Dieser Augustinus schrieb ein Buch, in welchem er alle Kezereien der Irrgläubigen — will man besonders annehmen der Gnostiker — erzehlt. In diesem Buche sagt er, daß eine gewisse gnostische Sekte, (Herakleoniten — Herakleon heißt ihr Stifter) die aber im 2. Jahrhundert schon vorkommt, ihre Sterbenden mit Oele, Balsam und Wasser bestrichen, über sie gebetet, und dieses für eine neue Art der Erlösung gehalten haben. Es scheint fast, daß die lezte Oelung von daher ihren

Ursprung habe, weil man bald so etwas ihr ähnliches unter den Rechtgläubigen findet, besonders aber im 7. Jahrhundert. Allein wenn die Rechtgläubigen zur Zeit des Augustinus den Gebrauch der lezten Oelung gehabt hätten, so hätte doch Augustinus sagen müssen, wie sie sich hierinn von Kezern (Herakleoniten) unterschieden. Aber nicht nur dieses unterläßt Augustinus, sondern er sagt gar nicht, daß die Rechtgläubigen irgend einen solchen Gebrauch vor und zu seiner Zeit gehabt hätten. Ohne Zweifel machte man besonders in den neuern Zeiten Glossen über den herakleonitischen Gebrauch, bis man endlich ein neues Sakrament daraus herleitete. Eine Ehre für die Kezer, daß Rechtgläubige sie zwar lang und breit anschreyen, doch aber in manchen Stücken sie nachahmen! —

Im siebenten Jahrhundert findet man, daß in vielen christlichen Gemeinden der Gebrauch aufgekommen war, die Kranken mit Oel zu bestreichen. Aber dieser Gebrauch unterscheidet sich offenbar von der heutigen lezten Oelung; denn damals glaubte man, die Kranken — vielleicht trug man sich mit der Meynung, es geschehe auf eine wunderbare Art — wieder durch diesen Gebrauch gesund machen zu können. Und diese Art die Kranken mit Oel zu salben, erhielt sich bis ins 12. Jahrhundert, ohne daß er sich merklich veränderte. In diesem 12. Jahrhunderte, welches ohnstreitig das ächte Gepräge der Dummheit und Unwissenheit führt, fanden sich erst so fromme müssige Köpfe und enthusiastische

Wun-

Wunderthäter, welche den bisherigen Gebrauch des Salbens mit Oele wieder ins rechte Licht zu stellen suchten. Sie machten dabey allerhand neue Entdeckungen von Wundern. Die römischen Päbste und ihre Bischöfe — Bettelmönche hatten sie jezt noch keine — mußten doch auf ihren Kirchenversammlungen auch etwas zu streiten und auszumachen haben, wobey sie ihr Ansehen bey der Kirche erhöhten, und ihre Finanzdogmatik mit heiligen Zusätzen bereichern konnten. Sie eiferten also dem bisherigen Gebrauch der lezten Oelung seine erste apostolische ursprüngliche Gestalt wieder zu geben, ob sie gleich nicht wußten, wie diese Gestalt in den älteren Zeiten beschaffen war. Daß doch die Christen elfhundert Jahre so nachlässig waren! — Vorher konnten auch Laien diese Handlung verrichten; — jezt hielt man es aber für besser, wenn das Salben kurz vor dem Sterben durch Priesterhände geschähe. Der h. Bernhard, Abt von Tiron, nahm sich der Sache der lezten Oelung besonders thätig an. Er wußte, daß durch diese die Sünden vergeben werden könnten. Er machte deswegen ein Weib, welche ungesalbt starb, wieder lebendig und salbte sie. Welch ein Wunder! Dergleichen that der h. Bernhard mehrere. Doch auch jezt ward über diesen Gebrauch noch ziemlich lange gestritten; denn mitten unter dem unruhigen und dummen Haufen der Pfaffen gab es doch zuweilen einen, der besser dachte und nicht alles so geradehin annahm. Die Florentinische Synode nachher im Jahr 1439 wollte die lezte Oelung,

wie sie jezt ist, vollends überall einführen; allein dies wichtige Werk kam doch nicht eher zu Stande, bis im Jahr 1545. die Tridentinische weltberühmte Synode, worauf Jesuiten die Hauptakteurs waren, eröfnet wurde. Hier erst formte man das Sakrament zu. Es wurde nun ein und für allemal behauptet, daß die lezte Oelung als ein Sakrament von Christo und seinen Aposteln auf alle Zeiten eingesezt worden sey. Das Wesen dieser symbolischen Handlung sey das Oel, das vom Bischof bekreuzt, und so eingeweiht werden müsse. Auf solche Weise sey der h. Geist sichtbar darinnen. Es wurde endlich auch daselbst ausgemacht, daß denjenigen, der dies Sakrament nicht gebrauchen würde, das Anathema treffen solle. – Noch klassificirte man die Arten, wie man dies Sakrament verachte. Darnach konnte man sich nachher gar füglich zu richten wissen. Und so blieb die lezte Oelung zeither in der römischkatholischen Kirche.

Etwas von den Verfolgungen der Christen in den drey ersten Jahrhunderten.

In der Geschichte der Apostel finden wir die meisten Nachrichten von den Verfolgungen, welche die Christen besonders von den Juden auszustehen hatten. Diese waren vor der Zerstörung Jerusalems die ärgsten Feinde der Christen. Gemeiniglich aber, wenn in Jerusalem ein Aufruhr entstand, waren die ausländischen Juden die ärgsten Aufwiegler, z. B. bey der Verfolgung des

Stepha-

Stephanus. Die Juden in Palästina hatten zum Theil schon mehr Neigung zu Christo und den Aposteln, besonders seitdem Petrus seine erste und große Predigt am Pfingstfeste zu Jerusalem gehalten hatte. Daher suchten die ausländischen Juden, wenn sie nachher aufs Fest dahin kamen, die inländischen Juden wider die Christen aufzubringen; theils weil sie befürchteten, daß auf eine solche Nachsicht, die man in Palästina mit den Christen beobachtete, mehr Heiden zu dem Christenthum übertreten und sie alsdann ihre bisher unter den Heiden genossene Religionsfreyheit verlieren möchten. Denn sie glaubten, wenn immer mehrere Heiden Christen würden, jene möchten sich empören und intoleranter werden. Erst durch die Zerstörung Jerusalems wurden diese ersten Verfolgungen gehemmt.

Vor und nach der Zerstörung Jerusalems hatte auch schon die Meynung unter den Judenchristen eingerissen, daß der Antichrist in der Welt seye, wenigstens bald kommen werde. Vorzüglich glaubten sie, einer aus den römischen Kaisern werde dieser Antichrist seyn *). Diese täuschende Hofnung machte, daß die Christen sich nicht vor-

sichtig

*) Wie sich vor einigen Jahren manche ihre Köpfe darüber zerbrochen haben, ausfindig zu machen, wo und wer jezt dieser damals schon erwartete Antichrist seyn werde. Einige suchten ihm im Orient, einige gar in Teutschland; warum nicht auch in Italien? — —

sichtig genug aufführten, wenigstens oft solche Worte gebrauchten, womit sie die Heiden ärgerten, und welches man für eine Art von Rebellion halten konnte. Daher entstanden manche Bedrückungen, welche die Christen dieser Zeit sich gleichsam selbst zuzogen, besonders die unvorsichtigen Judenchristen, welche immer noch an ihrem glänzenden jüdischen Gottesdienst Geschmack fanden, und sogar gerne den christlichen Gottesdienst jenem gleich machen wollten. Dies war eine angeborne Lieblingsidee, welche der Kirche Christi manches Unglück verursachte.

Eben so erzehlt man uns schon seit dem dritten und vierten Jahrhundert von vielen Märtyrern und Bekennern aus dem ersten Jahrhundert. Allein es ist alles ungewis, weil man keine zuverläßige Schriftsteller aus diesem ersten Jahrhundert hat. Denn da die Verachtung und Unterdrückung der Christen ziemlich groß war, so vergieng ihnen aller Muth zu schreiben; und wenn sie auch etwas schrieben, so sind ihre Schriften während der Verfolgungen verloren gegangen; überdies wenn sie das Ende der Welt erwarteten; für wen sollten sie schreiben? — Man pflanzte also das meiste, was man von den Christen nach den Zeiten der Apostel im ersten Jahrhundert wußte, mündlich fort, woraus hernach viel dumme und fantastische Erzehlungen entstanden sind, und welche uns spätere Geschichtschreiber als Wahrheiten anpreisen wollten *). Denn die nachherige über=

*) Ich hoffe nicht, daß meine Leser mir Schuld geben werden, daß ich hier zu viel gesagt habe.

übertriebene Liebe zu den Märtyrern, und der Hang zum Wunderbaren — man weiß, wie bald der Aberglaube sich ins Christenthum einschlich — — entstellten das Wahre durch falsche Erdichtungen, womit man die Religion schützen und ihr mehrere Verehrer verschaffen wollte. Wir müssen, wenn wir außer den Schriften des N. Testaments noch mehrere Nachrichten aus diesem ersten Jahrhundert verlangen, uns blos mit jüdischen und heidnischen Geschichtschreibern begnügen. So hat der berühmte jüdische Geschichtschreiber Josephus vieles, was wir benutzen können; bessere Nachrichten aber geben uns noch die heidnischen Schriftsteller, Tazitus, Suetonius, und Plinius der Jüngere. Der erste christliche Geschichtschreiber war ein gewisser Hegesippus im zweyten Jahrhundert. Allein eben dieser Hegesippus war ein schwacher Kopf; und überdies sind noch zum Unglück seine Schriften verlohren gegangen; man hat nur noch einige Fragamente davon. In den Schuzschriften fürs Christenthum, welche hernach im zweyten und dritten Jahrhundert herauskommen sind, findet man ebenfalls manche Nachrichten z. B. bey Justin dem Märtyrer. Auch bey Irenäus und hernach Tertullian. Jedoch ist vieles in diesen Schriften nicht ganz sicher und glaubwürdig. Die

Sachkundige wissens und sinds von selbst überzeugt, daß dies der Ehre des Christenthums im ersten Jahrhundert nicht nachtheilig gesprochen sey. Die anderen werden, wenn sie weiter in diesem Buch lesen, auch davon überzeugt werden, daß dies Urtheil sehr natürlich sey.

Die sogenannten Hauptverfolgungen, welche über die Christen ergiengen, sollen schon unter dem Kaiser Nero und Domitian angefangen haben. Von der Veranlassung zu der erstern, welche man unter die Regierung des Kaisers Nero rechnet, meldet Tazitus *) folgende Umstände. Nero soll sehr oft Anwandlungen von einer Art Wahnsinn gehabt haben. So soll ihm auch auf einmal die Stadt Rom nicht schön genug gewesen seyn. Hierauf gerieth er auf den Einfall, daß die Bürger in der Stadt Rom ihre Häuser niederreissen und wieder neue aufbauen sollten, worauf er hernach die Stadt Rom nach seinem Namen nennen wollte. Diesem Befehl des Kaisers widersezten sich die Bürger, und thaten nicht was Nero haben wollte. Auf dieses, daß die Bürger seinen Willen nicht erfüllten, wurde er sehr toll und suchte immer Gelegenheit seinen Vorsaz auszuführen. Endlich gerieth er auf den noch tollern Einfall, daß er die Stadt durch Mordbrenner anzünden ließ, worauf ein ansehnlicher Theil von der Stadt wegbrannte. Die Bürger, welche sogleich merkten, auf welche Art dieses große Unglück entstanden sey, wurden fürchterlich wider Nero aufgebracht, und er war seines Lebens nicht mehr sicher. Endlich aber als dieses grausame Unternehmen des Kaisers ganz offenbar wurde, so sahe er sich genöthigt zu versprechen, daß er alles wieder ersetzen wolle. Er hielt sein Versprechen und that den Rö-

*) Tacit. annal. Cap. 38. Sueton. in Neronis vita Cap. 16.

Römern sehr viel Gutes. Um nun doch diesen schändlichen Verdacht, an seiner eignen Residenzstadt so zu sagen selbst ein Mordbrenner gewesen zu seyn, von sich abzulehnen, kam er endlich auf die abscheulichste aller Tollheiten, daß er sagte: die Christen hätten die Stadt angezündet. Mit dieser gottlosen Lüge half er sich endlich ganz durch. Denn er wußte, daß die römisch-heidnischen Bürger einen unauslöschlichen Haß auf die Christen geworfen hatten. Hierauf wurden die Römer noch erbitterter auf die Christen, und Nero fieng im Jahr 64 an die Christen zu verfolgen. Er ließ sogleich viele einziehen und martern. Viele ließ er in Thierhäute einwickeln und von den Hunden zerreissen. Viele ließ er in Werg einwickeln und des Nachts anzünden, wo sie statt der Laternen dienen mußten. Ob sich aber diese Verfolgung auch durch die Provinzen erstreckt habe, hat man keine sichere Nachrichten: wenigstens sagen Tazitus und Suetonius nichts davon. Es ist also dies eigentlich keine Hauptverfolgung, obgleich spätere Schriftsteller, namentlich im 5ten Jahrhundert, sie durch alle Provinzen gehen lassen wollen. Sie ist äusserst abscheulich, insofern sich diese Wuth des Kaisers und des heidnischen Pöbels an den Christen in der **Stadt Rom** so fürchterlich geäussert hat. Auch soll nach dem Berichte des Eusebius der Apostel Petrus unter der Regierung des Nero mit dem Kopf unterwärts gekreuzigt worden seyn. So viel von der Verfolgung der Christen unter dem Kaiser Nero.

Die Veranlassung der zwoten so genannten Hauptverfolgung unter dem Kaiser Domitian im Jahr 95. beruht auf lauter Muthmassungen, z. B. daß Domitian eine Kopfsteuer auf die Christen legte, welche sie vielleicht nicht bezahlen wollten. Man setzt sie übrigens in seine Grausamkeit und Argwohn. Er habe nemlich einen seiner Anverwandten, der eine zeitlang das Consulat geführt habe, hinrichten lassen, weil er ein Christ geworden sey. Ferner habe er einige Verwandten Christi zu sich kommen lassen, da diese aber arm waren, so ließ er sie wieder gehen. Diese Handlungen, wenn sie anders wahr sind, beweisen, daß Domitian argwöhnisch gewesen seyn muß. Er befürchtete wahrscheinlich, wenn die christliche Parthey zu mächtig und reich werden würde, so würde sie einen aus der Familie Christi zu ihrem Oberherrn erwählen, der ihn alsdann auf seinem kaiserlichen Throne beunruhigen könnte. Die Verfolgungen bestehen meist darinn, daß er verbot, es sollte keiner mehr ein Christ werden; wo aber ein solcher Abtrünniger vom Heidenthume gefunden wurde, so kam er ums Leben. Hie und da kam es auch zuweilen zu wirklich blutigen Auftritten, weil sich keine Käufer mehr fanden zum Opferfleisch. Unter dem Domitian soll Johannes auf die Insel Pathmos verwiesen worden seyn. Aber aller der Unterdrückungen und Verfolgungen ungeachtet stunden schon am Ende des ersten Jahrhunderts viele Götzentempel in Kleinasien, auch wohl in andern Gegenden, verödet, und Herr Professor

fessor Spittler in Göttingen sagt in seinem Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche p. 32. sehr schön und richtig: „Verfolgungen können die Ausbreitung einer neuen Religionsparthey selten hindern, und so viele Beyspiele der standhaftesten Tugend, als man hier an dem Christenthum wahrnahm, mußten manchen zur Nacheiferung reizen. Ein selbst durch die härtesten Schicksale gereizter Enthusiasmus befördert so oft die Ausbreitung der Lüge, warum nicht auch die Ausbreitung der Wahrheit?"

Eben so merkwürdig sind die Verfolgungen der Christen unter dem Kaiser Trajan im Jahr 107 oder etwas später. Der kaiserliche Stadthalter in Bithynien, Plinius, giebt uns die beste Nachrichten davon. Wir können diesem Mann um so sichrer glauben, da er als ein Heide den Christen viel Gutes nachrühmt, und er selbst vom Kaiser den Auftrag gehabt hatte, die Angelegenheiten der Christen zu untersuchen. Nach dem Berichte des Eusebius in dem dritten Buch seiner Kirchengeschichte sollen zu den Zeiten Trajans sehr viele Erdbeben in dem römischen Reich gewesen seyn. Nun glaubten die Römer, daß dies Strafen seyen, welche von ihren Göttern über sie verhängt würden, weil sich so viele Christen unter ihnen aufhielten. Diese Furcht brachte den römischen Pöbel wider die Christen auf, und Eusebius sagt, daß die Römer sehr gegen die Christen wüteten. Kaiserliche Befehle, die Christen übel zu behandeln,

waren bisher nicht vorhanden. Nun liefen häufige Klagen wider sie bey Hofe ein — und wer weiß, ob sie sich nicht auch selbst oft zu unvorsichtig vertheidigen wollten? — Auf die häufig eingelaufene Klagen der Römer schickte Trajan den Plinius nach den Provinzen ab, diese Händel mit den Christen zu untersuchen. Denn die Heiden gaben ihnen allerhand Verbrechen Schuld, die sie bey ihren Zusammenkünften untereinander ausgeübt haben sollen. Allein Plinius, als er die Sache untersucht hatte und nichts herausbringen konnte, ob er auch gleich mit der Folter bey einigen Diakonissinnen den Versuch dazu machte, so schrieb er wieder an den Kaiser zurück und berichtete, daß er nichts auf die Christen habe bringen können, weshalb sie angeklagt wären. Er vertheidigte ihre Gottesdienste ꝛc. und sagte, daß die Christen keine unruhigen Köpfe wären, und daß sie weiter nichts hätten als Aberglauben! Er bat sich hierauf Verhaltungsbefehle vom Kaiser aus; worauf ihm der Kaiser antwortete, daß man die Christen nicht aufsuchen sollte; wenn aber einer angegeben würde, so sollte man ihn strafen: wo er aber vom Christenthum wieder abträte, so sollte man ihm Pardon geben. Also Trajan verfolgte nicht; er befahl gar nicht einmal strenge Untersuchungen anzustellen. Nur ihre nächtlichen Zusammenkünfte verbot er. Und diese hatte in den damaligen Zeiten jeder Kaiser gar sehr Ursache zu verbieten, denn die Kaiser hingen zu sehr vom Militair und dem Pöbel ab; man hatte öftere Beyspiele von

Verschwörungen. Man kann es also dem Trajan nicht verargen, wenn er um diesen vorzubeugen, die nächtlichen Zusammenkünfte der Christen verboten hat.

Eben so unwahrscheinlich ist die Verfolgung unter dem Kaiser Hadrian. Alle Rebellionen kamen von dem dummen Pöbel her. So hatte man zum Beyspiel die Gewohnheit bey öffentlichen Schauspielen, welche die Heiden in Rom gleichsam für Gottesdienste hielten, die Sclaven oder Missethäter den wilden Thieren vorzuwerfen. Weil nun diese Schauspiele öfters aufgeführt wurden, so mangelte es manchmal an dergleichen Leuten — — bey den Römern waren das beynahe die größten Missethäter, welche sich an den Göttern versündigten; sie hielten also die Christen für die größten und strafbarsten Verbrecher. — Darauf bat das Volk den Stadthalter, daß er die Christen den wilden Thieren vorwerfen möchte. Allein der Stadthalter schrieb dies an den Kaiser Hadrian, und fragte, ob er thun sollte, was das Volk verlange. Darauf antwortete der Kaiser, daß man keine Christen strafen solle, wenn sie nicht angeklagt werden. Erst alsdenn, wenn ein Christ angeklagt und er nach untersuchter Sache für schuldig befunden worden seye, sollte man ihn strafen. Würde sich aber das Gegentheil finden, daß der Christ unschuldig seye, so sollte der Ankläger bestraft werden. Gnädiger konnte doch gewiß der Kaiser damals nicht antworten. Man hat überhaupt

Be-

Beweise genug, daß unter dem Trajan und Hadrian die Verfolgungen weit nicht so gros sind, als man sie uns fast bisher erzählt hat. Sie waren in ihrer Art oft noch besser gesinnt, als manche nachherige christliche Kaiser und viele Päbste in den neuern Zeiten. Unter dem Hadrian hatte man im römischen Reich schon Tempel ohne Götzenbilder, welche auf kaiserlichen Befehl erbauet wurden. Sind sie auch nicht gerade den Christen erbauet worden, so wars doch damals allgemeine Sage, daß sie um der Christen willen da seyen. So etwas hätte man doch gewis nicht öffentlich sagen dörfen, wenn Hadrian ein Verfolger der Christen gewesen wäre. Was er, wie wir unten hören werden, an dem jüdischen Tempel, der damals noch in der Gegend des ehemaligen Jerusalems gestanden haben soll, gethan hatte, geschahe gar nicht nun der Christen, sondern vielmehr um der Juden willen; denn diese waren immer die größten Rebellen gegen die Römer.

Eben so gnädig war der Kaiser Antoninus Pius. Dieser verbot ausdrücklich, daß man die Christen strafen solle, wenn sie nichts unrechts thun. Unter ihm konnten Bischöfe öffentliche Reisen thun. Sein Nachfolger der Kaiser Aurelius oder Antoninus Philosophus war im Anfang seiner Regierung auch sehr gelinde gegen die Christen. Er sagte einmal in einem seiner Schreiben, daß er es sehr ungern sehe, wenn die Christen verfolgt wer-

werden. Denn, fährt er fort, wenn die Götter über die Christen erzürnt wären, so würden sie sich selber rächen. Nachher aber er soll strenger geworden seyn. Denn ein so gelehrter Mann er sonst war (man weiß, daß er selbst Schriften von sich herausgab), so hatte er doch nicht Geistesstärke genug — wenigstens hatte er die stoische Grundsätze, und dieser einer war, daß man die väterliche Religion nicht verlassen müsse. Daher wurde er auch nach und nach erbittert, da er das Christenthum immer zunehmen sahe, weil dies seinem Grundsaz ganz zuwiderlief. Und überdies hatte er sehr vielen Umgang mit heidnischen Priestern und besonders Philosophen, welche natürlicher Weise Feinde der Christen waren, und sehr abentheuerliche Beschuldigungen wider die Christen bey dem Kaiser vorbrachten z. B. daß sie Menschenfleisch äßen. Er gab also verschiedene scharfe Edikte wider die Christen heraus. Es ist aber nicht erwiesen, ob diese Edikte gerade von ihm herkamen: ob sie nicht von seinen Ministern, ob sie nicht von den Stadthaltern der Provinzen geschrieben wurden? Doch hat man von der Gemeine zu Vienne und Lyon einen Brief des Kaisers, worinn er sagt, daß die Christen, wenn sie angegeben würden, enthauptet werden sollten. Die Verfolgungen unter ihm wurden hernach sehr heftig, und sie erstreckten sich durch Italien, Kleinasien, Syrien und die Provinz Gallien. Zu Vienne und Lyon wüteten sie fast am ärgsten. Es wurde eine Menge Christen unter ihm hingerich-

richtet. Auch verlor Justin der Märtyrer unter ihm sein Leben. Zu seiner Zeit wurden die meisten Vertheidigungsschriften (Apologien) des Christenthums geschrieben. Aber auch diese werden gemeiniglich nur seine Minister gelesen und, ohne sie vor den Kaiser kommen zu lassen, selbst beantwortet haben.

Unter einigen folgenden Kaisern milderten sich die bedrängten Umstände der Christen. So soll z. B. der Kaiser Commodus den Christen sehr gnädig gewesen seyn, woran seine Maitresse Marcia grossen Vorschub gethan habe. Unter ihm war also keine Verfolgung. Ja man will sogar einige Kaiser aus diesen Zeiten schon zu Christen machen; es ist aber nirgends kein sicherer historischer Beweis da. Es war ohne Zweifel eine solche Meynung blos die Geburt der Freude der Christen *), wenn sie einige Zeit Ruhe hatten.

Als aber unter seinen Nachfolgern nach dem Tode des Kaisers Pertinax sich drey Generale lange genug um die Regierung gestritten hatten, so erhielt endlich

*) So wie man in unsern Zeiten vernehmen muß, daß viele auf den wunderlichen Einfall kommen; weil ein Potentat so grosse kirchliche Reformationen seit einiger Zeit in seinen Landen machte, so schliessen sie, also ist eben dieser Monarch mehr der Meynung der geduldeten als duldenden Religionsparthey. Ja man geht noch weiter und spricht: es werde ehestens eine Religionsvereinigung zu stande kommen; allein sie wird geschehen, so wenig es nöthig ist, daß sie geschehe.

endlich einer aus diesen, Severus, die kaiserliche Würde. Dieser Severus, als er auf dem Throne saß, stellte im Jahr 197. öffentliche Feyerlichkeiten an und ließ fragen, wer daran Antheil nehmen wolle. Dies schlugen die Christen ab, woraus die Freunde und Anhänger des Kaisers schloßen, daß dies eine Verschwörung zu bedeuten habe. Sie verfolgten also die Christen. Severus aber wollte es nicht haben, und gab den Christen Freyheitsbriefe. Allein im Jahr 202. änderte sich diese gnädige Gesinnung des Kaisers wieder und er gab ein scharfes Edikt wider die Christen heraus. Doch ist der Kaiser nicht selbst Schuld daran. Der Pöbel und die Soldaten haßten die Christen sehr; der Kaiser stund also selbst in Gefahr, wenn er nicht nach dem Wunsche des großen dummen Haufens wider die Christen handelte. Severus verbot hierauf, daß noch mehrere zum Christenthum übertreten sollten, worauf er eine große Strafe sezte. Er verfolgte also die Christen erst nicht, sondern suchte nur ihren ferneren Anwachs zu verhindern. Endlich aber entstand daraus eine Verfolgung; sie war aber von kurzer Dauer. Sein Nachfolger Maximinus Thrax war noch grausamer; er regierte aber nicht lange. Unter ihm galt es schon mehr den Priestern und Vorstehern der Gemeinden.

Nach Maximins Tode hatten die Christen etwas Ruhe bis ins Jahr 249. Der Kaiser Philipp Arabs, der den Christen geneigt war, wurde von dem berüchtigten Tyrannen Decius umgebracht, welcher hernach sehr wütete. Auch unter diesem drang man

vorzüglich auf den Abfall der christlichen Geistlichkeit. Denn so glaubte man, werde das Volk von selbst abtreten, wenn die Geistlichen vorher zum Abfall gebracht werden könnten. In dieser Zeit wurden sehr viele Bischöfe und Priester hingerichtet, weil sie standhaft blieben. Daraus entstanden die vielen Märtyrer und die vielen — zum Theil ungereimten Märtyrergeschichten, welche man zeither als ausgemachte und zum Wesen der Religion gehörige Wahrheiten erzehlt hat. Z. B. Die Fabel von den heiligen Siebenschläfern, deren Fest man im 6ten Jahrhundert zu feyern anfieng, und das noch in unserm Kalender auf den 27sten Tag des Monats Junius fällt*). Es sollen sich nemlich während der Verfolgung unter dem Decius 7 Christen in eine Höle versteckt haben. In dieser Höle schliefen diese Männer ein, und kamen erst nach 200 Jahren wieder heraus und erzählten ihre Geschichte in dieser so unerhörten langen Nacht, worauf sie bald alle in einer Zeit starben. Unter der Verfolgung des Decius, welcher nur 3 Jahre regierte, sind sehr viele Christen abgefallen.

Unter

*) Man möchte diesen Tag fast auch das Fest des Aberglaubens nennen, denn es ist bekannt, daß sehr viele Leute auf dem Lande glauben, wenn an diesem Tage dieser oder jener Saame in die Erde gestreuet werde, so gehe er glücklicher auf und habe ein besseres Wachsthum. Auch wenn es an diesem Tage regnet, so soll es durch 40 Tage regnen. Als wenn Gott an andern Tagen nicht so viel Kraft mittheile! — —

Unter dem Gallus wurden die Umstände der Christen wieder erträglicher und bey dem Anfang der Regierung Valerians gieng es noch immer ziemlich gut, denn es waren schon viele Christen bey Hofe, welche angesehene Aemter begleiteten. Auch will man sagen, daß schon verschiedene Personen aus der kaiserlichen Familie wo nicht ganz öffentliche Christen worden seyen, jedoch dem Christenthum lauten Beyfall gaben. Allein der abergläubische Valerian ließ sich hernach von angeblichen Zauberern verleiten und wurde noch Tyrann gegen die Christen. Unter ihm wurden viele Geistliche getödtet und des Landes verwiesen.

Noch wichtiger und merkwürdiger sind die Verfolgungen der Christen unter dem Kaiser Diokletian, denn sie bahnten, so zu sagen, den Weg zur wahren Ruhe, in Rücksicht auf die Hindernisse der Ausbreitung der christlichen Religion. Diokletian war anfangs den Christen nicht abgeneigt; allein das römische Reich war damals in großer Zerrüttung und gefährlicher Verwirrung. Diokletian war ein so großer Kaiser, daß er noch einen Mitregenten den Maximinianus Herkulus annahm, dem er den Titel eines Augustus gab. Ausser diesem Augustus nahm er noch zween Cäsares an, nemlich den Konstantin Chlorus, der ein Vater war Konstantin der Grossen, des ersten christlichen Kaisers, und den Maximius Galerius Diese beyden Cäsares aber waren von dem August abhängig. Sie trachteten also, wie leicht zu erachten ist, beyde nach der Würde des Augusts.

Und so unterdrückte auch wirklich einer den andern; das nun freilich die Christen büßen mußten, denn Chlorus war ihnen geneigt; Diokletian aber und Maximius der Cäsar waren dem Götzendienst sehr ergeben, obgleich die Christen bisher Ruhe hatten, und die Hauptstadt meist aus Christen bestand. Die heidnischen Priester, welche schon längst der Christen überdrüßig waren, erdachten eine List und sagten dem Kaiser, daß die Orakels nicht hören wollen, weil sich so viele Christen im Reiche befinden. Maximius Galerius, (er ist meist unter dem Namen Galerius bekannt) der gar gerne Augustus werden möchte, von dem Konstantin Chlorus aber verhindert zu werden befürchtete, stimmte also den Kaiser wider die Christen, und sagte: Chlorus habe sich mit den Christen vereinigt und eine Rebellion angefangen. Die Rechtsgelehrten sollten zwar diese Sache untersuchen, allein sie sprachen auf Anstiften des Galerius wider die Christen. Und so erfolgten dann die schärfsten Edikte, daß nemlich die Tempel der Christen verbrannt werden, und sie alle ihre Bücher herausgeben sollten. Lezteres ist zum Nachtheil der Kirchengeschichte merkwürdig, denn bey dieser Gelegenheit verlor man die meisten und besten Schriften der Kirchenväter in den 3 ersten Jahrhunderten. Dies kaiserliche Edikt wurde in allen Provinzen aufs genaueste vollzogen. Nachher aber stieg die Verfolgung noch höher, weil die Christen aller bisherigen Drangsalen ungeachtet dennoch standhaft blieben Galerius hatte einen Einfall wie Nero. Er zündete nemlich den Pallast

des Kaisers an, und schob die Schuld auf die Christen. Hierauf befahl der Kaiser, daß alle Christen, welche den Götzen nicht opfern und Weyrauch streuen wollten, umgebracht werden sollten. Allein wie die göttliche Vorsehung jedes Leiden, wenn es aufs höchste gekommen zu seyn scheint, gut zu ändern weiß, so giengs auch hier. Als nemlich Diokletian die Regierung niedergelegt hatte, so wurden die zween Cäsares, Konstantin Chlorus, und Maximius Galerius, Augusti. Ersterer erlaubte in seinen Provinzen Gallien, Britannien und Spanien die christlichen Kirchen wieder aufzubauen. Und Maximius Galerius, der dem Konstantin Chlorus weit nicht gewachsen war, mußte nun auch mit seinen Verfolgungen inne halten, bis endlich nach vielen innerlichen Unruhen und einheimischen Kriegen, welche noch eine zeitlang erfolgten, der Sohn des Konstantin Chlorus, Konstantin der Große, Augustus wurde. Dieser kam zur Freude der Christen; er stellte ihnen alle ihre Religionsfreyheiten ungesäumt wieder her, und im Jahr 323 - 324 erklärte er sich öffentlich für einen Christen; er gab zum Vortheil der Christen verschiedene Gesetze, und verwandelte die Götzentempel in christliche Kirchen. Kurz vor seinem Tode, als er sich — möchte man freilich fast sagen: zum Nachtheil der Theologie — lange genug in geistliche Dinge und theologische Streitigkeiten gemengt, mit seinen Vermächtnissen den Grund zur künftigen Macht der Bischöfe gelegt hatte, ließ er sich taufen. Welch traurige Laufbahn hatten die Christen nicht bis auf diesen Konstantin

den Großen? — ! Und wie gut erwünscht wußte es die göttliche Vorsehung zu lenken, daß einmal der Wunsch der Christen „Ruhe von den heidnischen Feinden zu genießen" durch den Beherrscher der Welt erfüllt wurde. Aber wie noch weit besser hätten es die Christen nicht bekommen und haben können, wenn die Welt keinen Mönch gesehen, wenn Bischöfe nicht angefangen hätten einander bis zum Tode zu verfolgen! Welch traurige und welch blutige Scenen weißt uns die Geschichte der Bischöfe auf! Die blutigsten Auftritte, denen die in den drey ersten Jahrhunderten fast nicht gleich kommen; und von denen wir unten mehr hören werden.

Geschichte der Märtyrer.

Etwas aus der Geschichte solcher gültigen Zeugen, wie die Männer waren, welche besonders bey der ersten Ausbreitung der christlichen Religion ihr Leben für das Beste derselben aufgeopfert haben, verdient auch hier in Betracht genommen zu werden.

Die ersten Märtyrer, denen man auch noch zu unsern Zeiten in einigen Gegenden der Christenheit zu Ehren ein feyerliches Andenken hält, waren unstreitig die Apostel. Das Andenken an die Märtyrer war aber bey den ersten Christen etwas sehr erbauliches und herzerhebendes, denn die wahre Herzenseinfalt blickt aus allen ihren einfachen

fachen gottesdienstlichen Ceremonien hervor. Durch die Erinnerung an die Standhaftigkeit der Märtyrer stärkten sie sich selbst im Glauben an Jesum. Sie freueten sich, daß die Religion Jesu so viel Trost bey sich führe, daß ihre wahre Verehrer auch ihr Leben für dieselbe aufzuopfern im Stande seyn können. Sie empfanden die feurigsten Antriebe zum weitern Wachsthum in der Kenntniß dieser Religion. Gleichfalls beförderten sie die Ausbreitung derselben durch ihre eigene Standhaftigkeit im Bekenntniß des Gekreuzigten. Zur Feyer des Andenkens an die Märtyrer bestimmten die ersten Christen den Tag ihres Märtyrerthums. Sie thaten dies zwar auch aus Liebe und Hochachtung zu den Märtyrern; aber sie vergaßen deswegen nicht die Ehre des Erlösers bey solchen feyerlichen Gelegenheiten zu erhöhen; sie vergaßen in den ersten Zeiten der Pflicht nicht, dem Erlöser zu danken, daß er so heilsame Errettungsanstalten getroffen und ausgeführt habe, wie man nachher diese Pflicht sobald vergessen hat, und daß man heut zu tage so gar an solchen Feyertagen den größten Unfug in Städten und Dörfern mit Schrecken wahrnehmen muß, so daß es besser zu seyn scheint, man sezte die ausserordentlichen Feyertage ab.

Die ersten Christen feyerten also das Andenken der Märtyrer aus Liebe zu Christo und seiner so freymüthigen und bis in den Tod so standhaften Bekenner. Das sehen wir aus einer

Stelle,

Stelle, in welcher die Kirche von Smyrna sich gegen einige Vorwürfe der ungläubigen Juden und Heiden vertheidigt: „Sie sind Thoren," sagte sie, „und wissen nicht, daß wir Christum, der für alle, so aus dem menschlichen Geschlechte selig werden sollen, den Tod ausgestanden hat, nicht verleugnen, und keinen andern als ihn verehren können. Ihn beten wir, als den Sohn Gottes an, die Märtyrer aber lieben wir, wie sichs geziemt, als seine Jünger und Nachfolger, wegen ihrer ausserordentlichen Ergebenheit gegen ihren König und Lehrer, und wir wünschen ihre Mitgenossen und Mitschüler zu werden." Diese Antwort der Kirche zu Smyrna ging fürnehmlich gegen die Vorwürfe der Juden und Heiden, als welche glaubten, daß die Christen die Gebeine oder den Leichnam des Polykarpus, eines Schülers der Apostel, welcher bald nach den Zeiten seiner Lehrer auf dem Scheiterhaufen sterben mußte, mehr als den Gekreuzigten ehren würden. Allein sie sammelten nur seine Gebeine und begruben sie an einem anständigen Orte. Und dies thaten die ersten Christen den Märtyrern überhaupt. Es läßt sich also hieraus noch nichts herleiten, das der Ehre Jesu nachtheilig seyn könnte; im Gegentheil ists ein Beweis, daß sie das grosse Gebot der Liebe auch noch nach dem Tode an ihren Brüdern ausübten. Wie entzückend träumt man sich also in das graue Alterthum hinauf, wenn man so die wahre Einfalt unserer ersten Christenbrüder betrachtet!

Der richtige Grundsaz aber, daß der Märtyrertod die Lehre Jesu bestättige und der christlichen Religion grosse Ehre mache, artete bey den nachherigen Christen aus; und in den Zeiten wo Aberglaube Religionssystem wurde, mußte nothwendig auch die Liebe zu den Märtyrern ihre ursprüngliche Gestalt verlieren. Es ist wahr, daß wir uns auf die vielen Blutzeugen sicher berufen dürfen, wenn wir um die Wahrheit und Göttlichkeit unserer Religion gefragt werden. Allein in dem zweyten und dritten Jahrhunderte fiengen die Christen an, Lobsprüche an das Märtyrerthum zu halten. Tertullian, gegen das Ende des zweyten Jahrhunderts, nannte den Märtyrertod einen Schlüssel zum Himmel. Eben dieser Tertullian und nachher Origenes nannten den Märtyrertod auch eine Taufe. Der gröste Lobredner auf das Märtyrerthum aber war Cyprian, ein Schüler des Tertullians, der dieser Bluttaufe mehr Kraft zuschreibt als der Wassertaufe. Man wird, wenn man die Grundsäze des Cyprians von dieser Bluttaufe näher erwägt, den Ursprung der übertriebenen Ehre, die man nach und nach den Märtyrern zu erweisen anfieng, deutlich einsehen. Er giebt sechs Vorzüge von dieser Bluttaufe an. Er sagt, daß die Engel bey diesem Märtyrertode die Täufer seyen. Gott und Jesus freuen sich darüber. Man sündige hernach nicht mehr. Der Glaube werde durch sie vollkommen. Sie vereinige uns mit Gott, indem wir aus der Welt gehen. Und in der Bluttaufe, sagt er endlich,

wer-

werden unsere Tugenden gekrönt, da wir bey der Wassertaufe nur die Vergebung der Sünden empfiengen. Man darf sich also nicht mehr wundern, wenn man zu Ende des dritten Jahrhunderts diese jezt schon übertriebene Verehrung in einen gewissen Aberglauben herabsinken sieht. Besonders wenn man noch ließt, daß sie sich verschiedene Oerter für die abgestorbenen Seligen denken lernten. Schon Tertullian meynte, daß die Märtyrer sogleich zum wahren Besize der Seligkeit kommen; indem er im Gegentheil den andern Gerechten diesen Vorzug nicht einräumt, sondern sie in einem andern Orte auf ihre eigentliche bestimmte Seligkeit warten läßt. Sollte ein solcher Gedanke etwa nicht auch Gelegenheit gegeben haben, daß man in den folgenden Zeiten auf den Gedanken gerieth, diese verstorbenen heiligen Märtyrer als Fürbitter bey Gott anzusehen? — — Man wird bald hören, daß diese Meynungen noch in ihren ersten Zeiten einige Merkmale des Herabsinkens zum Aberglauben bekamen. Man theilte diejenigen, welche um des Bekenntnisses der Religion Jesu willen ins Gefängniß gelegt wurden, in zwo Klassen ein. Die, welche noch mit ihrem Leben davon kamen, waren Bekenner; diejenigen aber, welche hingerichtet wurden, waren im eigentlichsten Verstande Märtyrer. Schon zu den Zeiten des obengedachten Cyprians besuchten die Christen ihre gefangenen Mitbrüder im Gefängnisse. Vornehmere und Geringere eilten herbey um Werke der Liebe an den gefangenen Christen

sten auszuüben. Und so bekamen die Leidenden auf alle mögliche Art Handreichung. Da es aber wegen dem allzugrossen Zulauf beschwerlicher ward, ohne Widerstand zu den gefangenen Bekennern Jesu ins Gefängniß zu kommen, so mußte man endlich diese Freyheit von den heidnischen Wachen ums Geld erkaufen. Aber auch dieses achtete man nicht. Wenn man nur das Glück haben konnte, in die Gefängnisse der Bekenner Jesu zu kommen, so war man zufrieden, und selbst Cyprian wünschte sich solche Gelegenheiten, um einige Zeit in Gesellschaft mit solchen grossen Heiligen zuzubringen und ihnen ihre Bande zu erleichtern. Dies erhellet aus seinen eigenen Worten, wenn er sagt: „glückliches Gefängniß, „das ihre Gegenwart ehret! O ihr Finster„nisse, die ihr heller als die Sonne, und „glänzender als das Licht seyd! Glücklich ge„bundene Füsse, die ihr eure Schritte zu dem „Paradiese hinrichtet! O glücklich gefesselte „Füsse, die durch den Herren aufgelöset werden „sollen!"

Noch war eine solche Erhebung nicht so auffallend, als hernach daraus eine andere entstanden ist, welche erst ein völliger Schritt zum unsinnigen Aberglauben wurde. Diesen Schritt thaten die Christen schon, als Tertullian, Cyprian und Origenes noch lebten. Es wurde nemlich die Kirchenbusse, von welcher wir bereits schon etwas gehört haben und weiter unten noch mehr davon hören werden, den

Büssenden oft zu lange. Wie konnten sie aber eher losgesprochen und wieder in die Gemeinde aufgenommen werden, als wenn sie sich an die in den Gefängnissen sitzenden Bekenner, welche so wohl bey den Bischöfen als auch bey dem Volk in grossem Ansehen stunden, hielten und um ihre Fürsprache bey den Bischöfen um Erleichterung ihrer Sündenbusse baten? Auch dies war eben nicht unrecht; und daß die Gefangenen in diese Bitte einwilligten und dieselbe erfüllten, heißt im Grunde nichts anders als den apostolischen Befehl „Betet für einander," befolgen. Allein der Mißbrauch, die Folge einer übelverstandenen Meynung, die erste Stuffe zum Aberglauben, auf Seiten der Lehrer und der Gemeinden; der Stolz, den die in ihrem ersten Ursprung gutgemeynte Ehrfurcht und Liebe zu den Gefangenen bey diesen erregte, hatten für die Nachwelt so gefährliche Folgen, die auch noch bis auf unsere Zeiten hereingekommen sind, wo man die Märtyrer als wahrhaftige Fürbitter bey Gott ansiehet und sie Christo an die Seite setzet. Denn schon Cyprian verfiel auf die irrige Meynung, daß das Gebet, unter den Martern zu Gott geschickt, weit kräftiger sey, und Gott eher bewegen könne, als ein anderes. Doch betete man jezt die verstorbenen Märtyrer noch nicht an; denn Cyprians Enthusiasmus brachte den unsinnigen Aberglauben erst alsdann, in die Welt, da die Bilder aufgekommen waren.

Zuerst fieng man an dem Tode der Märtyrer sehr prächtige Namen zu geben. Man sagte nemlich, er sey eine Erhöhung. Man berief sich dabey auf die Worte Jesu: „wenn ich erhöhet „seyn werde, will ich sie alle nach mir ziehen". Und Cyprian sagte noch mit dem Spiele eines Wizes, der, wie schon Herr Cramer angemerkt hat, an einem sehr unrechten Ort angebracht war: „daß die Kirche vor der Verfolgung „durch die Heiligkeit des Gebetes weis gewesen „wäre; nun aber wäre sie von dem Blute der „Märtyrer roth, und sie könnte unter ihre „Blumen Lilien und Rosen zählen". So ausschweifend nun die bisher erzählten Verehrungen und Lobeserhebungen der Christen an die Märtyrer waren, so enthielten sie sich doch noch immer einer eigentlichen Anbetung nach dem Tode; auch erwiesen sie den Reliquien der Märtyrer noch keine abgöttische Ehre, wie hernach geschehen ist. —

Ursprung der Wallfahrten.

Den Ursprung dieser gleichsam feyerlichen gottesdienstlichen Reisen wollen ihre Vertheidiger freilich in den apostolischen Zeiten — ja sogar schon in den Zeiten des Elias und noch früher — finden. Allein man hat nicht die geringste Spuren, daß die Christen zu den Zeiten der Apostel gewisse Oerter für besonders heilig gehalten und in der Meynung erhörlichere Gebete daselbst verrichten zu können, hingewallfahrtet hätten. Wäre irgend

ein Ort in der Welt gewesen, dem man ausser den Gotteshäusern den Vorzug, Gottesdienste oder eine gewiße Andacht dabey zu pflegen, hätte geben wollen, so wäre es doch gewiß diejenige Gegend gewesen, wo Jesus starb und begraben wurde. Aber seitdem ihn seine Anhänger an dem Morgen, an welchem er das Grab verlassen hatte, daselbst suchten, ihn aber nicht da, sondern zu Jerusalem und an andern Orten gefunden hatten, seitdem sage ich, hat man bis aufs vierte Jahrhundert keine Nachrichten mehr, daß je ein Bekenner des Christenthums diese Oerter besucht und besondere Andachtsübungen dabey verrichtet habe. Erst um das vierte Jahrhundert wurden die Christen so ausserordentlich fromm, daß sie ihre Gottesdienste mit heiligen Reisen vervielfältigten. In den 3 ersten Jahrhunderten, in welchen das Christenthum vor den Anfällen der Heiden immer nicht sicher war, ist es wohl nicht möglich gewesen, solche öffentliche heilige Reisen zu unternehmen. Das weiß man wohl, daß die Christen in diesen Zeiten ihre Gottesdienste bey den Gräbern ihrer Märtyrer hielten; aber in keiner frömmelnden Absicht, sondern weil sie keine Tempel hatten ꝛc. Nachher als die Ehrfurcht gegen die Märtyrer sich in einen übertriebenen Eifer verwandelt hatte, fuhr man noch fort die Gräber der Märtyrer zu besuchen, und Gottesdienste daselbst zu verrichten, da auch schon ordentliche Bethäuser aufgerichtet waren. Daher fand man bald andächtige Reisen. Doch beruheten sie immer auf eines jeden freyem Willen;

es

es war wenigstens noch nicht äusserlicher Zwang dabey, wie die Wallfahrten in den folgenden Zeiten ein gewisses Gesez wurden. Zu den frommen Reisen nach Palästina gab in dem vierten Jahrhunderte besonders diese Meynung Veranlassung, daß man glaubte, Christus werde jezt wieder sichtbar vom Himmel kommen, daher man allemal gegen Ostern, um welche Zeit man Christum erwartete, Vigilien (Nachtwachen) hielt. Mit dieser Meynung hatte man bereits noch eine andere verbunden. Die Märtyrer, Bekenner und Unverheurathete würden nemlich einen grossen Vorzug bey dieser Wiedererscheinung Christi haben. Hieraus siehet man, wie die allzugrosse Achtung der Christen gegen ihre Märtyrer den wahren Grund zu den andächtigen Reisen gelegt, wie eben diese Achtung auch noch mehrere gottesdienstliche Abarten erzeugt habe.

Doch das sehr häufige Wallfahrten nach Jerusalem fieng sich erst zu den Zeiten des ersten christlichen Kaisers **Konstantins** des Großen an, als seine Mutter, **Helena**, das wahre Grab Christi und unter den Ruinen des zerstörten Jerusalems sein Kreuz gefunden hatte. Auf diesen so glücklichen Fund wurde Helena die erste andächtige sogenannte Wallfahrtsmatrone. Man weiß auch aus den Lobsprüchen des Eusebius, der sie sehr erhebt, daß sie sich um die heiligen Oerter sehr verdient machte. Alles wurde durch ihr andächtiges Beyspiel aufgemuntert, seine Andacht in

den

den Gegenden Jerusalems zu verrichten. Zu die⸗
sem geschahen jezt auch sehr viele Mirakels, Er⸗
scheinungen ꝛc. daselbst, welche alle von den Bischö⸗
fen, z. B. einem Paulinus und Ambrosius berich⸗
tet wurden.

Im Occident war man schon gewohnt alle
Grillen, die der Orient auf die Welt gebracht hat⸗
te, aufzufangen. Da also der Segen der andäch⸗
tigen Wallfahrten daselbst auch bis da herüber ruchbar
wurde, so säumte man nicht und zog wallen nach
dem gelobten Lande. Der Occident hat diesen hei⸗
ligen Reisen besonders die vielen und wunderthä⸗
tigen Reliquien zu verdanken. Im 6ten Jahr⸗
hundert thaten schon angesehene Bischöfe heilige
Reisen nach Jerusalem. Und bald schikten Re⸗
genten ihre Gesandschaften hin Reliquien abzuho⸗
len. Allein so sehr häufig auch die Wallfahrten
nach Jerusalem waren, so war es doch nicht
möglich, daß jedermann hinreisen konnte; der Weg
war zu weit. Man fand aber endlich ein Mittel
diesen Verlust zu er sezen; man fand heilige Oer⸗
ter auch im Occident, z. B. Rom ꝛc. Es war nun
einmal nicht anders; gewallfahrtet mußte es seyn.
Aber schon im 8ten Jahrhundert sah es so er⸗
bärmlich aus, daß Bonifacius, einer der ersten
Apostel der Teutschen, wünschte, daß solche
heilige Reisen nach Rom untersagt würden; denn,
spricht er, in allen Ländern gebe es englische Hu⸗
ren. Noch etliche andere besserdenkende Männer
wünschten die Wallfahrten nach Rom und andern

hei⸗

heiligen Oertern eingeschränkt zu sehen. Sie rissen aber nach und nach immer mehr ein; man fand immer neue Gräber der Heiligen z. B. Josephs, und der Maria ꝛc. sogar auch den Misthaufen, worauf Hiob gesessen. Im 11ten Jahrhundert zogen auf einmal 12000 Pilgrimme nach Jerusalem. Allein eben dieser heilige Zug bahnte den ersten Weg zu den Kreuzzügen, welche hernach Europa zu einem so fürchterlichen Schauplaz machten. Dieser Haufen wurde nemlich von den Arabern angefallen, ermordet und zerstreut — gewiß nicht, um ihrer Frömmigkeit, sondern um ihrer Laster willen — so daß nur ungefär 2000 wieder zurück kamen, unter welchen auch ein gewisser Petrus Eremita war, von dem wir aber weiter unten hören werden; auf dessen Predigten hernach die blutigen Scenen ihren Anfang genommen haben. Kurz: man mordete, brach die Ehe ꝛc. zog nach Rom oder Jerusalem und — ward für heilig gehalten. Wie unglückselige Folgen konnte eine in ihrem Ursprung unbedeutend scheinende Gewohnheit haben! Und diese Wahrheit findet man bey allen noch heutigen Gebräuchen, besonders in der Kirche, bestätigt. Die Wallfahrten dauerten immer fort, so daß man auch heut zu Tage noch viele solcher heiligen Oerter hat, die aber doch, vorzüglich in den kaiserlichen Staaten, etwas eingeschränkt worden sind.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mönchswesen.

Lange vor den Zeiten des Christenthums hat es Leute gegeben, welche sich durch eine gewisse Sonderlichkeit oder vielmehr selbstgewählte Heiligkeit auszeichneten und sich mit ganz besonderen Meynungen trugen. Einen solchen Ursprung hat die Einsiedlerey, die endlich so unzählbare Haufen Mönche hervorgebracht hat. Man hört schon lange, daß die eifrigen Vertheidiger der Mönchsorden behaupten, als ob Elias, Elisa oder Johannes der Täufer den Grund zur Einsiedlerey, und so zum Mönchswesen gelegt hätten. Allein die lateinische Kirche irrt, wenn sie dies behaupten will. Sie kann es nicht behaupten. Die Geschichte dieser Männer lautet ganz anders als die Geschichte eines Einsiedlers lauten soll. Von den Ersteren braucht man gar nichts zu sagen; denn die heilige Schrift erzählt uns umständlich *), was wir von diesen würdigen Männern zu wissen nöthig haben, um sie von dem Verdacht, daß sie den enthusiastischen und schwärmerischen Einsiedlers- und Mönchsgeist in die Welt gebracht hätten, zu befreyen. Die Geschichte der Leztern aber — der Einsiedler und Mönche — zeigt gar zu klar, wie nur durch sie die rasende Schwärmerey in das Christenthum gebracht worden sey; ob man gleich einigen aus ihnen nicht alles Lob absprechen kann,

*) Wer nur die Worte recht verstehen will.

kann, daß sie sich um die Beförderung des Christenthums wirklich verdient gemacht haben.

Unter den vielen Sekten der älteren heidnischen Weltweisen lehrten besonders die Stoiker einen Unterschied zwischen übernatürlichen und natürlichen Tugenden. Nur übernatürliche Tugenden, sagten sie, seyen hinreichend zur Vollkommenheit zu gelangen. Daher sezten sie ihre Körper den härtesten Plagen aus; sie entsagten schlechterdings allen Vergnügungen; sie enthielten sich des Fleischessens, Weintrinkens, der Ehe ꝛc. um desto eher vollkommen, ja auf dieser Welt den Engeln noch gleich zu werden. Und diese heidnische Schwärmerey kam nach und nach ins Judenthum — man weiß die strenge Lebensart der Essäer — ja endlich auch ins Christenthum herüber; dies geschahe, als viele Lehrer unter den Heiden angefangen hatten das Christenthum anzunehmen, hingegen aber manche Versuche machten, ihre Meynungen mit den christlichen zu vereinigen, welches ihnen meist gelungen ist. Die ersten Christen nannten diesen Stoizismus eine gewiße Philosophiam, vor welcher aber Paulus (Coloss. 2, 8.) als vor einer Verführung warnet. Nachher nannten die Christen eben die von den Stoikern geerbte strenge Uebungen das ascetische Leben (auserlesene Leute). Ein Begrif, den die Christen in Egypten, welches das eigentliche Mutterland des schwärmerischen Mönchswesens ist, bald selbst ausüben wollten. Dem feurigen Geist des hizigen Morgenländers waren solche Meynungen sehr angemessen; und den im

noch heissern Klima, in Egypten, wohnenden Christen, rissen sie zuerst hin. Schlechterdings wollte er nun selbst alles thun, was der Mensch zwar thun sollte aber zu allen Zeiten niemals konnte. Unter Menschen leben und allem, was nur den menschlichen Körper ergötzen kann und nach weisen Gesetzen, welche der Schöpfer in die menschliche Natur gelegt hat, ergötzen soll, entsagen, war nun unmöglich. Es faßten daher viele den wunderlichen Entschluß, von aller menschlichen Gesellschaft sich zu entfernen, um desto eher den Verführungen entfliehen zu können. Diesen Entschluß beförderten noch überdies die mancherley Verfolgungen, denen die Christen in den ersten Jahrhunderten von Zeit zu Zeit ausgesezt waren. So soll ein gewisser **Paulus** in seiner Jugend sich vor seinen Verfolgern in ein Gebürge geflüchtet, und so lange einen Ort zu seinem lebenslänglichen einsamen Aufenthalt gesucht haben, bis er endlich in einem Felsen eine für ihn bequeme und seiner Absicht, recht fromm leben zu können, gemäße Wohnung fand. In diesem Felsen blieb er bis in das neunzigste Jahr seines Alters. Endlich aber wurde er von einem gewissen **Antonius** gefunden, der sich schon seit seinem zwanzigsten Jahre dem ascetischen Leben gewidmet hatte. Dieser **Antonius** begab sich, weil ihm das Leben des **Paulus** gefallen hatte, auch in eine Wüste; lebte daselbst in einem zerstörten Gebäude eine lange Zeit so wunderbar, daß er sich nur alle 6. Monate frisches Brod zutragen ließ. Allein dies waren Einsiedler, und noch keine Mönche. Aber eben diese melancholische

lische Einsiedlerey — die Tochter der stoischen Lehre — gab jezt Gelegenheit zu der Entstehung des nachher so fürchterlich ausgebreiteten Enthusiasmus — des Mönchswesens.

Zu Anfange des vierten Jahrhunderts, wo Antonius in der Wüste war, kamen nun sehr viele Leute herbeygelaufen, welche diesen ausserordentlichen Sonderling bewunderten und sehr viel Reiz an seiner Lebensart fanden. Denn sie glaubten nun einmal der Mensch müsse übernatürlich leben *). Und

*) Heutzutage hat man keine solche Sonderlinge mehr. Besonders weiß man in der Protestantischen Christenheit nichts von ihnen. Aber doch giebts Leute in derselben, welche noch so sonderbare Metamorphosen haben. Z. B. die Vernunft gefangen nehmen; das Fleisch kreuzigen; seinen Willen beugen; sich unter — — schmiegen ꝛc. Das alles wollen die guten Leute eigentlich verstehen; und das heißt doch nichts anders, als denken, was jener Stoiker dachte, „übernatürlich leben". Das können sie aber nicht; — so wollen sie sich aber doch eine selbstgewählte Heiligkeit angewöhnen! Zu bedauern ist es freilich, daß in unsrer Ziet, wo alles von Aufklärung spricht, schreibt und daran arbeitet, doch Schwärmerey die krasse Feindin des lautern Christenthums nicht verdrungen werden kann. Zu bedauren ist, daß viele solcher frommen Schöngeister die Vernunft vom Thron stossen und das Gefühl allein darauf sezen wollen; sie sprechen immer nur von ihren Lieblingshypothesen: und diese sind apokalyptische Gefühle, Erscheinungen der Geisterwelt, fortdaurende Wunder und Eingebungen ꝛc.

Und jezt wollen sie gesehen haben, daß es Menschen möglich sey, die Frömmigkeit auf den höchsten Grad zu treiben. Sie fiengen also an den Antonius nachzuahmen. Doch in etwas erleichterten sie sich diese Sonderbarkeit. Sie bauten sich in der Nähe beyeinander Hütten auf und lebten sehr fromm. Diese Lebensart verbreitete sich sogleich auch in andre Länder. Ein gewisser Ammonius führte in Nitrien, dem heutigen Oberungarn, diese Einsiedlerey ein. Doch war es, besonders in Egypten, sehr bald nöthig, daß dem Einsiedlerleben eine bessere Richtung und Gestalt gegeben wurde. Das that ein gewisser Pachomius. Er ließ den Einsiedlern gemeinschaftliche Gebäude errichten, in welchen sie beysammen leben — nicht aber müssig gehen, sondern beten und arbeiten sollten. Diese Lebensart war doch vernünftiger als bey manchen Nachfolgern des Pachomius. In gewissen festgesezten Stunden mußten sie beten; die übrige Zeit aber mußten sie arbeiten. Dies war sehr nüzlich; denn dadurch wurden die wüstgelegenen Gegenden meist urbar gemacht. Diejenige, welche so beysammen wohnten, nannte man Cönobiten. Nach Palästina kam dieser Enthusiasmus bald auch. Ein Mann, Hilarion, der lange Zeit in Alexandrien studirt hatte, zog dahin und führte diese sonderbare Lebensart daselbst ein. Er fand viele Anhänger. Und bald sahe man auch dies Phänomen im Abendland. Es wurde nemlich der Alexandrinische Bischof Athanasius, seines Amts entsezt, weil er mit der das-

mals

mals gangbaren kaiserlichen Hoftheologie zu Konstantinopel nicht übereinstimmte. Dieser Athanasius gieng, als er von seinem bischöflichen Stuhl herabgestiegen war, nach Rom, wohin er einige Einsiedler und Mönche mitnahm und ihre heilige Lebensart empfahl; denn er war dem ascetischen Leben sehr geneigt. Dies heilige Leben gefiel dem Italiäner sogleich außerordentlich wohl, und bald hatte man das Glück auch im Occident Mönche genug zu sehen.

Im Orient hatte Antonius kaum die Augen zugethan, so verbreitete sich sein Einsiedler- und Mönchsgeist so sehr aus, daß man innerhalb 17. Jahren nach seinem Tode schon bey 50000. Mönche zählen konnte. Auch dem weiblichen Geschlecht gefiel dies heilige Leben. Sie gewöhnten sich auch daran und in einigen Jahren hatte man bey 20000 Nonnen.

Die Einsiedler theilten sich nach und nach in besondere Klassen ein. Viele wohnten in einem Hause beysammen; diese hießen Cönobiten. Andere begaben sich in eine noch engere Gesellschaft; und diese wurden Anachoreten genannt. Wieder andere lebten nur je zween oder drey; und diese nannte man Sarabaiten oder Rhenaoboten. Sie thaten nichts, als was ihnen ihre Phantasie sagte. Ihr eigentliches Geschäft war betteln. Endlich gab es noch eine Art Mönche, welche sich in ganz besondere Zellen einschlossen, aus denen sie sel-

ten

ten wiederheraus gehen konnten. Und diese hatten den Namen Klausner. Unordentlich gieng es bisher unter den Mönchen zu; denn es stund jedem frey, ob er ein Mönch bleiben wollte oder nicht. Dieser Unordnung aber half der Bischof von Cäsarien ab. Basilius, so hieß der Bischof, nahm sich des Reichs der Mönche an; er schrieb ihnen gewisse Regeln vor, und verband sie durch feyerliche Gelübde zu ihrem Stande. Er bekam deswegen von den Mönchen den Beynamen „ der Große".

Wie von ungefär erschien nun im Orient wieder eine neue Art von Heiligkeit, die noch übertriebner war, als man sich bisher nur hatte denken können. Dies waren die sogenannten Styliten.

Im fünften Jahrhundert hatte ein Einsiedler Simeon, den seltsamen Einfall, seine Wohnung auf hohen Säulen aufzuschlagen, und sich daselbst allen Beschwerlichkeiten der Hitze und des Frosts auszusetzen. Von Zeit zu Zeit änderte er seinen Aufenthalt, und begab sich von einer Säule zur andern, die allemal noch höher war, als die, welche er verließ. So glaubte er immer näher zu Gott zu kommen und sich zu vervollkommnen. Diese unerhörte Lebensart trieb er ungefär 48 Jahre. Alles eilte herbey ihn zu bewundern und man nahm sich an den Tugenden dieses so seltsamsten aller Enthusiasten ein Muster.

Voll

Voll Lehrbegierde hörten ihm die einfältigen Leute zu, wenn er betete, predigte und ihre Zweifel auflößte. Er aß nur am Sonntag. Vor seinem Tode soll er ein ganzes Jahr gefastet haben. Ob aber immer eine Wache unter seiner Säule gestanden hatte? Noch einige Zeit ehe er starb, faulte ihm ein Fuß weg: aber er kreuzigte sein Fleisch so sehr, daß er auch, als er nur noch einen Fuß hatte, immer stehen blieb. Seine lezte Säule, auf welcher er starb, soll 48 Ellen hoch gewesen seyn. Aber auch dieser sonderbare Kreuzmann fand nicht wenige Anhänger und Nachfolger. Doch ein Zeitgenosse des Simeons Baradatus, brachte sein Leben in einem Käfichte zu; das war nun noch heiliger ꝛc. Man erstaunt, daß die Christen, welche hätten klug werden sollen, nur noch dummer worden sind, und sich so weit von der edlen Einfalt des Evangeliums entfernen konnten, daß man schon im 4 und 5ten Jahrhundert nicht mehr weiß, was man aus vielen so genannten Christen machen soll. Von diesen Zeiten an bis auf Luthern scheinen Grausamkeit und Unwissenheit die einzigen Gegenstände gewesen zu seyn, worauf besonders viele Bischöfe und Priester mit und ohne Wissen losarbeiteten *). Nur eine kleine Sphäre von klugen — mittelmäßiggelehr-

*) Doch ich denke, **wir**, die wir in einer Zeit leben, wo es an aufgeklärten — gelehrten Theologen nicht fehlt, sollten schon weiter von diesen intoleranten — Gesinnungen weggekommen seyn — sollten schon weiter an Erkenntniß hervorge-

lehrten Männern findet man von Zeit zu Zeit. Gemeiniglich wurden aber eben diese klugen Männer für Ketzer, wenigstens für verdächtig gehalten. Allein auch bey eben den großen Männern, denen wir in Ansehung des Studiums der Kirchengeschichte — und diese trägt doch viel zur Aufklärung bey, wenn man sie mit Klugheit lehrt? — viel zu verdanken haben; eben diese großen Männer, sage ich, hatten doch vieles in ihren Meynungen und Denkungsart, das die Ausbreitung dieser oder jener Schwärmerey beförderte. Oft haben sie selbst, noch in ihren Lebzeiten, diese Störerin der Weisheit unterstüzt. Zwar nicht allemal mit ernstem Vorsaz — Betrug kann mans bey den Frommen, aber deswegen nicht allemal sehr gelehrten Kirchenvätern niemals nennen. — Die Absichten, warum sie oft dies oder jenes thaten, waren oft gut; aber wenn es auch nicht philosophisch wahr

arbeitet haben — sollten unsere Christen nicht mehr zwingen, zu denken, was die Juden zu Christi Zeiten dachten — was spätere Christen in ihrer jüdischen Lokalität nur denken konnten — Wenn verrukte Leute sprechen, nicht sogleich an eine Legion Teufel denken, wäre doch besser und wenigstens menschenfreundlicher, als diejenige verdammen, welche andrer Meynung sind. Es wäre zu wünschen, nicht sagen zu müssen, daß diese papistische Tyranney auch noch nach Lutheri Zeiten — lange hernach unter Protestanten statt finde. Und daß man sich heute noch über Dämonen streiten kann; da doch eben diese Dämonen nur in die Zeit der Juden gehören.

wahr wäre, daß gute Absichten nicht allemal auch gute Folgen haben, so würde doch schon die Erfahrung uns diese Wahrheit bestätigt haben. Und oft wurden diese guten Männer gezwungen dies oder jenes zu thun, was damals noch nicht auffallend schädlich war, sondern erst in der Folge durch Ignoranten so vielen Jahrhunderten höchst schädlich wurde. Außer dem berühmten Augustinus im fünften Jahrhundert, der ein großer Freund der Mönche war, hat auch ein angesehner Mann, Benediktus von Nursia im sechsten Jahrhundert das Mönchswesen im Occident befördert. Er hat zwar hierin einen großen Vorzug, denn er brachte die occidentalischen Mönche zu einer gewissen Ordnung, wie Basilius im Orient that. Er stiftete Orden; wie z. B. den lange Zeit berühmten Benediktinerorden — er gab ihnen Regeln; schrieb ihnen Arbeit, Gebet und auch besondere Kleidung vor; an welchem lezteren sie fürnehmlich ihrer verschiedenen Kappen auch ihrer Regierungen wegen kennbar waren. Allein eben diese an sich gut scheinende Ordnung war die erste Veranlassung zu den in den folgenden Zeiten so ungeheuren Reichthümern der Mönchsklöster und der unter dem Volk eingerissenen Armuth, und was diese noch für andere Folgen mehr gehabt hat. — —

Die Mönche hatten sich so sehr vermehrt, daß man schon im 5ten Jahrhundert in allen Königreichen Mönchsklöster fand. Unzählbar war die Anzahl der Mönche. Ganze Armeen hätten können

zu

zu Felde ziehen. Aber auch die Laster gingen jezt unter ihnen so im Schwang, daß sie allgemeines Sprichwort wurden. Denn so bald die ersten Mönchsverbesserer todt waren, so vergaßen die Mönche auch ihre Ordnungen wieder und Müßiggang, mithin auch Betteley, machten sie sich zur Pflicht; sie hielten sich doch für die ersten Heiligen und des Himmels Schooskinder, wenn sie nur nach eingenommener köstlichen Mahlzeit — denn das war der Mönche im fünften Jahrhundert vorzügliches Geschäft; da doch die ersteren sich mit dem Unterricht des unwissenden Landvolks, auch Handarbeit nährten — zu gesezter Zeit ein Gebet herplauderten, das sie nicht verstanden.

Bis ins sechste Jahrhundert war die Lebensart der meisten Mönche, wie wir schon erwähnt haben, äußerst ausschweiffend; sie zogen herum und bettelten im Schein der Heiligkeit dem müden Landmann sein durch Schweiß erworbenes Brod ab; giengen dann wieder hin in ihre Zellen und verzehrten im Vollauf, was jener mit seinen Kindern an einem oft mit magern Kräutern und trockenem Brod besezten Tische kümmerlich entbehren mußte. Dies traurige Phänomen unter den Christen würde gewiß damals noch weiter Schaden angerichtet haben, wenn nicht der ebenbemeldte Benedictus von Nursia ins Mittel getreten wäre, die Mönche zum Gebet, Arbeiten und Studiren angehalten, sie förmlich zu diesem Leben auf immer verpflichtet und so zu einer gewissen Ordnung gebracht hätte. Das war

an und für sich nach der damaligen Mönchsbeschaffenheit recht gut. Denn auf diese Art konnten die abendländischen Mönche dem Fanatismus nicht so leicht nachhängen, weil sie theils studiren, theils Handarbeiten verrichten mußten: da hingegen die morgenländischen Mönche noch immer entweder auf der Betteley herumzogen, oder auf ihrer faulen Haut lagen — denn nach dem Tode ihrer Gesezgeber vergaßen die Meisten ihre Regeln wieder — und so ausgelassen schwärmerisch wurden, daß sie nichts zu thun wußten, als mit ihren Grillen das Feuer zu den bittersten Streitigkeiten anzuzünden und sich wie jedes Freykorps, das auf alle Winke marschfertig ist, zu morden und zu rauben, gebrauchen zu lassen.

Der Nutzen und Schaden, den die Welt von den Mönchen hatte, waren nicht allezeit von gleicher Erheblichkeit. Vielmehr giebt es Perioden, in welchen sichs schwer bestimmen läßt, ob nicht Mönche mehr Nutzen als Schaden gestiftet. Man muß besonders dem Benedictinerorden, der sich durch Hülfe des römischen Bischofs Gregors im sechsten Jahrhundert in Italien und Frankreich ausbreitete, anrühmen, daß aus demselben viele gelehrte Männer gekommen sind, denen die Welt nicht wenig zu verdanken hat. Viele in den Benedictinerklöstern legten sich auf Künste und Handwerker daher verschaften sie sich auf eine gewisse ehrbare Art große Reichthümer; viele widmeten sich dem Studiren; sie lasen die Schriften der alten Griechen und Römer so wohl,

als

als auch diejenigen, welche bisher von großen Männern der Kirche über diese oder jene Streitigkeiten, besonders Kezereyen, geschrieben waren. Man konnte daher sehr bald vornehme Bischöfe aus den Benediktinerklöstern holen; verschiedene Kanzler und Räthe an den Höfen waren ehemalige Bischöfe. Wieder andere widmeten sich dem Unterricht des Volks, dahingegen die Priester in Städten sich über Kezereyen zankten und beschäftigten, und einander verdammten. In den meisten Klöstern waren Schulen und Bibliotheken. Solche Aufführung der Mönche im Occident und ihre gesellschaftliche Einrichtungen machten gleichwohl auch großen Eindruck auf die Mönche im Oritent Es fanden sich auch unter diesen fruchtbare Nachahmer; denn der feurige Geist im heissen Klima macht immer bessere Progressen als der im kältern Doch wir werden vielleicht unten ein Mehreres hievon hören. Durch den Dienst der Mönche wurden viele barbarische Völker einigermaßen kultivirt und zum Christenthum bekehrt. Und dies sind doch gewiß Vortheile, die man billig schätzen muß. Auch noch in der Folge blieb Gelehrsamkeit meist fast einzig und allein bey den Mönchen, wiewohl in einer beständigen Ebbe und Fluth. Die besten Schriften aus dem Alterthum hat man von den Bischöfen, welche ehedem selbst Mönche, wenigstens doch ihre Freunde waren. Durch diese Schriften bekam die Kirche ihre innere Verfassung, obgleich nicht in der Gestalt, wie sie hätte seyn sollen, denn es entstunden so vielerley Auslegungen über die

Meynungen der ältern Kirchenväter; deswegen ar-
tete die innere Einrichtung der Kirche in die jezi-
ge Hierarchie der Päbste aus. So sehr aber
auch die Bischöfe in den früheren Jahrhunderten
schon ungleicher Meynungen waren, und eben da-
her so viele Kezer wurden, so stellt uns doch die
Geschichte auch manche fromme und gründlicher ge-
lehrte Männer unter ihnen auf, deren es in je-
dem Jahrhundert einige gab. Welch große Vor-
theile hatte nicht die Welt von dem wirksamen
Reformatorton, in welchem der gelehrte Augusti-
nermönch im 15 Jahrhundert sprach und glück-
lich ins Werk sezte? —

Doch im Ganzen genommen kann man frei-
lich nicht sagen, daß die Mönche zu allen Zeiten
gleich wohlthätigen Einfluß auf das Christenthum
hatten. Eben so wie unter ihnen Gelehrsamkeit
empor kam, so stiegen auch die Streitigkeiten, wel-
che in der Kirche so allgemeine Gährungen verur-
sachten, und wobey die Mönche immer die ver-
haßteste Rolle spielten. So lange sie ihre Re-
geln noch in frischem Andenken, nahe an der Zeit
ihrer Gesezgeber hatten, so hatte die Kirche Nu-
zen und ungemeinen Vortheil von ihnen. Als
sie aber sich durch ihre Grausamkeit auszeichneten,
und der römische Bischof (Pabst) sie zu allerhand
Geschäften brauchen konnte, so lernten sie auch
in die Staatsverfassungen hineinsehen und nach
und nach, als sie immer nähere Favoriten des
Pabstes wurden, sprachen sie der Welt immer
mehr

mehr in einem gebieterischen Ton vor. Sie wurden endlich so vornehm und angesehen, daß sich viele auf den heiligen Stuhl zu Rom hinauf arbeiteten. Es waren aber dies gemeiniglich auch die furchtbarsten Päbste. Hildebrand mag zum Beweis dienen, wie wir hören werden, wenn wir auf seine Geschichte kommen; denn er verdient, daß man ihn nicht still übergehe.

Bey allen in der Kirche entstandenen Unruhen, waren die Mönche die größten Aufwiegler; und man findet, daß selten ein Streit war, den nicht Mönche bis zur Erscheinung der Bettelorden im zwölften Jahrhundert ausgeheckt haben. In den spätern Zeiten wurde über keinen vermeynten Ketzer das Anathema auf Concilien ausgerufen, wo nicht Mönche mit im Spiel waren, und ihr Votum dazu hergegeben hatten. Zum Beweis dieser Wahrheit wollen wir nur einiges anführen. Es gehört dies freilich nicht eigentlich hieher; allein im Vorbeygehen mags nicht undienlich seyn, nur etwas weniges davon zu sagen, um den Einfluß der Mönche, den sie schon in den früheren Zeiten auf die Händel der Bischöfe hatten, begreiflich zu machen.

Es erhub sich schon im dritten Jahrhundert ein sehr heftiger Streit zwischen zween großen Männern, welcher Streit unter ihren Nachfolgern auf Concilien auf Antrieb der Mönche zum Handgemenge kam. Diese zween Männer, auf deren

Streit

Streit sich viele spätere Händel bezogen, waren ein gewisser Bischof Demetrius in Alexandrien und der sehr berühmte Origenes — Presbyter und Lehrer an der Katechetenschule daselbst. Origenes war der Erste, welcher sich zu sehr angelegen seyn ließ in die christliche Lehre platonische Philosophie zu mengen. Sein feuriges Genie von Thätigkeit konnte nicht bey dem bisherigen populären Christenthum stehen bleiben. Und er stund, wie Herr Spittler schon bemerkt hat, gerade auf dem Plaz, wo man ganz gewis Partheyen für ihn erwarten konnte; denn er zog eine Menge angesehener Schüler, welche hernach vorzügliche Bischofsämter erhalten haben. Der Bischof Demetrius aber warf einen Verdacht auf die Lehre des Origenes und schritt, nachdem er noch andere Bischöfe wider denselben aufgebracht hatte, endlich so weit, daß er diesen so berühmten Lehrer verdammte und gar vom Amt stieß. Diese, für die Zukunft gefährliche, Handlung mag wohl mehr Neid des Bischofs, als Begierde die bisherige reine Lehre zu erhalten, gewesen seyn. Wie es nun bey allen streitenden Partheyen geht, so fand auch Origenes und Demetrius jeder seine Vertheidiger. Das Ansehen eines so fast allgemein beliebten Lehrers, wie Origenes war, mußte freilich auch nach dem Tode noch bleiben; und dies schwankend zu machen, versuchten die Anhänger seines Widersachers, so gut sie nur immer konnten. Dies Ansehen, in welchem sich die Lehre des Origenes auch nach seinem Tode noch bey

vielen — besonders bey den Mönchen, deren thätiger Freund er war, ob sie gleich zu seiner Zeit noch sehr unbedeutend waren, was nemlich ihren Einfluß in theologische Meynungen und Kirchenangelegenheiten betrift, — je länger jemehr erhielt, verursachte in den folgenden Perioden eine Revolution über die andere, deren immer eine jede die Folge der vorhergehenden war. Origenes war also ein Freund der Mönche; und diese, besonders die Egyptischen traten, wie billig ist, auf seine Seite, und gaben sich alle Mühe die origenistischen Meynungen und Lehren auszubreiten. Gefährlich war der Streit freilich immer für diejenigen, deren Gegenparthey auch Mönche zur Schuzwehr hatte. Denn alle Mönche konnte man nicht zu einer Meynung bringen. Keine Händel aber waren bedeutender und für die Zukunft wichtiger — aber auch gefahrvoller — als die, welche jezt wegen der Lehre des Origenes entstanden waren. Denn seine Widersacher waren gleichfalls angesehene und mächtige Bischöfe. Weil nun, wie es allemal gieng, wenns auf Annahme neuer Hypothesen ankam, die Meynungen über die Geistlichkeit Gottes, welche in den Schriften des Origenes behauptet wurden, sehr verschieden waren, so brach der Streit zwischen beyden Partheyen schon im vierten Jahrhundert in volle Flammen aus, die auch im sechsten Jahrhundert nicht nur noch nicht gedämpft waren, sondern immer heftiger wurden, so daß man am Ende gar nicht mehr wußte, worüber man sich streite.

Johann,

Johann, der Bischof von Jerusalem übersezte einige Werke des Origenes, und weil er behauptete, daß etliche Schriften dieses Mannes verfälscht worden wären, woraus man gar deutlich vernehmen konnte, daß er auf desselben Seite seye, so warf der sonst berühmte Hieronymus so wohl, als auch Epiphanius großen Verdacht auf ihn. Sehr niederträchtige Briefe schrieb Hieronymus an den guten Bischof Johann. Allein dieser Streit wurde erst recht hizig, als Theophilus Bischof von Alexandrien, der von lauter Kezermacherey zusammengesezt war, ins Mittel trat. Theophilus aber kam sehr fein aufgezogen; er spielte hier eine Rolle, dergleichen er mehrere gespielt hat, die aber alle einem Bischof nicht wohl anstehen; denn er verdammte hernach die Schriften des Origenes, und gewis aus keiner andern Ursache, als weil er dadurch sich eine Verfolgung vom Halse schaffen konnte. Es waren nemlich damals einige egyptische Mönche auf den Einfall gekommen, sich Gott unter einer menschlichen Gestalt vorzustellen. Dies stund nun freilich nicht in den Schriften des Origenes, denn er behauptete die Geistlichkeit Gottes. Allein so sind ja die Mönche anderer Meynung als Origenes, konnten also auch nicht seine Anhänger seyn? Es sind nur einige, und von diesen läßt sich nicht auf alle schließen. Und wer wird denn auch alle Köpfe unter einen Hut bringen, besonders wenns auf Meynungen — noch mehr wenns auf Phantasien ankommt? Aber eben die Phantasien der egyptischen Schwärmer sind die eigentlichen Triebfedern der nun ausgebrochnen Unru-

hen. Theophilus war anfangs gar nicht der Meynung von der Geistlichkeit Gottes. Als nun die Mönche schlechterdings ihren Gott sich nicht wollten nehmen lassen, so giengen sie hin nach Alexandrien und wüteten so sehr, daß Theophilus um nicht gar ums Leben zu kommen, in die übertriebene Schmeichelen gerieth den Mönchen zu sagen, er sähe das Antliz Gottes, als er sie sahe. Dies war noch nicht genug. Die Mönche, welche ihren Gott wieder zu haben glaubten, wollten das Bekenntniß des Bischofs damit beståttigt wissen, wenn er die origenistischen Schriften verdammet habe. Und Theophilus war listig und feige genug, den Willen dieser Schwärmer zu erfüllen. Er that hier weiter nichts, als Irthum und Wahrheit annehmen. Diese schändliche Aufführung des Bischofs hatte nun auch die unausbleiblichfürchterlichen Folgen auf die andern Mönche, welche keine solche schwärmerische Meynungen hegten, deren Anzahl auch sehr groß war.

Besonders gab es damals vier angesehene Mönche, welche Brüder und von einer sehr langen Leibesgestalt gewesen seyn sollen. Sie hatten eben daher den Namen „die langen Brüder". Diese waren der Meynung, sich Gott zu denken, wie ihn Origenes dachte. Theophilus wiegelte jene heimlich wider diese auf, und endlich vertrieb er diese aus ihren Klöstern. Vergebens, wie leicht zu erachten, meynten die Vertriebenen Schutz bey dem Bischof Theophilus zu finden. Er belegte sie mit Backenstreichen; dergleichen Niederträchtigkeiten er auch

an

an andern Mönchen verübte. Johannes Chrysostomus, Bischof zu Konstantinopel, suchte für die Mönche bey dem Theophilus zu bitten; allein nicht nur vergebens war diese bischöfliche Fürsprache, sondern Theophilus hezte nun auch den Bischof von Cypern, Epiphanius, wider den konstantinoplichen Bischof auf, und Chrysostomus wurde abgesezt, worauf er entfliehen, aber auch auf der Flucht die grausamsten Anfälle von denen Mönchen, welche nun ihren Gott wieder hatten, erdulden mußte. Waren nicht an diesem und dem daraus entstandenen Unglück mehrerer frommer Männer und Patriarchen die Mönche Schuld? Und die Absezung des Chrysostomus hatte auch noch nach seinem Tode die betrübtesten Folgen. Es ist leicht zu erachten, mit wie viel heimlichen Ränken und Lügen sich Theophilus die Absezung des Bischofs von Konstantinopel erschleichen mußte. Denn der fromme Chrysostomus war bey dem Volk in seiner Stadt ein sehr beliebter Lehrer *). Und die orientalische Kirche hätte an ihm einen wackern Pfeiler gehabt. Allein eben diesen Verlust konnten viele nicht ungerochen lassen. Doch ich würde wider meine Absicht handeln, wenn ich alle die darauf erfolgten Unruhen beschreiben wollte. Die Mönche theilten sich nun, wie schon gesagt, in zwo Partheyen, die eine haßte, die andere

*) Doch Chrysostomus war Prediger bey Hofe, und seine Predigten waren nicht nach der Denkungsart der Kaiserin Eudoxia; und diese hatte wieder ihre Höflinge — — —

re liebte den Origenes. Diese zwo Partheyen kamen aber im 6ten Jahrhundert wieder so heftig aneinander, daß sie ordentlich gegen einander ins Feld zogen und förmliche Schlachten lieferten. Der Kaiser Justinian mußte durch ein eigenes Edikt, worinn er sich der Gegenparthey der origenistischen Meynungen annahm, dem Unfug der Mönche ein Ende machen. Doch ganz erlosch das Feuer nicht. Nur bekamen die Händel einen andern Namen, weil schon die Händel mit dem Nestorius, und Pelagius dazugekommen waren. Pelagius war besonders ein frommer Mönch, auch einigermaßen gelehrt, denn er verstund griechisch. Wir finden ebenfalls an seinem Ort die Mönche als die eigentlichsten Urheber der Unruhen, welche im siebenten und achten Jahrhunderte über die Bilderverehrung entstanden sind. Gleichen Schaden und Zerfall brachten auch die unruhigen Mönche in die innere Kirchendisciplin. Das Sündenregister, welches ein griechischer Mönch Theodor noch zu Ende des siebenten Jahrhunderts in Ansehung des Pönitenzwesens schrieb; was für abscheuliche Folgen hatte nicht dieses Buch? Es beförderte den ausgelassensten Misbrauch der Messen, Fegfeuerslehre und der übermäßigsten Reichthümer in den Klöstern, welche alle Zucht in den Klöstern verdrangen, und ganz gewis auch Nahrung und fast alle Gewerbe unter den Laien hemmen mußten. Alles dies finden wir jedes unter seinem Artikel bis auf die Kreuzzüge, daher wir hier davon abbrechen können.

Nebst

Nebst allen diesen Uebeln, welche durch die Mönche in die Welt gekommen sind, brachten sie auch allen Aberglauben ins Christenthum. So herrschend die heidnischen Meynungen über die so genannte Dämonen waren; so lebhaft sich die Juden den Teufel vorstellen konnten, so war es doch weit nicht so arg, als die Furcht vor unzählbaren Heeren von Geistern und Teufeln, welche die Einsiedler und Mönche gesehen und den Menschenherzen eingeprägt haben. Die Einsiedler und Mönche giengen anfangs hin in die entferntesten Wüsten; überließen sich daselbst ihrer schwärmerischen Einbildungskraft; sie bekommen an solchen entlegenen finstern Oertern auch alle melancholischen und finstern Träume, die ein schwarzes Blut, die Einsamkeit, die Nacht, der Mangel einer nöthigen Pflegung des Leibes nothwendig erzeugen müssen; und alles dies sind Anfälle des Teufels. Ihr Müßiggang? Einen ganzen Schwarm Teufel brachte jeder Anachoret hervor. Sie kämpften ritterlich mit diesen Menschenverderbern und konnten um so getroster auf einen solchen Kampfplaz treten, weil sie ebenfalls auch einen vertrauten Umgang mit der Gottheit und den Engeln hatten. Alles was zu den himmlischen Heeren gerechnet wird, diente den Einsiedlern; und jeder hatte seinen Schuzengel; sahe auch nicht selten die Schuzengel anderer Anachoreten. Nur von Paulus, der doch ein Apostel Jesu war, wird gesagt, daß er in den Himmel entzückt gewesen sey. Aber zu den Zeiten des Mönchswesens ist alle Augenblicke ein Einsiedler oder Mönch vor den Pforten des Himmels gestanden, oft gar selbst drinnen gewesen.

Welch

Welch einen Schaden hatte nicht das Christenthum von dem Aberglauben der Mönche, wenns auf den Artikel „Teufel" ankommt. Von ihnen lernte die Welt alle Sünden ꝛc. diesem angeblichen Menschenfeinde zuschreiben. Man vergaß in seinen eigenen Busen zu greifen; man wußte fast nicht mehr, daß der Mensch selbst Schuld ist, an allen seinen widrigen Schicksalen, den unausbleiblichen Folgen der Sünde, welche der Mensch in sich selbst hegt. Diese und dergleichen noch viele andere abentheuerliche Lehren dauerten immerfort, wurden immer mehr ausgebreitet und vermehrt bis Kaiser Karl der Große zu Anfang des neunten Jahrhunderts Anstalten machte, diesem Unfug zu steuren. Es heißt ausdrücklich in einem durch diesen Kaiser veranstalteten Schreiben, daß Geistliche und Mönche das Volk — besonders einfältige Leute durch Himmel und Hölle zu eigennüzigen Absichten bereden. Allein so bald Karl der Große tod war, so gieng bald wieder alles im vorigen Gang und wurde der lezte Betrug ärger als der erste, besonders als Hildebrand auf den heiligen Stuhl zu Rom kam. Man wird also diesen — Gedankenstrich nicht mit noch mehr Gottlosigkeiten der Mönche ausfüllen dörfen, ob man gleich könnte, um zu beweisen, daß die Existenz der Mönche fast in den meisten Zeiten mehr Schaden als Nuzen gestiftet habe.

Bilder=

Bilderauftritte.

Wenn man dem Stillschweigen, welches die ältesten Geschichtschreiber von dem Bilderdienste beobachten, glauben darf, so hatte die christliche Kirche in den drey ersten Jahrhunderten noch keine Bilder. Man sieht daher, daß die ersten Christen, ob sie gleich zum Theil nicht so aufgeklärt waren, wie die in unsern Zeiten, in welchen die Bilder noch sind, zu seyn vorgeben, doch einen weit einfachern und reinern Gottesdienst hatten, ja nach den Zeugnissen bewährter Geschichtschreiber nicht einmal von Bildern etwas wissen wollten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die ersten Christen sich von Bildern enthielten; denn die Juden, denen der Bilderdienst der gröste Greuel war, würden gewiß den Christen die größten Vorwürfe darüber gemacht haben, wenn sie auch nur zur Schau oder zum Andenken an die verstorbenen Heiligen bey ihren Gottesdiensten Bilder aufgestellt gehabt hätten: Und gewiß nicht leicht hätte sich ein Jude zum Christenthum gewendet, da doch so viele tausende dasselbe angenommen haben. Und im Gegentheil warfen die Heiden den Christen vor, daß sie keine Bilder hätten. Einen solchen Vorwurf machte ein Celsus im 2ten und noch Cäcilius den Christen in der ersten Hälfte des 3ten Jahrhunderts. Es läßt sich daher leicht erachten, daß das Christenthum auch mehr Beyfall bey den Heiden gefunden haben würde, wenn die Christen

auch

auch zugleich Bilder gehabt hätten. Diese Wahrheit wird bestättigt, wenn man die spöttischen Antworten, mit welchen die Christen den Vorwürfen der Heiden begegneten, betrachtet. Z. B. Ein Minutius Felix, zu Anfang des 4ten Jahrhunderts erklärte sich unter andern wegen des Bilderdienstes also: „Die Geschicklichkeit der Künstler betriegt die Unverständigen; der Glanz „des Goldes und die feine Arbeit im Silber „blendet sie; die Weise des Elfenbeins bringt „sie zum Erstaunen." Tertullian am Ende des 2ten Jahrhunderts sagt in seiner Apologie zu den Heiden: daß die Vögel auf dem Haupte oder in dem Munde ihres Gottes nisten würden, wenn sie niemand davon abhielte. Sie hätten beständig nöthig die Spinnweben von ihren Gottheiten abzukehren. Und Origenes erklärt sich gegen den Celsus also: „Wir weigern uns darum, den Bildern Ehre zu erzeigen, damit niemand auf den Wahn verfallen möge, als ob die Bilder andere Gottheiten wären." Ueberhaupt war die Bildhauerkunst und Malerey bey den ersten Christen sehr verhaßt. So nennt z. B. Clemens von Alexandrien noch gegen den Anfang des 3ten Jahrhunderts diese Künste, betrügerische Künste. Sogar Tertullian, als er den Hermogenes, der ein Stifter einer irrgläubigen Secte wurde, und ein Mahler gewesen seyn soll, widerlegte, gieng so weit, daß er die Erfindung dieser Künste dem Satan zuschrieb. Wie ist es also möglich, daß die ersten Christen

Bilder gehabt haben können? Erst nachher, als die Zahl der Irrgläubigen größer wurde, gerieth man nach und nach auf die Bilder und man gab vor, daß der Apostel Lukas ein Mahler, und Nikodemus ein Bildhauer gewesen seye: allein Augustinus im 5ten Jahrhundert verwirft solches: und von den Bildern sagte er, daß man weder die Gestalt Jesu Christi noch der Jungfrau Mariä noch des Apostels Paulus kenne. Demungeachtet aber vermehrten sich die Irrgläubigen, und eine gewisse Secte, die man die Carpokratianer nannte, gab vor, die Bildnisse Jesu und des Apostels Paulus zu besitzen. Sogar behaupteten sie, Pilatus hätte Jesum mahlen lassen. Welch eine Thorheit! — Aus einem solchen Irrglauben kam nun bald der unsinnigste Aberglaube unter den Christen zum Vorschein. Zuerst sahe man nur die Bilder; dann den Bilderdienst; und endlich die fürchterlichen Bilderkriege.

Wie die Bilder unter den Christen aufkamen, dazu dienten die Vermischung der heidnischen mit der christlichen Weltweißheit, und die vielen Märtyrer und Heiligen, denen man nach und nach allzugroße Ehre anthat. Ein gewisser Porphyrius, der, nachdem er das Christenthum abgeschworen hatte, ein grausamer Feind desselben wurde, und mit ihm ein Jamblichius hatten ganz besondere Begriffe von den himmlischen Geistern. Sie sagten, daß es einen Gott gebe, der über alles erhaben sey, der aber zu groß sey, als daß sich unsre

Natur zu ihm nahen dörfe. Sie sezten also die himmlischen Geister zwischen Gott und uns, und gaben vor, daß diese für uns bey Gott bitten müßten. Da man nun besonders in dem vierten Jahrhundert die heidnische Weltweißheit mit den geoffenbarten Wahrheiten zu vereinigen suchte, und zugleich auch anfieng die Ehrfurcht gegen die Märtyrer zu übertreiben, denn man fand jezt schon alle Augenblicke Gräber der Märtyrer, worinn der heil. Ambrosius zuerst am glücklichsten war, wie wir bey den Reliquien hören werden, so war es um so eher geschehen, daß dergleichen Irthümer in die Religion der Christen aufgenommen wurden.

Anfangs erinnerte man sich an die Märtyrer; endlich fiengen die Redner unter den Christen an, erhabene Lobreden an die Märtyrer zu thun. Der erste unter diesen Lobrednern soll Basilius geheißen haben. Doch von der Verehrung ihrer Bilder enthielte man sich noch immer. Selbst der heil. Chrysostomus, der unstreitig ein heftiger Redner war, sezte die vorzüglichste Ehre, die man den Märtyrern anthun könne, nur darinn, wenn man ihre Tugenden nachahme. Man stellte zuerst Bildsäulen der Märtyrer vor die Kirchthüren, um sich an dieselben und an ihre Tugenden zu erinnern; bald aber wurde denselben auch innerhalb den Kirchen ein Platz eingeräumt. Aus diesem ehrwürdigen Erinnern an die heiligen Märtyrer kam man immer weiter. Man fieng an für die Heiligen zu beten. Da aber der Lobreden an dieselben immer mehr wur-

fieng

den, so hörte man auf für sie zu beten: und man fieng an, sie anzurufen, vor ihren Bildsäulen niederzuknien, sie zu küssen, bis endlich die Bildsäulen selbst verehrt wurden. Kurz es entstand immer eine Thorheit aus der andern, so daß beynahe auf der Erde eine wahre Gottesverehrung etwas seltenes wurde; denn nichts ist, das in seiner Ausbreitung glücklicher wäre als der Aberglaube, wo die Gegenstände so sehr auf die Sinne wirken. Beynahe herrschte der unsinnige Bilderdienst überall, bis endlich im 8ten Jahrhundert der orientalische Beherrscher Leo des Dings überdrüssig wurde, und der heidnischen Abgöttereyen ein Ende machen wollte. Es entstunden aber auch sogleich die grausamen Unruhen, gegen welche die bisherigen gleichsam nur Zuckungen waren, weil die Priester und Mönche mit im Bilderspiel waren und Gefahr liefen den größten Theil ihrer Einkünfte zu verliehren.

Das achte Jahrhundert war es, wo die Abgötterey durch den Bilderdienst fast den ganzen Erdkreiß überzogen hatte. Leo, welcher einige gutgesinnte Bischöfe um sich hatte, wollte nun den Bilderdienst ausrotten. Allein sein gutes Unternehmen hatte nicht den erwünschten Erfolg. Denn da er alle Bildsäulen Christi, der Apostel und Heiligen umstürzen, zerbrechen, alle Gemählde an den Wänden auslöschen und mit Kalch überstreichen lassen wollte; so wurde Germanus, damaliger Bischof zu Konstantinopel, und fast die ganze Clerisey so aufgebracht, daß die Arbeiter, welche

den

den Befehl des Kaisers an den Bildern vollziehen sollten, das Leben dabey verloren. Im Occident machte dies auch das fürchterlichste Aufsehen, und der damalige Pabst zu Rom, Gregor III. hatte freilich noch viele andere Händel auszumachen, welche ihn jezt nicht kräftig genug auf den Bilderkrieg wirken ließen; doch einstweilen that er den Kaiser Leo in den Bann. Allein an diesen Bann kehrte sich Leo nicht: vielmehr spottete er des Pabsts, und sagte: der Pabst ist selbst im Bann; denn er ist auch ein Abgötter. Eine allgemeine Kirchenversammlung, welche Leo berufen ließ, sollte dem immer wütender werdenden Bilderkrieg ein Ende machen. Nur Schade daß der Kaiser vorher starb, ehe diese Synode zu stande kam! Der Bilderkrieg hörte also nicht auf.

Der nachfolgende Kaiser, ein Sohn des Leo, Konstantin VI. war ein noch heftigerer Feind des Bilderdienstes. Gleich beym Antritt seiner Regierung mußte von seinen Unterthanen die Anbetung der Bilder verflucht werden. Die Kirchenversammlung, welche sein Vater noch versammlen lassen wollte, kam nun bald zu stande, und im ganzen Orient wurden ihre Aussprüche wider die Anbetung der Bilder angenommen; nur die Mönche widersezten sich, wie diese Freunde des Aberglaubens gemeiniglich zu thun pflegten, wenn ihnen ein Strich durch ihre Rechnung gemacht wurde, bis endlich der Pabst Stephanus die Feinde des Bilderdiensts wieder verdammte. Die Aussprüche der Kirchenversammlung

lung wider den Bilderdienst behielten zwar im Orient ihr Ansehen, so lang der Kaiser lebte. Allein wie bald wurden sie wieder schändlich verlezt! Ein schwaches Weib, eine eifrige Freundinn des unsinnigen Aberglaubens kam auf den orientalischen Kaiserthron. Irene, — diese schickte ihren Gemal, den Enkel Leo's III. aus der Welt, und bestieg den Thron. Sie nahm sich des zerfallenen Bilderdienstes wieder an, und veranstaltete eine andere Kirchenversammlung, auf welcher die Aussprüche der vorigen verdammt, und sogar teuflisch genannt wurden. Indessen kam die Unruhe wegen dem Bilderdienst auch wieder nach dem Occident, denn der römische Pabst bestättigte gleichfalls die Aussprüche für den Bilderdienst, da hingegen der damalige Kaiser, Karl der Große, sie in einer eigenen Schrift widerlegte und auch eine Synode in seinem Reich versammlen ließ, worauf der Bilderdienst verworfen wurde, doch so daß man wenigstens die Bilder nicht zum Tempel hinaus warf, wie vorher im Orient geschehen war. Die Folgen davon mögen wohl die seyn, daß die Bilder im künftigen Zeitalter blieben und bis jezt noch sind. Im Orient nun entgieng Irene der Strafe, die sie durch ihre Mordthat verdient hatte, nicht; sie erfuhr bald, was ihr gehörte. Denn da ihr Stolz sie bewog, Gelegenheit zu bekommen, die Gemahlin des abendländischen Kaisers Karls des Großen, zu werden, so führten die Großen des morgenländischen Reichs, welche der Regierung eines stolzen Weibs überdrüssig waren, einen andern Plan aus. Sie sezten Irene ab, und brachten sie auf die

Insel

Insel Lesbos, ohnweit Konstantinopel; Nicephorus aber, einer der Größten des Reichs, wurde auf den Thron gesezt. Dieser neue Kaiser suchte zwar dem ungestümen Eifer der Bilderanbeter Gränzen zu sezen, aber weiter zu gehen unterstund er sich nicht. Sein Sohn Stauratius kam nach ihm zur Regierung, blieb aber nicht länger als 2 Monate Regent; denn Michael, von Rangabe genannt, bemächtigte sich durch Treulosigkeit des Throns, den aber dieser Unmensch, ob er gleich die Bilderstürmer verfolgte, und so die Gunst der Bilderanbeter erhalten wollte, nicht in die Länge behaupten konnte. Er begab sich aus Feigheit des Reichs selbst, und wurde aus einem Kaiser ein Mönch. Nun erhielt wieder ein Leo das Scepter, im Orient. Ein Mann dessen Eifer wider die Anbeter der Bilder sehr weit gieng. Besonders zeigte er diesen Eifer nach dem Krieg, den er mit den Bulgaren auf drey Jahr lang endigen mußte. Dieser dreyjährige Friede gab ihm die erste Veranlassung die Bilder aufs neue zu bestürmen. Er würde es auch vielleicht weiter gebracht haben als alle seine Vorfahren, wenn seine Regierung nicht so kurz gedauert hätte. Anfangs widersezten sich ihm zwar einige Mächtige, besonders Patriarchen. Doch als er einige derselben ihrer Würde entsezt hatte, so führte er sein Vorhaben mit weit mehr Nachdruck aus.

Allein im Jahr 820. wurde dieser gute Kaiser in der Kirche von einigen treulosen Mördern über-

überfallen und büßte hier sein theures Leben ein. Diese grausame That wurde auch von einem Großen des Reichs, Michael dem Stammler, angestiftet, den der Kaiser vorher ins Gefängnis sezte; gleichwohl aber kam Michael jezt auf den Thron. Er wollte zwar in Ansehung des Bilderdienstes, so zu reden auf zwo Achseln Wasser tragen. Denn er verdammte weder die Bilderanbeter, noch ihre Gegenparthey. Diese anscheinende Gleichgültigkeit des neuen Kaisers gegen den Bilderdienst that aber weiter nichts, als den Bilderkrieg wieder erneuern, weil indeß im Occident die ausschweifenden Bilderanbeter und ihre Gegner auch verdammt wurden. Michael starb bald und sein Sohn Theophilus folgte ihm im Jahr 829. in der Regierung. Diesem Fürsten giebt die Geschichte einen ausnehmendguten Charakter. Er liebte Gerechtigkeit und suchte seinen bedrängten Unterthanen auf alle mögliche Art wieder aufzuhelfen. Seine Frömmigkeit erstreckte sich so weit, daß er selbst geistliche Gesänge verfertigte. Sogar ließ er diejenigen, welche, obgleich auf seines Vaters Anstiften, den Kaiser Leo umgebracht hatten, hinrichten. Ein solcher Fürst mußte nun auch ein Feind des Bilderdienstes seyn; und in der That hätte er vielleicht unter allen noch am würdigsten gesiegt, wenn nicht zu gleicher Zeit auch Controversen wegen dem Abendmal entstanden wären, und überdies ein immerwährender und für ihn unglücklicher Krieg mit den Saracenen ihn am meisten daran gehindert, ja sogar das Ende seines Le-

bens befördert hätten. Denn unglücklicher Weise gerieth seine Vaterstadt in die Hände der Feinde, und da er seine Verwandten nicht mehr retten konnte, so that er ein Gelübde, nichts mehr zu genießen als Wasser und Brodt. Dies mußte seinen Tod beschleunigen. Sein Sohn, Michael, war noch ein Kind. Es zog daher die Mutter Theodora die Regierung an sich, und nahm zugleich auch den Bilderdienst wieder in Schutz. Die Bischöfe wurden nun genöthigt, sich unter den Willen des abergläubischen Weibes zu demüthigen. Denn ein grausames Beyspiel, welches die Kaiserin an einem der heftigsten Feinde des Bilderdiensts, dem Patriarchen zu Konstantinopel, Antonius, stellte, *) war vermögend genug für die übrigen Bischöfe, daß sie den Bilderdienst in einer feyerlichen Versammlung für Religion erklärten. Solchen vielen Abwechselungen war die Sache des Bilderdiensts unterworfen, bis endlich dieser unsinnige Aberglaube auch gesiegt hatte. Er hat also seine Bestättigung den zwo schwachen Kaiserinnen Irene und Theodora zu verdanken. Und als die Finsternisse im 10ten Jahrhundert vollends über Europa herzogen, so erhielt er seine Dauer, und sogar leider bis auf unsre Zeiten, die man die aufgeklärtern nennt, noch immer fort, nur mit einer gewissen Einschränkung, die aber selbst, auch in den Zeiten der Bilderkriege, besonders in Frankreich

*) Antonius empfing 200 Geiselstriche, weil er einigen Bildnissen die Augen ausstechen ließ.

reich statt fand, daß man nemlich die Bilder nur zum Andenken beybehalte. Ob dies Vorgeben wirklich Wahrheit sey, ist hier zu untersuchen nicht der Ort.

Reliquien.

Auch von diesen wissen die ersten Christen weiter nichts, als daß sie solche sorgfältig sammelten und sie dann an einem anständigen Ort begraben konnten. Ueberhaupt aber that man dies in den ersten Zeiten des Christenthums an jedem Christen; man sorgte dafür, daß der Arme eben so anständig, als der Reiche, begraben wurde. Man hatte eine allgemeine Kasse, und eben so waren auch besondere Leute dazu bestellt, die Leichname der Gläubigen in die Erde zu bringen. Wenn aber die ersten Christen ihre Liebe an jedem ihrer Mitglieder ausübten; ists ihnen zu verargen, wenn sie die Märtyrer auf alle mögliche Art noch im Tode ehrten, und auch bey ihren Begräbnissen noch einige ausserordentliche Zeichen der Hochachtung für sie darlegten und sie etwa, ich will nicht eben sagen, mit einem grossen Gepränge, zur Erde bestatteten, sondern ihre Leichname von den Heiden mit grossen Geldsummen erkauften? Ein Eifer und ein so freymüthiges Bekenntniß, das ein Stephanus vor dem hohen Rath ablegte, verdient Ehrfurcht. Ein Eifer, den der Bischof von Smyrna, Polykarpus, auch in seinem Tode auf dem Scheiterhaufen noch fürs Christenthum hatte, kommt gewiß nicht in eine gemeine Seele. Er verdient

also Hochachtung und Liebe von einem jeden aufrichtigen Christen. Allein wenn diese heiligen Männer einmal zur Erde bestattet waren, so ließ man sie ruhen; man erwartete keine Wunder mehr von ihren Gebeinen. Noch viel weniger wollten sie die Ueberbleibsel der Märtyrer in goldenen und silbernen Kapseln aufbewahren. Wir können auch überhaupt keine Spuren finden, worauf wir die Aechtheit der vielen wunderthätigen Reliquien, die man noch in unsern Zeiten von den Märtyrern und Heiligen, ja sogar von Jesu und der Maria u. s. w. haben will, gründen wollten. Es blieb uns nichts übrig von ihnen, als vieles von ihren Schriften. Und wie man den grossen Helden Denkmäler aufzurichten gewohnt war, so zeichneten die ersten Christen nur den Tag ihres Märtyrer-Todes auf, um ihnen ein Andenken zu feyern.

Bey dem Begräbniß des ersten Blutzeugen, des Stephanus, heißt es nur, daß Gottesfürchtige ihn beschickten, und Leid über ihn trugen (Apost. 8, 2). Erst im vierten Jahrhunderte geschehen bey den Gräbern der verstorbenen Heiligen so viele Mirakels, und selbst Hieronymus, der bereits nicht von allem Aberglauben frey war, glaubte, daß Stephanus unter einem feyerlichen und starken Leichenbegängnisse begraben worden sey. Im fünften Jahrhundert will ein Presbyter von Jerusalem, Lucian, das Grab Stephani im Traum gesehen haben, wo die Gebeine dieses Märtyrers Wunder gethan haben sollen. Doch wir werden hernach hören, daß man

man schon im vierten Jahrhundert noch größere Ausschweifungen begangen habe. Es ist wider alle Glaubwürdigkeit, daß Gebeine, die schon 400 Jahre in der Erde liegen, nun erst anfangen sollen Wunder zu thun, wie man bereits einander solche Grillen erzählte. Diese Träumereyen sind nichts anders als die abergläubischen Folgen der übertriebenen Lobessprüche an die verstorbenen Märtyrer und der enthusiastischen Meynungen, besonders des Cyprians, von dem wir schon oben gehört haben.

Was die Reliquien von Jesu, von denen ein grosser Theil unserer heutigen Christen noch viele zu besizen glaubt, betrift, so findet man doch im neuen Testament keine einzige Stelle, aus welcher man auch nur vermuthen konnte, daß die Schüler Jesu oder seine übrigen Nachfolger einige Rücksicht auf dieselben genommen hätten, auch wissen alle Christen in den drey ersten Jahrhunderten nichts davon. So gar als Hadrian hundert Jahre nach dem Tode des Erlösers eine heidnische Bildsäule über die Stelle, wo Jesu Grab gewesen seyn soll, aufführte, sollen die Christen sich ruhig verhalten haben. Auch, da man doch vermuthete, daß Joseph von Arimathia das Kreuz, an welchem Jesus die Sünden der Welt gebüsset hat, in das Grab Jesu gelegt habe, sollen die Christen sich nicht die geringste Mühe gegeben haben, dasselbe so kostbare Kreuz hervor zu thun, ehe der Bau der heidnischen Bildsäule zu stande kam. Beynahe ist es auch nicht glaublich, daß dies Kreuz in hundert Jahren, wenn es anders in die Er-

Erde kam, nicht verfaulet seyn soll, und um die Zeit der Auferstehung Christi mochte sich wohl niemand um dies Holz bekümmert haben dasselbe aufzubewahren. Die Ungläubigen würden es gewis als ein Holz des Fluches verbrannt haben. Die Gläubigen aber bekümmerten sich damals vielmehr um ihren Erlöser selbst ihn zu sehen, als daß sie sich an einem Holz ergözten. Und doch zeigte mir einmal ein übrigens recht ehrlicher Mann ein Stückchen Holz von diesem Kreuze, welches er in Rom sehr theuer erkaufte; und jezt hält er alle Morgen vor diesem Holz und noch nebst andern Reliquien von Jesu seine Andacht. Eben so will man an sehr vielen Orten von dem Blute Jesu und von seinen Kleidern u. s. w. haben: allein es sey uns genug, daß Jesus sein Blut für uns vergoß, um uns von den Strafen, die wir mit der Sünde verdient haben und billig hätten selbst büssen sollen, zu befreyen. Dies sey uns genug davon zu wissen; und dies gebe uns die stärkste Veranlassung, unserem Erlöser in seinen Tugenden, so viel in unsern Kräften steht, nachzuahmen. Denn daran muß ihm gewiß nichts liegen, ob wir seine Kleider u. s. w. noch haben oder nicht. — Die Kleider, welche Jesus in seinem Leben trug, hatten nicht die geringste Kraft obgleich ein Weib gesund wurde, als sie seines Kleides Saum anrührte. Denn Jesus sagte allemal in solchen Fällen: dein Glaube hat dir geholfen.

Bey unserer heutigen Christenheit findet man in jedem ihrer Tempel, und in vielen Ländern in je-

jedem Hauß, ja an jeder Ecke der Straße ein Kreuz, oft auch noch mehrere. Vielen ist dies gewis etwas unbedeutendes. Bey vielen aber mag es einen guten Eindruck machen, wenn ihre Sinnen nicht zu sehr an äußeren Dingen kleben. Ich gestehe, daß ich ob ich gleich kein Freund von vielen sinnlichen Gegenständen bin, besonders was gottesdienstliche Ceremonien betrift, denn hierinn liebe ich alle mögliche Einfachheit, weil sinnliche Gegenstände mit ihren Eindrücken auf die Gemüther der richtigen Vorstellungskraft von Gott sehr gefährlich werden können; ich sage, daß ich oft bey dem Anblick eines Kreuzes auf ein fruchtbares Nachdenken gebracht wurde. Allein, wie oft mußt ich auch, wenn ich nicht weitläuftig werden wollte, so zu reden, meine Sinnen gefangen nehmen. Aber bey Vielen erregen solche sinnliche Vorstellungen auch die besonders heut zu Tag so sehr herrschende irrigen Meynungen, die wir hier nicht angeben können.

Nach dem Zeugnis des Minutius Felix im Anfang des dritten Jahrhunderts hatten die Christen damals auch noch kein Kreuz in ihren Tempeln. Man sieht dies aus der Antwort des Minutius Felix, die er dem Coecil gab. Denn als die Christen viel von dem Kreuze sprachen, welches aber nur von dem Tode, den Christus an dem Kreuze gestorben ist, zu verstehen war, so meynten die Heiden, daß die Christen das Holz des Kreuzes darunter verstehen. Allein Minutius Felix sagte: daß die Christen kein Kreuz anbeten

und ein solches Holz nicht einmal haben wollten. Auch unter den Verzeichnissen, welche die Heiden sorgfältig machen mußten, als die Kirchen der Christen unter der Regierung des Diokletians in der zweyten Hälfte des dritten Jahrhunderts niedergerissen wurden, fanden sich keine Kreuze *).

Auch im Jahr 326 fand **Helena** die Mutter des Kaisers **Konstantin** des Großen unter den Ruinen des alten Jerusalems das wahre Kreuz, an welchem unser Erlöser starb. Es soll unzählige Wunder daselbst gethan haben. Zum Andenken dieses gefundenen Kreuzes wurde nun am

*) Als Konstantin der Große den christlichen Glauben angenommen hatte, wollte er auch den Maxentius in Rom belagern. Bey dieser Gelegenheit erschien ihm vor aller Welt ein helles Kreuz in den Wolken mit einer Aufschrift, die ihm den Sieg versprach. Eben dieses ward ihm durch einen Traum bestätigt. Er gewann die Schlacht und das Kreuz wurde als der Schuz des römischen Volks und des ganzen Reichs überall aufgerichtet. S. Bossuets Einleitung in die allgemeine Geschichte der Welt und der Religion, 1ster Theil pag. 135. Daß bey dieser Gelegenheit das Kreuz aufgerichtet worden sey, mag wahr seyn; aber die Geschichte von der Erscheinung des Kreuzes ist offenbar noch vielem Zweifel unterworfen. Es kann sonst ein Gestirn gewesen seyn, das Konstantin sich nicht erklären konnte. Der Traum mußte allerdings darauf folgen, denn Konstantin gieng den ganzen Tag mit dieser Erscheinung um. —

am dritten May ein Fest gefeyert. Im Orient wurde es erst im fünften Jahrhundert auf immer eingeführt. Im Occident aber seit dem Jahr 720, und allgemein wurde es erst im 14ten Sekulum. So mußte nun natürlich auch das Kreuz in den christlichen Kirchen aufgestellt werden. Wie nachlässig waren also die ersten Christen gegen denen in den späteren Jahrhunderten!

Eben so wurde zu den Zeiten des Marianus Skotus in dem elften Jahrhundert ein Schnupftuch bekannt gemacht, in welches Jesus, als er nach Golgatha gieng, sein Vera Icon oder sein wahres Ebenbild gedruckt haben soll. Es wurde daher auch eine Heilige, Veronika, erdichtet, die aber ihre Existenz blos dem Vera Icon, zu danken hat, und deren Fest auf den vierten Februar fällt. Das ganze Alterthum weiß von diesem wunderbaren Schnupftuch nichts. Nicht weniger will man auch in der Abtey zu Vendome eine Thräne Jesu besitzen, welche Jesus bey dem Grabe Lazari vergossen haben soll.

Eben so hat Helena mit dem Kreuze auch das Grab Christi gefunden. In den Zeiten des fünften Jahrhunderts fand man auch zu Ephesus das Grab der Jungfrau Maria, obgleich Polykrates, ein ephesinischer Bischof im zweyten Jahrhundert, von der Jungfrau Maria nichts meldet, da er doch ein Verzeichniß aller derjenigen merkwürdigen Personen machte, welche in Ephesus gestorben seyn sollen. Auch hat man das Grab

Josephs im Thal Josaphat gefunden, ob er gleich nach seinem Todt so unbekannt blieb. Bis auf diese Zeiten hatte man auch den Brautring Josephs aufbehalten. Nur schade, daß deren Ringe zwey sind. Einen hat die Stadt Perusa in Italien; den andern die Stadt Segür in Frankreich. Es ist also noch nicht ausgemacht, welche Stadt den wahren Ring besitze. Gleiches Schicksal hat die Kleidung der Jungfrau Maria und noch viele andere Reliquien, von welchen man einen ganzen Folianten anfüllen könnte. Diese kleine Erzählung von Reliquien wollte ich vorausschicken, ehe ich zur folgenden Betrachtung gieng.

Reliquiendienst.

Wenn wir die Geschichte der Märtyrer, die Lobreden der Christen an dieselben, von denen wir schon mehrmalen hörten, jede Entstehung gottesdienstlicher Gebräuche betrachtet haben, so wirds uns desto leichter werden, die traurige Erscheinung der Bilder- und Reliquienverehrung, und dann die Entstehung der Anrufung der Heiligen aufzusuchen. Es ist wunderbar, daß die Vorwürfe, welche die Christen in den drey ersten Jahrhunderten den Heiden über die Anbetung ihrer Helden und ihrer um den Staat verdienter Vorfahren gemacht haben, ihnen auch nun bald von den Heiden gemacht werden. Es bedarf aber hier nur historischer Beweise; und wir werden finden, daß die Christen die heidnischen Grundsäze bey ihrer Heiligenanru-

anrufung selbst nach und nach angenommen hatten. Plato sagte einmal: „Diejenigen, die fürs Vaterland stürben, müßten verehrt und ihre Gräber angebetet werden.“ Selbst der Kaiser Antonin, der Philosoph, verehrte die Gräber seiner Lehrer. Freilich war dieser Kaiser kein Christ. Will man nun diese heidnischen Meynungen nicht auf die Märtyrer der Christen anwenden und sie mit jenen Helden vergleichen, wie aber Eusebius that, der solche Vergleichungen machte, so meldet uns doch ein christlicher Geschichtschreiber, Gregor von Nyssa, daß die Heidenbekehrer ihren Proselyten nach und nach erlaubten bey den Gräbern der Märtyrer Gastmahle zu halten, wie die Heiden bey den Gräbern ihrer Helden: selbst der große Augustin im fünften Jahrhundert räumt seinen Christen diese Freyheit ein, ob er gleich selbst ihrer Parthey nicht war. Dadurch versprachen sich diese Heidenbekehrer desto mehr Beyfall und Zulauf für die Ausbreitung des Christenthums. Die Absichten dabey waren gut, aber die Mittel gewis sehr verkehrt und in der Bibel nirgends erlaubt. Nichts desto weniger aber waren dies bey den rohen sinnlichen Menschen die besten Mittel, weil man nicht so lange warten wollte, bis die Heiden nach dem Plane und der Absicht Jesu von selbst von der Lehre Jesu überzeugt würden. Aber wollte man die Heiden auf eine solche Art bekehren, so mußte man auch wirklich Gräber der Märtyrer haben. Man mußte ihre Reliquien haben, an deren Anschauen sich die rohe Einbildungs-

kraft

kraft weiden konnte. Hiezu konnte man schon bald Rath verschaffen, die Gräber der Märtyrer wurden gesucht, man wühlte die Erde durch; fand man keine, so mußte man ein anderes Mittel erdenken. Weither durfte man dies auch nicht holen. Der Aberglaube weiß sich gleich zu helfen. Es müssen solche Märtyrer erscheinen, den Christen ihre Gräber selber weisen, und dann unglaublich viele Wunder thun. Dem heiligen Ambrosius, der in großem Ansehen stund, erscheinen auf einmal zween Märtyrer, die aber bisher ganz unbekannt waren, und zeigten ihm ihre Gräber. Er brachte ihre Leiber in seine Kirche, wo sie große Wunder thaten. Ein Blinder wurde sehend, als er die Leichname dieser Märtyrer — vielleicht anrührte. Denn wie dies Wunderwerk geschahe, weiß bis heut noch kein Mensch, weils niemand mit angesehen hat. Und so sehr die so genannten Irrgläubigen darüber spotteten, so mußte es doch Wahrheit bleiben, weils der fromme Ambrosius sagte und der angebliche Sehendgewordene mit ihm übereinstimmte. Hiezu kam zum Glück für die Reliquienfreunde noch, daß selbst der irrgläubige Kaiser Konstans die Leichname des Apostels Andreas, des heiligen Lukas und Timotheus gefunden und nach der Residenz Konstantinopel gebracht hatte. Warum sollen nun Rechtgläubige nicht mehr Recht zu diesen heiligen Gebeinen der Märtyrer haben? Was Wunder, wenn sie sich jezt alle Mühe gaben die Gräber der Märtyrer, die Behältnisse der Reliquien zu

entdecken? Mühe kostete dies anfangs sehr viele, denn sie mußten, wie schon gesagt, lange suchen, weil die ersten Väter der Apostolischen Kirche so nachlässig waren und keine Nachrichten von den Ueberbleibseln und Gräbern der Apostel hinterlassen haben. Doch man müßte sehr viel schreiben, wenn man den ganzen Gang dieses Enthusiasmus und der Schwärmerey der Christen schon im vierten und hernach in den folgenden Jahrhunderten beschreiben wollte. Wenige Bischöfe konnten oder wollten diesem Uebel abhelfen. Ein gewisser Eusebius von Sebaste grif diesen Unsinn zuerst an, und der Kaiser Julian der Abtrünnige konnte auch recht hämisch darüber spotten. Allein alle Satyren vermochten nicht das einmal eingerissene Verderben zu hemmen; und wer sollts auch gewagt haben demselben entgegen zu arbeiten? Der gelehrte Patriarch Nestorius in Konstantinopel wollte die Mariam nur nicht Gottesgebährerin nennen, so mußte er im Elend sterben. Der heilige Chrysostomus wollte schon vorher lauter Gnade in den Gräbern der Märtyrer gefunden haben. Die verstorbene Heiligen beschüzten nach seiner Meynung, eine Stadt besser als eine ganze Armee. So hätte man nun freilich auch keine Soldaten mehr gebraucht. Zum Unglück aber glaubten dies die Kaiser nicht allemal. Sie mußten wirklich oft der Versezung der heiligen Leichname ꝛc. durch ernstliche Edikte steuren, z. B. dient hier Theodosius. Allein wie vieler Gefahr waren nicht solche Kaiser öfters ausgesezt, wenn der Pöbel und die vielen

len Geistlichen und Mönche, diese so trefliche Schuzwehr des Aberglaubens, ihren verkehrten Begriffen von den Heiligen ꝛc. entsagen sollten? Aber die Kaiser und Bischöfe, welche sich die Mühe nehmen wollten, die übertriebne Verehrung der Heiligen nur ein wenig einzuschränken, hatten auch nicht Recht. Denn Cyprians Gebeine hatten schon vorher Teufel ausgetrieben, allerley Kranke gesund gemacht, und sogar geweissagt. Solche Data galten mehr, als alle kaiserliche Edikte. Selbst die Lumpen der Märtyrer haben nach der Meynung des Gregor von Nazianz eine außerordentliche Wirkung, und endlich macht schon, wie er noch ferner behauptet, das Andenken an die Märtyrer selig. So wurde nun alles einstimmig; wozu Gregor im Orient und Ambrosius im Occident den grösten Vorschub thaten. Der Fortgang dieser Reliquienverehrung hatte übrigens gleiches Schicksal mit dem schon oben abgehandelten Bilderdienst. Der konstantinoplische Bischof Germanus im 8ten Jahrhundert hielt Lobreden an den Gürtel der Jungfrau Maria, und betrachtete ihn als die Quelle des Heils ꝛc. Die Klerisey befand sich am besten bey diesem Aberglauben, denn so lange man Gräber der Märtyrer fand und neue Reliquien — und dies hörte nicht auf — so reißte alles nach solchen Schätzen und kauften sie den Geistlichen und Mönchen ab.

Unter

Unter Kaiser Karl dem Großen im Occident sank zwar diese Ausschweifung, und eine Kirchenversammlung zu Mayland verbot Leichname der Heiligen auszugraben. In Spanien erhielt sich die reine Lehre noch am längsten. Einige großen Bischöfe suchten den Ausschweifungen vorzubeugen und besonders ein gewisser Bischof Claudius von Turin und Agobard Erzbischof von Lyon sagten: „man müsse nur Gott anbeten.“ Aber diese Widersprüche halfen nicht viel.

Zu dem Reliquiendienst kam bald noch ein Umstand, der hernach besondere Verordnungen erforderte. Da alles nach Reliquien lief, so war es fast unmöglich, solche ächte Kostbarkeiten zu bekommen, zumalen da jede Kirche ihre eigene Märtyrer haben wollte. Man mußte also die wahren Reliquien entweder einander sehr theuer abkaufen, oder sie gegen andere austauschen. Aber damit war dem Schaden noch nicht abgeholfen. Einige Heilige selbst wollten ihre Gebeine weder versetzen noch verstümmeln lassen. So nahm es z. B. Simeon, der Stylit, sehr übel, wenn man seine Gebeine auf diese Art versetzen wollte. Ein gewisser Bischof riß aus Ehrfurcht gegen ihn nur ein Haar aus seinem Bart, so wurde er sogleich von Gott gestraft. Aus eben dem Grunde gab auch der Pabst Gregor nichts von den Leibern Petri und Pauli her. Das einzige, womit man sich noch begnügen konnte, war, daß er von dem Feilstaub austheilte, den man von den Ketten der Märty-

rer

rer abgeschaben hatte. Das Verbot, die Reliquien nicht zu versetzen, reizte die Eifersucht auf dieselben noch mehr an, und es mußten sich bald Betrüger finden, welche dergleichen herumtrugen. Es kam so weit, daß die Reliquien eine Art von Feuerprobe aushalten mußten, ehe man sie in der Kirche zur Verehrung aufstellen konnte, denn sonst hätte man ja auch Gebeine der Straßenräuber verehren können, statt der heiligen Leichname. Doch dieser Betrug ist vorher einigemal geschehen. Aber auch dies hob die Neigung zu den Reliquien nicht auf, und das Volk ließ sich in seiner Dummheit nicht stören. Ein französischer Bischof, Germanus, wollte keine Geschenke von dem Kaiser Justinian annehmen, als er aber einige Dornen von Christi Krone und einige Gebeine von den Bethlehemitischen Kindern erhielt, gieng er vergnügt nach Hause. Wollte man aber nun unter den Streitigkeiten, die über die Aechtheit der Reliquien entstanden, und wollte man auch von den Betrügern, vor welchen selbst der römische Pabst gewarnt hatte, sicher seyn, so mußte man gewisse Kennzeichen erfinden, woran man die wahre Reliquien kennen konnte. Viele wurden am Geruch erkannt. Auch die Erde, woraus man sie grub, duftete Balsamdüfte aus. In dem achten Jahrhundert gab man den Reliquien einige Bücher mit, zog ihnen prächtige Priesterkleider an ꝛc. und daran konnte man hernach die wahren Heiligen aus der Tradition oder Verzeichnissen finden. Man grub sie hernach aus, wusch sie mit Wein und gab denselben

denselben dem Volk zu trinken, oder mit nach Hause zu nehmen, wo alsdenn Wunder daraus erfolgen sollten. Auch gewann man Bilder zu Gevatter, und oft krazte man von ihnen ab, und that das Abgekrazte in den Wein beym Abendmal.

Endlich wurde es auch bald Mode mit den Reliquien Prozessionen zu halten, und sie dem Volk zur Schau aufzustellen, wo einige Bischöfe entweder in einem Tragstuhl oder zu Pferde dabey erschienen. Und daher entstanden die Prozessionen. Im 12ten Jahrhundert wurde dies immer mehr Mode, und Aebte und Mönche mußten sie in den Provinzen herumtragen, und wer sie jezt nur küssen wollte mußte es sehr theuer bezahlen. Einen Zahn von Christo trug man im 13ten Jahrhundert herum, und Huß mußte es mit ansehen, daß man von dem Blute Jesu verkaufte. Mit einem Worte, der abentheuerlichen Irthümer waren so viele und so grosse, daß man an allen Orten anfangen mußte, diesem fürchterlichen Unheil zu steuren. Der römische Pabst ward genöthigt sich das Recht der Beurtheilung der Reliquien anzumaßen, so wie er sich schon das Recht der Kanonisation angemaßt hatte. Als aber die Waldenser und Wiklesiten, von denen wir anderwärts reden wollen, der Reliquien — und des Bilderdienstes so sehr spotteten, so wurde dem ganzen Greuel der Verwüstung auf verschiedenen Synoden Einhalt gethan, und man sah diesen greulichen Handel abnehmen.

Anbetung der Heiligen.

Daß man vor dem 4ten Jahrhundert weder von einer gottesdienstlichen Anrufung der Engel noch der Heiligen etwas wußte, beweißt der Befehl, den der Kaiser Konstantin der Große an die Christen ergehen ließ. Man sagte nemlich damals unter den Christen, daß die Eiche zu Mamre, wo der Herr mit Abraham redete, und dieses Patriarchen Hütten daselbst noch stünden, wo die Juden, Heiden und Christen sich alle Jahr einmal versammelten. Die Juden um Abrahams willen, die Heiden um der Engel willen ihnen zu opfern, und die Christen um Christi willen. Allein der Kaiser verbot die Zusammenkünfte ausdrüklich, und er befahl christliche Kirchen daselbst aufzurichten. Man ehrte zwar bisher die Märtyrer; allein alles was am Ende des dritten Jahrhunderts geschah, war, daß man Lobreden an sie hielt. Aber hieraus ist leicht zu erachten, daß Mißverständnisse entstehen mußten. Lobredner bedienen sich poetischer Figuren und Bilder um ihre Gegenstände erhaben ausdrücken zu können. Solche Reden verstund das Volk nicht und es leitete nach und nach die Nothwendigkeit daraus her, daß man Engel und Heilige ꝛc. gottesdienstlich verehren und dann gar anbeten müsse. Ambrosius lehrte zuerst die Anrufung der Engel; aber wenige rechtgläubige Lehrer stimmten ihm bey. Augustin bekennt selbst, daß er sich nicht durch Engel mit Gott aussöhnen könne, und er sezt noch hinzu, diejenigen,

welche

welche glaubten, daß Gott durch Engel mit den Menschen ausgesöhnt werden könne, seyen in Träume verfallen. Freilich hatte schon vorher Origenes zu hohe Begriffe von den Engeln, wenn er behauptete: die Engel können im rechtgläubigen Sinne Götter genennt werden; und man gab einer jeden Nation, einem jeden Lande einen Schuzengel. Jedoch verbietet der fünf und dreyßigste Canon einer berühmten Kirchenversammlung zu Laodicäa die Anrufung der Engel. Noch viel weniger dachte man also an eine Anrufung der Heiligen, ob man sie gleich sehr hoch ehrte, und bereits mit der Verehrung ihrer Reliquien auszuschweifen angefangen hatte, und selbst Chrysostomus, der sonst ein so großer Lobredner an die Märtyrer und ein so großer Freund und Verehrer ihrer Reliquien war, verbietet doch die Anrufung der Engel und einer jeden Creatur, mithin sowohl der Maria als auch der Heiligen. Er sagt einmal in einer Homilie, daß nur Gott die Seelen der Menschen retten könne, und er habe keiner Fürsprache eines endlichen Geschöpfes nöthig. Allein Chrysostomus widerspricht sich auch sehr oft, wie mehrere Kirchenväter; denn ein andermal, als er eine Lobrede an zwo verstorbene heilige Frauenspersonen hielt, sagt er: wir wollen sie anrufen, daß sie unsere Fürsprecherinnen bey Gott werden. Dergleichen Redensarten führt er öfters; und man sieht aus diesen offenbaren Widersprüchen, daß wenn das Ansehen eines großen Lehrers etwas gilt, die römisch katholische Kirche eben

so viel Gründe für ihre Heiligenanbetung von ebendemselben Kirchenvater habe, als wir Protestanten von ihm Gründe wider dieselbe haben. Man muß also die Sache blos ihrer Natur nach erklären; denn aus historischen Beweisen, wenn es nemlich aufs Ansehen der Kirchenväter ankommt, widerlegen wir die Freunde der Heiligenanbetung nicht. Uebrigens bleibt es wahr, daß nur nach und nach die Heiligen um ihre Fürbitte bey Gott und Christo endlich auch bey der Maria angerufen wurden, nachdem, wie ich oben gesagt habe, die Lobreden von dem Volk mißverstanden wurden, da es nur die Tugenden der Märtyrer und Heiligen hätte nachahmen sollen, welches auch gemeiniglich die Absicht der Lehrer bey ihren Lobreden war.

Von der Anrufung der Maria weiß man im vierten Jahrhundert noch nichts. Ja es ist auch fast im fünften Jahrhundert noch still davon. Vielleicht kommts daher, weil man nicht allgemeine Heiligen hatte; sondern jede Kirche nur ihre Märtyrer und Heiligen verehrte und anrufen lernte. Das erregte nachher manchen Verdruß; denn diese Kirche wollte doch auch etwas von einer andern haben, und theils wolltens oft die Märtyrer selbst nicht dulden, wenn man ihre Reliquien verstümmelte, theils wollten die Gemeinden selbst ihre heilige Kostbarkeiten nicht hergeben. Daher wurde der römische Bischof, der des heiligen Peters Gebeine besaß, gemeiniglich zu Rathe gezogen,

gen, und auf diese Art erwarb sich derselbe das Recht der Kanonisation, wie wir schon oben gehört haben. Viele zweifelten auch an der Glaubwürdigkeit der Heiligkeit der Märtyrer, wie z. B. an der Pelagia, Bernice und Prosdoce, die sich selbst ums Leben brachten; auch viele andere wurden Opfer ihres Vorwizes. Und die zween obenberührten Märtyrer, die dem heiligen Ambrosius erschienen, hatte auch bisher niemand gekannt. Erst als man so viele Märtyrer aus dem dritten und vierten Jahrhundert hatte, suchte man endlich auch die Apostel, und vorzüglich die Mariam, deren Grab man zu Ephesus fand. Der heiligen Maria schenkten hernach Könige ihre Kronen. Man hielt sie für die Königin der Himmel und die Beherrscherinn aller Zeiten.

Aus noch einem andern Grunde wurde die Anrufung der Heiligen hergeleitet. Diesen einzusehen, giebt uns der eifersüchtige **Hieronymus** ein Beyspiel. Er behauptete wider den Presbyter **Vigilantius**, daß die Heiligen dem Lamme nachfolgen, mithin da das Lamm überall sey, so seyen die Heiligen auch überall. Das war doch nun eine wunderbare Erklärung und Beweis genug, wie lächerlich sich Hieronymus bey seinen Gegnern machte. Allein sein Grundsaz blieb doch bey den Meisten; und man hört noch heut, daß bey den römisch Katholischen der heilige Hieronymus in einer einzigen Predigt 4 — 5 mal genennt wird. Nach der Meynung des h. Chrysostomus wird Gott gleichsam wie ein Schuldner der

Mär-

Märtyrer bewogen, den Menschen zu helfen, für welche Bernice und Prosdoce bitten würden. Auf einem solchen Wege kamen die Leute zur wirklichen Anbetung der Heiligen. Aber bey dem allen gehörten doch alle diese Begriffe nicht in den öffentlichen Lehrbegriff. Man sieht dies aus den Liturgien der damaligen Zeit. Theodor von Mopsvest soll sagen: erinnere dich, o Gott! in Gnaden der alten Gerechten, der h. Propheten, Märtyrer ꝛc. Hier ist ein Beweis, daß man sogar noch für die Märtyrer bat. Allein eben dieser Beweis zeigt auch den offenbaren Widerspruch zwischen Gottesdienst — und Privatandacht. Erst nach und nach formte sich eine eigentliche Anbetung der Heiligen daraus. Dazu waren vorzüglich die vielen Streitigkeiten behülflich. So betete man z. B. die Mariam im fünften Jahrhundert noch nicht an. Als aber Nestorius, der in eben dieser Zeit Patriarch in Konstantinopel war, den Namen Gottesgebährerin, den man ihr zu geben bereits angefangen hatte, nicht leiden wollte, so kam sein erster Gegner, Proclus dem Nestorius ehedem vorgezogen wurde, und fieng an die Mariam so zu erheben, daß er sagte: sie sey ein Paradiß des zweyten Adams; ein feuriger Busch, den das Feuer der göttlichen Empfängniß nicht verbrannte; ein beseelter Himmel. So ausschweifend redete Proclus. Aber nun höre man auch den alexandrinischen Bischof Cyrill, der den Nestorius hernach stürzte. Er hielt eine Lobrede an die Mariam, in der er sagte: „Gegrüßet seyst du, Maria, Mutter Gottes, verehrungswürdiger Schaz des gan-

ganzen Erdkreises, Lampe, die nicht verlöscht, Krone der Jungfrauschaft, Zepter der guten Lehre, unvergänglicher Tempel, Wohnung desjenigen, den keine Wohnung fassen kann": So sprach der Bischof, der nachher der Pfeiler der Orthodoxie, worden ist. Aber das war ein Lob, das er der Maria zu Ehren auf einer Synode zu Ephesus hielt. Anbetung wars noch keine; denn es ist noch nicht erwiesen, daß Cölestin, der römische Pabst, damals öffentlich habe beten lassen: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns;" und so schwankend bleiben die Meynungen von der Heiligenanbetung lange Zeit bis im achten Jahrhundert der Erzengel Michael dem Bischof Autpert in der Normandie erschien und von ihm angebetet werden wollte. Lange wollte Autpert nicht, bis er endlich von dem Engel eine Wunde bekam. Nun wird ihm eine Kirche gebaut, und es geschehen viele Wunder dabey; auch ein Stück von einem rothen Mantel bekam man als eine Reliquie von dem Engel. Eben so hatte die Jungfrau Maria ihre Anbeter. Im neunten Jahrhundert waren es schon der orientalische Kaiser, Leo, und der Bischof Photius. Im zehnten Jahrhundert fastete man ihr zu Ehren am Sonnabend, welches vorher nie geschehen war. Ein gewisser Cardinal Damiani verfertigte das Officium Mariä; Paternosters und Rosenkränze waren da. Man spekulirte jezt sehr dumm hierüber, wie Christus habe können von der Maria geboren werden; ein Mönch war so kühn, und schrieb ein Buch davon, welches er noch obendrein ei-

ner

ner Aebtissin dedicirte. In einem solchen Jahrhundert konnte also gar füglich die Anbetung der Jungfrau Maria und der Heiligen festgesezt werden. Lauter Folgen der sich so oft widersprechenden Meynungen, welche ein Kirchenvater im 4 — 5ten Jahrhundert haben konnte. Weiter hievon zu sagen, wird jezt überflüssig seyn. Vielleicht giebt es an einem andern Ort mehr Gelegenheit dazu.

Fegfeuer, Messe.

Zween artige Fonds, mit fürchterlichen Folgen.

So wie der Ursprung des Sakraments der lezten Oelung wahrscheinlich in der Lehre der Irrgläubigen (Gnostiker) zu suchen ist, so scheints fast, daß man den ersten Ursprung der Lehre vom Fegfeuer ebendaselbst finden kann.

Die Christen wußten besonders in denjenigen Zeiten, wo die Verehrung des Märtyrerthums bis zum Ausschweifen gekommen war, nicht mehr, wo sie die abgeschiedenen Seelen hinversetzen sollten, denn sie wollten doch, daß die Märtyrer einen vorzüglichen Grad der Seligkeit haben sollten. Obgleich Jesus und seine Jünger deutlich sagten, was für ein Ort jedem Verstorbenen angewiesen werden würde.

Die Anhänger des großen heidnischen Weltweisen, Plato, hatten unter andern auch diesen Grundsaz,

daß

daß die Seelen der Helden nach ihrem Tode sogleich in die Höhe fahren, die andern aber von der Last ihrer Begierden niedergedrükt würden, und nicht eher zum Lichte gelangen könnten, als bis sie von diesen Unreinigkeiten frey wären. Da nun die Christen ihre Märtyrer als Helden des Christenthums betrachteten, so kamen sie auf den wunderlichen Einfall, daß man nur die Märtyrer mit Recht selig nennen könne. Sie thaten also ihre Märtyrer zu jenen Helden in die Höhe; den übrigen Seelen wiesen sie einen besondern finstern Ort an, wo sie durch ein gewisses — sie wissen selbst nicht durch was für ein — Feuer gereinigt werden müßten. Hier mag der wahre Ursprung der Lehre vom Fegfeuer zu suchen seyn. Mehrere Nachricht bekommt man durch das Aufkommen der Messe, bald in diesen Zeiten, doch noch besser im zehnten Jahrhundert.

Im Occident schrieb im fünften Jahrhundert ein römischer Bischof, Gelasius, ein Sakramentarium der römischen Kirche. Es enthält drey Bücher, welche ein ganzes Verzeichniß liturgischer Formeln sind. Unter andern vorgeschriebenen Gebeten, welche das dritte Buch dieses Sakramentariums enthält, schrieb Gelasius auch Gebete vor, die man für Verstorbene, vor und nach dem Begräbniß, beten solle. Man weiß, daß schon im Anfang des siebenten Jahrhunderts diese Vorschriften beobachtet wurden, und daß Gregor der Große, damaliger Patriarch, (Pabst zu Rom), die Lehre von einer Reinigung der Seele nach dem Tode

de als Glaubenslehre kanonisirte. Zum Behuf dieser Lehre wurden jetzt auch schriftliche Urkunden bekannt, welche von einer römischen Synode im Jahr 504. herrührten. Nach diesen Urkunden trug man sich mit der Erlaubniß, daß man Schenkungen an die heil. Oerter und Kirchen machen könne, um damit die Vergebung der Sünden und das ewige Leben zu erkaufen. Dies war in der That ein guter Fond, der sich füglich mit der neuerfundenen Lehre, mit dem Fegfeuer, räumen ließ, und den man sogleich im siebenten Jahrhunderte noch stattlicher zu verbessern und ins Reine zu bringen wußte. Dazu gab theils die Nachsicht, die man mit den neubekehrten occidentalischen Völkern in Ansehung des Pönitenzwesens beobachtete, theils die Streitigkeiten der römischen Bischöfe mit den Exarchen und Longobarden, die nächste Veranlassung. Mönche waren es fast nach allein, zu denen sich noch ein kleiner Ueberbleibsel von Gelehrsamkeit geflüchtet zu haben schien. Auf dem heiligen Stuhl zu Rom saßen lauter Männer, welchen es bloß darum zu thun war, geistliche Despoten zu werden. Einziges Geschäfte der ordentlichen Bischöfe war es den unsinnigsten Aberglauben nicht nur zu erhalten, sondern vielmehr zu nähren und zu vermehren. Gewisse Seelen wurden durch Heilige unmittelbar aus den Händen der Teufel errettet. Dem Pabst Gregor glaubte man gern alles, was er sprach und schrieb: denn der heil. Geist gabs ihm in der Gestalt einer Taube ein, wie dem Muhammed. Es ist gewiß wahr; sein Diakonus hat's gesehen. Der Bischof Arculph erzält in dieser

Zeit

Zeit vieles von dem Schnupftuch Christi. Ein recht frommer Jude stahl es, und wurde sehr reich. Auch der h. Goar hat seine Kappe an einen Sonnenstral gehängt. Es gab Priester, welche den heil. Geist sichtbar unter den Altar herabkommen sahen, wenn Messe war. Ein gewisser Isidorus sahe einmal einen Mohr mit alten Lumpen bedeckt, der ihm sagte: wir zween sind in einerley Strafe; ich bin der welcher Jesum an den Backen schlug. Isidorus wurde so gerührt, daß er, um seine Sünden unaufhörlich beweinen zu können, ein Mönch wurde. Von solchen Fabeln, denen die Faustischen nicht gleich kommen, schließe man auf noch viele tausend andere sogenannte Christen in diesen Zeiten.

Einiger Schein von Gelehrsamkeit war also, wie schon gesagt, bey den Mönchen noch übrig. Allein er war im Grunde unbedeutend. Die Finsterniß war zu groß; das Licht zu klein. Etliche besser denkende Mönche konnten nicht durchdringen. Die Laien machte man durch den Bannstral stille. Nur solche Mönche konnten mit ihrem Schein von Gelehrsamkeit die Erde beleuchten, wenn man in Rom merkte, daß ihre Erfindungen in dem Fall sinnreich sind, die Finanzen der Kirche, des heil. Stuhls zu Rom, mit der Zeit mehr damit bereichern zu können. In der Absicht wurde ein Buch, welches ein griechischer Mönch Theodor der nachher Erzbischof von Canterbury wurde, angenommen.

Dies

Dies Sündenregister zu schreiben bewog den Theodor die allzugroße Nachsicht der Geistlichen in Ansehung des Pönitenzwesens bey den neubekehrten Völkern im Abendland. Damals schonte man nur der gröbsten Laster nicht. Theodor fügte in diesem Sündenregister allemal bey jeder Classe von Sünden die Strafe hinzu. Aber wie fein lehrte er damit die Lehre vom Fegfeuer besser treiben, dem Volk zum Aberglauben, den Geistlichen aber zum Nutzen anwenden. Man achtete in den meisten Fällen die Sünden des Volks nur in sofern, daß der Sünder kommen und fasten mußte. Wem aber das Fasten nicht behagen wollte, — denn der Magen ist mit dem Fasten nicht immer zufrieden, so gab man nach, und verwandelte das Fasten ins Psalmenlesen. Fand aber auch einer kein Vergnügen am Psalmenlesen — denn wer wird denn auch den ganzen Tag lesen? — so hatte es nach der immer gewöhnlicher werdenden Gelindigkeit der Beichtväter nichts zu bedeuten. Man nahm auch das Geld dafür. Das war für den, der Geld hatte, eine ganz lustige Vertauschung. Wenn auch die meisten, wenn sie nicht Geld hatten, immer lesen mußten, so ließen doch die reichlichen Einkuufte, nicht nach. Der Sünder hörte nicht auf zu sündigen; er mußte also entweder immer fasten: dies konnte er nicht; so mußte er Psalmen lesen: dies wollte er nicht, so mußte er sein Geld hergeben. Auch Kaiser und Könige schickten ansehnliche Summen an die Kirche, um von Sündenbüßungen dispensirt zu werden. Anfangs bekamen die Armen von dem Geld; das übri-

ge behielt die Kirche. Doch erstere verloren ihr Recht gar bald; es fiel den Geistlichen anheim. Dies waren nun die Folgen der Sündentaxe. Möglich war es nicht, daß alle Sünden in dieser Welt abgebüßt werden konnten. Man mußte also die übrigen Sünden nach dem Tode noch abbüßen. Auf was für eine Art konnte man aber dieser harten Buße leichter los werden, als wenn man sein Geld an die römische Kirche schenkte? Ungeheure Summen Gelds wurden hergeschickt um ruhiger sterben, oder gar ganz warm in Himmel hienein fliegen zu können! Die reichsten Familienväter bekümmerten sich um ihre Nachkömmlinge nicht; sie gaben ihr Vermögen der röm. Kirche. Was Wunder also, wenn im zehnten Jahrhundert so viele Seelen im Fegfeuer wimmerten? die Armen konnten nicht so viel bezahlen.

Durch eine solche Einrichtung, Sünden zu vergeben, wurden Kirchen und Klöster so reich, die Geistliche und Mönche nach und nach so üppig, daß man schon im 8ten Jahrhundert nichts mehr sahe, als Händel der Klosteraebte mit Bischöfen. — Denn diese hatten bisher die Aufsicht über die heil. Gelder. — Die abscheulichsten Laster herrschten in den Klöstern u. s. w. Alle Zucht und der im siebenten Jahrhundert unter den Mönchen vorhanden gewesene Schein von Gelehrsamkeit war jezt fast verschwunden. Die Laien seufzten, sie konntens nicht mehr aushalten.

Karl der Große schränkte zwar diese Ausschweifungen ein. Er sorgte für Schulen, für bessere Bildung der Geistlichen und Mönche, für besseren Geschmack an Lektüre und Gelehrsamkeit. Er schrieb selbst Bücher, von denen wir noch einige erhalten haben. Allein er starb noch, ehe man einen dauerhaften Nutzen von seiner Arbeit erwarten konnte. Mit dem Tode dieses Kaisers verschwand auch fast alles wieder, was er Gutes gestiftet hatte. Mit dem Anfange des neunten Jahrhunderts fand man sogar Sodomitereien in Klöstern; etwas später wurden die Nonnenklöster Hurenhäuser genannt. Besser schien es doch nachher zu werden, wenigstens wüteten in der zwoten Hälfte des neunten Jahrhunderts Gottlosigkeit und Aberglauben nicht so rasend. Der Geist Karls ruhete doch noch hie und da auf einigen Männern. Man fand Prälaten und Aebte, welche anfiengen, ihre Untergebenen und Klöster mehr im Zaum zu halten. Vielleicht haben die unaufhörlichen Streitigkeiten, in welche nachher Karls Söhne mit einander geriethen, und wodurch sich auch viele geistliche Partheyen trennten, Schuld daran. Mit dem zehnten Jahrhunderte aber wurden Verdorbenheit der Sitten und Aberglauben wieder allgemeiner herrschend. Der Hang zu den Reliquien war in diesem Jahrhundert wieder äußerst ausschweifend. Man hatte von dem Schwamme, darin Christo Essig gegeben wurde; von dem Ort wo er gekreuzigt wurde; von dem Stein, worauf Christus saß, als er sagte, auf diesen Felsen 2c von dem

Baum,

Baum, worauf Zachäus gesessen; von dem Blut der Kinder zu Bethlehem; von allerley Haaren &c. Doch wieder auf die Messen zu kommen. Man las sie zwar bisher für Verstorbene. Aber nur für einzelne Personen, für welche sie besonders bestellt und bezalt wurden. Jezt aber hatte ein Abt von Clugny, Odilo, eine Offenbarung, in welcher er sahe, daß so viele Seelen im Fegfeuer sehr wimmerten, für welche keine Messe bestellt und gelesen werde. Er fing also jezt an eine allgemeine Messe für alle, auch für Verstorbene, zu lesen. Doch führte er diese Gewohnheit nur in seiner Gegend ein. Aber wie es immer mit dergleichen Schwärmereyen gieng; so giengs auch mit dieser. Ein Schiffer reißte einmal an dem Feuer auswerfenden Berge Aethna vorbey und hörte ein entsezliches Getöse und Brausen in demselbigen. Er fragte einen Einsiedler, der dort sich aufhielt, was dies in dem Berge wäre? Der Einsiedler antwortete, es seyen die Teufel, die in diesem Berge heulten, weil ihnen so viel Menschenseelen entrissen werden, seitdem Odilo so viele Messen hielte. Dieser Schiffer kehrte zurück und erzählte dies überall, worauf man erst dem Odilo allgemein nachahmte, und überall Messen hielt. So viel von der Lehre vom Fegfeuer und der Messe, auf welche in der römischen Kirche noch heute gehalten wird. Die Sündentaxe und Meßgebühren arteten in der Folge der Zeit noch ärger aus, als die Kreuzzüge aufkamen. Denn wer in den folgenden Zeiten nach Jerusalem zog, um dort Türken todt zu schla,

gen,

gen, der vermachte seine Güter den Geistlichen, und für seine Sünden war der Zug nach Palästina die wahre Buße. In Palästina hofte er wieder neue Güter zu erlangen und zu toben wie jeder liederliche Schurke. Das that er treulich; er blieb deswegen doch von den Strafen der Sünden frey, weil er sein Geld im Abendland den Geistlichen gegeben hatte. Auf einem solchen Weg giengen die Leute in Himmel hinein. Was Wunder, wenn in der Folge alles nach Palästina lief? Was Wunder, wenn Europa ein Schauplaz satanischer Grausamkeiten wurde? — —

Glockentaufe. Aller Seelenfest. Ohrenbeichte. Rosenkranz. Jüngstes Gericht.

Wir haben oben gehört, daß man schon im 3 : 4 Jahrhunderte angefangen habe dem Zeichen des Kreuzes eine überaus besondere Kraft zuzuschreiben, daß man glaubte, damit den Teufel sogleich vertreiben zu können. Aber Exorcisten mußten nicht nur den Teufel von demjenigen erst austreiben, der die Taufe empfahen wollte, sondern man gieng bald noch weiter, man wollte die bösen Geister auch aus der Luft vertreiben. Dies sollte ohne Zweifel durch den Schall der Glocken geschehen, wenn man sie erst bekreuzte und ordentlich einweihte. Dieser Gebrauch nahm immer mehr überhand, daß er schon im 8ten Jahrhundert in eine Art von Taufe ausartete, und jede Glocke ihren Namen bekam. Kaiser **Karl der Große** aber verbot diese

wun=

wunderbare Glockentaufe, weil die Taufe doch nur für Menschen gehöre. Allein im zehnten Jahrhundert wurde diese Albernheit wieder allgemeiner. Man taufte die Glocken. So weit konnten sich die Christen in 1000 Jahren von dem edlen Charakter der ersten Christen entfernen und denselben so verunstalten, daß nur ein wenig kluge Heiden recht hämisch darüber spotten konnten. Warum fiel es schon im siebenten Jahrhundert dem Muhammed ein, Stifter einer neuen Religionspartheÿ zu werden? Man tritt ihm zu nahe, wenn man so über ihn und seine bisherigen Anhänger herschreyt; wie bisher von Vielen geschehen ist, daß er ein bloßer Betrüger gewesen sey. Mußte nicht das entsetzliche greuliche Gemische von Aberglauben, Dummheit und Betrügereyen unter den Christen ihm die erste Veranlassung zu seiner Reformation geben? Ist nicht das immerwährende Verfolgen und Morden, welches die Christen um des Aberglaubens willen an einander verübten, Schuld daran, daß Muhammed in seinen Unternehmungen siegen und sein Anhang Fortdauer erhalten konnte? — Mußten nicht die Muhammedaner in den folgenden Zeiten, da die Kreuzzüge aufkamen, die greulichsten Laster unter den Christen sehen? Was Wunder, wenn man die Muhammedaner entschuldigen muß? Doch davon weiter unten.

Das Fest aller Seelen, welches in der römischen Kirche sehr groß ist, hat seinen Ursprung von der Offenbarung des Abts Odilo von Clugny,

dessen wir oben schon gedacht haben. Denn seit der Ankunft und Erzählung des gleichfalls erwähnten Schiffers sezte man fest, daß man auch eine Messe für alle diejenigen halten müßte, welche noch im Fegfeuer sizen und wimmern, weil man sie im Lande der Lebendigen vergessen habe, mithin auch keine Messe für sie gelesen werde, um ihre Erlösung zu befördern.

Der Ohrenbeichte wurde im achten Jahrhundert unter andern in der Kirche eingeführten horis canonicis auch gedacht; daß man nemlich auch die unnützen und bösen Gedanken seinem Priester anzeigen solle. Sie mag wol eine sehr sinnreiche Erfindung seyn, und das vorzüglich zum Behuf der Meßgebühren u. s. w. Im 10ten Jahrhundert schrieb man allgemeine Beichtformeln vor *).

Zum sogenannten **Rosenkranz** gaben die vielen Indulgentien (Ablaß) die nächste Veranlassung. Im 10ten Jahrhundert klassificirte man dieselben, da man sie vorher bloß auf den Messen beruhen lies. Der Sünder wurden zu viel; man konnte nicht genug Messen lesen. Man machte also Vorschriften, wie es mit den Kirchenbußen für grobe Sünder zu halten sey. Solche mußten sieben Jahre fasten,

*) Protestanten haben auch Beichtformeln — — Freilich wissen viele nicht, was sie beten sollen, entweder weil sie nicht wissen, was es heiße, seine Sünden vor Gott bereuen, oder weil sie nicht wissen, wie sie mit Gott sprechen sollen — weil es ihnen am nöthigen Unterricht fehlt.

wallfahrten, zum Kreuz kriechen rc. und nach diesen sieben Jahren mußten sie so lange weinen, als nur immer möglich ist, weil man nicht wissen konnte, wie viel die Buße vor Gott gelte. Wer aber krank ward, der konnte seine Fasten bezahlen, des Tags einen Denarius, oder 220 Psalmen, oder 60 Kniebeugen, oder 60 Vaterunser. Damit man aber diese Gebete Gott genau vorzählen konnte, nicht mehr oder weniger Vater unser bete, weil man auch schon cursum, oder parvum officium für die Maria hatte, so erfand man nach und nach dasjenige Hülfsmittel, was man heutzutag Rosenkranz nennet.

Das Ende der Welt, welches man jezt erwartete, beförderte den Gebrauch des Rosenkranzes. Man trug sich nemlich mit der außerordentlich seltsamen Meynung, daß der Antichrist nicht mehr weit seyn werde. Einige sagten, er werde aus dem Stamm Dan kommen, zu Babylon gebohren, und in Bethsaida und Chorazin auferzogen werden, und was dergleichen Träumereyen noch mehr waren. Zu diesen Meynungen kam unter das Volk nach die allgemeine Erwartung des jüngsten Gerichts, weil ein Abbo von Fleury schrieb, er habe in seiner Jugend in Paris öffentlich predigen hören, daß mit dem Ende der tausend Jahre der Antichrist kommen und das Ende der Welt eintreffen werde. Diese Weissagungen machten eine sehr ängstliche Religion, besonders um diejenigen, deren Zeit im Fegfeuer zu sizen noch nicht verflossen war. Niemand

wollte mehr arbeiten. Alles stokte. Nichts that man als beten. Was aber? den Rosenkranz. Alles schenkte jezt seine Güter den Kirchen und Klöstern. Denn was sollte man auch damit anfangen, wenn alles Dings ein Ende werden sollte? Alles lief jezt nach Palästina zu den heiligen Oertern und erwartete dort den jüngsten Tag. Bey manchen Geistlichen fand zwar diese alberne Meynung nicht statt; sie eiferten dagegen. Aber das Volk wurde nur erst alsdann wieder zufrieden gestellt, als es sich in seinen Meynungen betrogen sah.

Muhammedanische Religion.

Hier sind die Grundlehren derselben, wie sie uns ein unpartheyischer Uebersetzer des Korans übersezt hat. *)

Die Glaubenslehre betreffend.

1. Es ist nur ein Gott.

2. Gott regiert die Welt, und sorgt für ein jedes Individuum in der Welt.

3. Gott hat das Gute und das Böse mit einem unbedingtem Rathschlusse vorher bestimmt.

4. Der

*) Jeder Lehrer in Schulen sollte andere Religionen kennen, mithin auch die muhammedanische. Man hat ja auch deutsche Uebersezungen des Korans z. B. von Friedrich Eberhard Boysen, Halle 1775 gr. 8.

4. Der Mensch ist durch Betrug des Satans gefallen.

5. Gott hat nach diesem Falle den Menschen seinen Willen bekannt gemacht und ihn unterschiedenen Propheten schriftlich mitgetheilt.

6. Es giebt Engel, welche Gott zur Ausrichtung seines Willens braucht.

7. Zwischen dem Guten und Bösen ist ein wesentlicher Unterschied.

8. Die Welt hört auf, und die Todten werden auferstehn.

9. Es ist ein künftiges Gericht, an welchem jedes Gute belohnt und jedes Böse bestraft werden soll.

10. Es ist eine Ewigkeit für die Frommen und für die Gottlosen.

Ihre Sittenlehre betreffend.

1. Die Natur der Frömmigkeit ist Selbstverleugnung und völlige Ergebung des Herzens an Gott.

2. Die Unterlassung aller schändlichen Ausbrüche der Leidenschaften, ist ein Beweis, daß sich das Herz an Gott ergeben habe.

3. Die Gerechtigkeit im gesellschaftlichen Leben, die Leutseligkeit und Mildthätigkeit, sind Beweise, daß sich das Herz an Gott ergeben habe.

4. Das Gebet, die Mittheilung der Almosen, die Reinigung, das Fasten und die Wallfahrt nach Mekka, die wenigstens einmal im Leben geschehen muß, sind Beweise, daß sich das Herz an Gott ergeben habe *).

Muham-

*) Vielleicht hätte ich sollen zuerst die Geschichte der Entstehung dieser Religion erzählen? Allein die Religion oder wenigstens der Inbegrif ihrer Lehre verdient beschrieben zu werden, ehe man nur ein einziges Wort von Muhammed selbst sagt. Es sind der Vorurtheile zu viel, die von Christen — und die christliche Religion dringt doch vorzüglich auf Menschenliebe und Duldung. — über die muhammedanische Religion ausgespähet und noch immer von einem Geschlecht aufs andere fortgepflanzt werden. Ueber diese Lehrsätze so lieblos urtheilen, das kann ich in der That nicht, denn wenn ich diese und den Koran (türkische Bibel) genau und entfernt von ungerechten Vorurtheilen, durchlese, so ist es mir doch unmöglich, dasjenige darinnen zu finden, was bisher darin zu finden gewesen seyn soll. Und es ist doch noch immer dieser und eben derselbe Koran. Er darf und wird eben so wenig geändert werden, als die Bibel der Christen. Als die sicherste Wahrheit behauptet man fast aller Orten unter den Christen — man lehrt es auch zum Theil in Schulen — daß der Koran nichts als ein Gemische von Fabeln und einigen Stücken der heiligen Schrift enthalte. Es ist dies nicht wahr,

Muhammeds Leben.

Alle die Fabeln und das konfuse Zeug von Begebenheiten mit dem Muhammed, die besonders in

denn ich habe den Koran auch gelesen und in der That keine so fürchterliche Fabeln gefunden. Es sind erhabene und in der christlichen Bibel gegründete Wahrheiten darinn; nur daß sie zum Theil schwärmerisch vorgetragen sind. Mehr als die Wahrheit es erlaubt zu reden, verbietet doch ein christliches Gesez, und gleichwohl lügen so viele Christen auf Kosten des Korans. Es ist wahr, sehr viele Irrthümer sind darinn, aber sie sind nicht so groß, wie man sie gemeiniglich ausschreyt. Einiges ist schwärmerisch, aber dies dächte ich wie schon gesagt, sollten viele Christen den Muselmännern nicht aufrücken. Was Muhammed von sich selbst spricht, ist freilich übertrieben. Aber ein Mann, wie er war, und der sich in solcher Lage, wie er, befand, mußte beynahe so sprechen. Ueberhaupt hat man wenig ächte Nachrichten von diesem arabischen Reformator. Was man von ihm weiß, haben die elenden Kreuzfahrer mitgebracht. Und diese Kreuzfahrer — wer sind, sie? Sogenannte Christen, welche hinzogen zu sengen, brennen und zu morden. Diesen Leuten, deren Charakter meist nicht so gut ist, als der Charakter eines nur halbehrlichen Türken, glaubte man lange alles u. s. w. Daß Muhammed ein Dummkopf gewesen sey, kann unmöglich wahr seyn. Ein solcher konnte keine so große Reformation ausführen. Aus seiner Geschichte wissen wir, daß er ein ziemlich kluger Kopf gewesen ist. Ja wenden die Christen ein, die Muhammedaner thun

in der lateinischen Uebersezung des Korans, welche Maraccius herausgegeben hat, zu finden sind, herzuerzählen, würde die Zeit verderben. Indessen ist ja am Tag, daß sie nicht wahr sind, denn die abergläubischen Kreuzfahrer haben sie meist erzählt. Wir gehen also auf die Geschichte Muhammeds.

Sein Vater hieß Abdal und lebte in der zweyten Hälfte des sechsten Jahrhunderts in dem mächtigen Fürstenthum Mekka, welches in dem sogenannten glücklichen Arabien liegt. Er war aus einem alten fürstlichen Hause, dessen Geschlechtslinie die Muselmänner bis auf den Ismael zurückleiten wollen. In diesem Mekka wurde Muhammed gebohren. Ueber die Zeit seiner Geburt sind die Geschichtschreiber eben so wenig einig, als über seine ganze Geschichte. So viel man aber aus den sichersten Nachrichten vernimmt, so ist er ungefär gegen das Jahr Christi 580 geboren. Sein Vater starb ihm sehr bald, und sein Großvater nahm ihn auf und gab ihm eine gute Erziehung. Aber auch seine Mutter und Großvater starben, ehe er kaum das achte Jahr seines Alters erreicht hatte. Die Stadt Mekka war wegen ihres Handels sehr berühmt. Der junge Muhammed wurde nun der Sorge

ja nicht, was ihr Koran befielt! Wie ungerecht ist dieser Vorwurf! Und wie klein ist die Anzahl der Christen, welche thun, was ihre christliche Bibel fodert! —

ge seines Vetters, eines mächtigen Fürsten in Mekka anvertraut. Dieser Fürst, Taleb hieß er, gab ihm, wie es die damalige Zeit mit sich brachte, eine ferner gute Erziehung. Muhammed übte sich besonders in der Dichtkunst und Beredsamkeit, welche damals in Arabien gangbar waren. Er widmete sich der Kaufmannschaft und that glückliche Reisen, auf denen er seine Kenntnisse sehr bereicherte, besonders aber die Verunstaltung der Menschheit kennen lernte, wozu ihm Juden und Christen fast einzig und allein Gelegenheit gaben. Er sahe, wie sehr der Geist der Uneinigkeit überall wütete. Er sahe, wie Persien durch einheimische Unruhen entnervt war, wie überhaupt der ganze Orient durch die gekrönte Mörder und gelehrte Narren in die lezten Züge gerathen sey. Daher entschloß er sich Stifter einer neuen Religion zu werden, wozu er aber einsah, daß er allererst Eroberer werden müßte; oder umgekehrt, wollte er Eroberer werden und den Grund zu einer Monarchie legen, so mußte er eine neue Religion wagen. Beydes mußte er nothwendig vereinigen.

In dem 25sten Jahr seines Alters heurathete er eine sehr reiche Kaufmanns-Wittwe, deren Handlung er vorher lange Zeit geführt hatte. Jezt bediente er sich der Muße, und legte den Plan zu seinem Vorhaben, das er hernach, wiewohl anfangs mit großem Widerstand, so glücklich ausführte. Er wagte eine neue Religion, in der Absicht diejenige wieder herzustellen, die Adam, Noah,

Noah, Abraham und Moses gehabt haben. Hier mußte er freilich, wenn er siegen wollte, wie man zu sagen pflegt, Betrug spielen. Er mußte thun, was mehrere vor ihm gethan haben. Er gab nemlich göttliche Offenbarungen vor, die er vom Engel Gabriel habe. Dies ist freilich auf keine Art zu loben: aber man sehe hin nach Rom, ob es dort nicht eben so arg hergegangen ist. Diese vorgegebene göttliche Offenbarung entdeckte er sehr behutsam. Und es ist leicht zu erachten, daß seine Gemahlin das erste Glied seiner Gemeinde wurde, und so nahm dieselbe unter der Zahl seiner Anverwandten immer zu. Nach und nach traten auch Männer auf seine Seite, die im Staate etwas zu sagen hatten.

Nun machte er seine göttliche Sendung an die Araber bekannt. Er eiferte wider den Gözendienst in Mekka. Dadurch zog er sich den Haß vieler Einwohner zu. Er wurde nun verfolgt, und nachdem er seine Anhänger nach Aethiopien flüchten ließ, blieb er allein in Mekka, predigte und machte noch viele Proselyten. Besonders that er in Medina, welches nicht weit von Mekka lag, große Schritte. Medina und Mekka kamen um des Propheten willen aneinander. Die Einwohner in Mekka trachteten dem Propheten nach dem Leben und er mußte nach Medina flüchten, wo er von 500 Einwohnern, die ihn empfiengen, mit Freuden aufgenommen wurde. Diese Flucht

geschah

geschah im Jahr 622 am 16ten Merz, von wo an auch ihre Zeitrechnung anfängt.

In Medina blieb er 3 Jahre und seine Religion wurde indessen daselbst die herrschende. Jezt fieng er an auch Held zu werden, da er bisher nur Prediger gewesen war. Er hatte, so zu reden, in der einen Hand das Schwerdt, in der andern ein göttliches Buch. Sein erster Feldzug war aus Medina mit 313 Mann, mit denen er über 900 siegte. Von dieser Zeit an that er immer Feldzüge und wo er hinkam, da siegte er und wurde furchtbar, wo er aber siegte, da blieb auch sogleich seine Religion. Die Gözentempel und Bilder wurden verwandelt und ausgerottet. Innerhalb 7 Jahren bekam er 30000 Streiter an seine Seite und er beobachtete jezt an ihrer Spitze an den Gränzen Arabiens die Bewegungen der Truppen des Kaisers Heraclius. Er bekam jezt verschiedene Fürsten, die ihm durch Gesandtschaften huldigten. Daß er aber grausam gewesen sey, ist schwer zu glauben, denn einestheils würde er nicht so viel Achtung sich erworben haben, anderntheils weiß man, daß er allen seinen Feinden verzieh. Was den Muhammed verachtungswürdig macht, ist, daß er göttliche Befehle vorgab, die er nicht hatte. Allein wir müssen ihm nicht weiter zu nahe treten. Wir müssen die Vorsehung anbeten, weil wir ihre Rathschlüsse nicht wissen, warum sie so lange Geduld hat. Es wird schon eine Zeit kommen, wo die Hülle abgethan werden wird, die noch vor den Augen so vieler Nationen hängt.

Muham-

Muhammed, nachdem er also beynahe ganz Arabien unter seine Herrschaft und zu seiner Religion gebracht hatte, fand seinen Tod im Jahr 632. Er soll sehr oft mit epileptischen Zufällen geplagt worden seyn. Seit seinem Tod wallfahrten die Muhammedaner auch sehr oft zu seinem Grab, und es geschehen daselbst viele und große Ceremonien, wie überhaupt die Wallfahrt nach Mekka in ihrem Gesez einen wesentlichen Artikel ausmacht.

Fortgang der Muhammedanischen Religion nach dem Tode ihres Stifters.

So bald Muhammed todt war, so entstunden sogleich Partheyen unter seinen Anhängern, die zwar gar nicht von der Religion abfielen, sondern sich nur wegen ihrer streitigen Meynungen trennten.

Es ist sehr natürlich, daß, da Muhammed nicht nur Stifter einer neuen Religion, sondern auch Stifter einer neuen Monarchie war, und er keinen eigentlichen Nachfolger ernannte, Streitigkeiten um die Regierung entstehen mußten. Zween große Männer, die sich zu den Lebzeiten des Propheten sehr hervorgethan haben, stritten sich jezt so, daß zwischen ihnen mit ihren besondern Anhängern, die sich jeder schon auf seine Seite gebracht hatte, Kriege ausbrachen. Diese zween Männer waren Aly und Abubecr. Keiner aber gewann die alleinige Oberherrschaft, sondern es geschah eine Haupttrennung, die sich hernach wieder in besondere Sekten zer-

glie-

gliederte, jedoch in zwo Hauptpartheyen blieben. Die eine Parthey hält den Abubecr für den wahren Caliphen oder Nachfolger Muhammeds. Sie sezen dem Koran ein mündliches Gesez an die Seite, welches sie die Sunna nennen, weil es eine blosse Tradition sey, die Muhammed nicht habe wollen, daß sie dem Koran einverleibt werden solle. Diese Sunna enthält Erklärungen und Ergänzungen des Korans, wie z. B. die Juden die Mischnah beym Talmud haben. Zu derjenigen Parthey, welche den Abubecr für den wahren Caliphen halten, bekennen sich jezt die Türken, Tartarn, die Araber, die meisten afrikanischen Muhammedaner und die meisten Indianer.

Die andere Hauptparthey hält den Aly für den wahren Caliphen. Sie vergöttern ihn fast und dörfen nicht nach Mekka wallfahrten. Sie werden von der ersten Parthey für Kezer gehalten. Zu diesen gehören die Perser und die meisten Mogolen. Sie verwerfen die Sunna nicht, sie gebrauchen sie auch zur Erklärung des Korans; aber als Glaubenslehre nehmen sie dieselbe nicht an.

Die Ursache der schnellen Ausbreitung dieser Religion zu den Lebzeiten des Muhammeds liegt freilich meist darinn, daß er anfangs sehr behutsam zu Werke gieng, nachher aber mit dem Schwerdt desto heftiger darein schlug. Doch hat sie aber auch noch folgende Gründe.

1) Bei den Arabern, Syrern, Persern, herrschte nichts als Gözendienst, der dem Muhammed unausstehlich war und den er in jeder Sure *) nachdrücklich verbietet. Ueberdies war diese heidnische Religion weit nicht mehr so vernünftig, wie zu Christus Zeiten oder noch einige Zeit nachher. Sie war sehr verunstaltet und schlecht. Auf solche Art hatte er wenigstens von Gelehrten keinen Widerstand zu fürchten. 2) Seine Religion hatte vieles, das der Nation und ihrer Denkungsart angemessen war. Sie war, wie sie es auch wirklich ist, nach der christlichen die natürlichste. Sie war faßlich und mit keinen überspannten Begriffen begleitet, sie hatte auch keine pharisäische Strenge und Finsternheit: das alles mußte sie den Morgenländern liebens- und annehmungswürdig machen.

3) War, wie ich schon oben berührt habe, die christliche Religion in den benachbarten Staaten so verunstaltet, und in einem solchen Verfall, daß die Christen nicht mehr im Stande waren dieser neuen Religion Einhalt zu thun. Die christlichen Gelehrten zu dieser Zeit hatten besonders im Orient sichs beynahe zum einzigen Geschäft gemacht, über Aberglauben, Bilderdienst recht mit einander herum zu schreyen und sich selbst unter einander zu verfolgen. Der Streitigkeiten war kein Ende. Alle Augen-

*) Sure ist ein jedes Capitel oder Abschnitt des Korans, welcher 114 Suren hat.

genblicke war wieder eine neue Frage, ob man von Gott, Christo, der Maria u. s. w. so oder so sagen könne? Keine Entscheidung dergleichen unnützen Fragen war auf Concilien, wo nicht Ketzer ausgerufen und verdammt wurden. Und weil sich die Regierung allemal auch in diese geistlichen Händel mengte, so mußte auch sie endlich unmächtig werden, weil sich auf solche Art zugleich auch das Volk gewisse Partheyen wählte. Gleiche Gestalt hatte, wie wir wissen, die christliche Religion in Occident. Diese Umstände alle zusammen genommen, mußten in Muhammed, der so einen hizigen enthusiastischen Charakter hatte, den Ge- Gedanken hervorbringen, eine neue Monarchie und mit ihr eine ueue Religion zu stiften, das er durch diese Umstände unterstützt auch wirklich mit dem glücklichsten Erfolg unternahm.

Unter seinen Nachfolgern Aly und Abubecr wuchs seine gestiftete Religion noch weit stärker, so wie sich auch Arabien bald von der Herrschaft der morgenländischen Kaiser losriß und zur neuen Religion übertrat. Auf gleiche Weise giengen auch Persien, Syrien, Palästina und die übrigen Provinzen über. Die Ausbreitung der muhammedanischen Religion wurde durch diese fast unaufhörlichen Kriege nicht nur nicht gehemmt, sondern vielmehr befördert. Auch Christen halfen nachher vorzüglich dazu: denn sehr viel angesehene Männer, welche von ihren Christen-Brüdern in Bann gethan wurden, traten auf die Seite der Nachfol-

ger

ger Muhammeds; dies mußte der christliche Religion nichts gutes versprechen. Unter Anführung der Caliphen gingen schon im 7ten Jahrhundert auch verschiedene afrikanische Provinzen z. B. die Barbarey u. s. w. über.

Man kann nicht eigentlich sagen, daß die Eroberer Arabiens grausam gewesen seyn. Im Gegentheil weiß man, daß sie in ihrer eroberten Provinzen auch sehr viele Juden und alle christlichen Sekten duldeten, ob sie gleich gar gerne Proselyten machten. Anfangs waren die Christen unter der Regierung der Caliphen weit ruhiger und glücklicher, als unter der Regierung der Christen. Im achten Jahrhundert fiengen freilich die Verfolgungen an: allein wenn man recht auf die Ursache sieht, so findet man, daß die Christen meist selbst Schuld daran waren. Z. B. Warum trat der Bischof zu Damaskus (Petrus) auf und schalt die muhammedanische Religion öffentlich? Konnte er nicht schweigen, und die Religions-Freyheit genießen, die die vorigen Caliphen den Christen so gerne gestatteten. Der Bischof trug zum Lohn davon, daß er seine Zunge verlohr. Hier empfieng er, was seine Predigten werth waren. Was Wunder, wenn auf solche Art die Muhammedaner intoleranter wurden? Auch machten die Christen die erlittenen Verfolgungen weit größer, als sie waren; sie sprachen und schrieben immer nur von dem, was sie zu leiden hatten; sagten aber nie, was sie thaten. Und die Verfolgungen in den neuern Zeiten wären gewiß unterblie-

blieben, wenn die Christen von den Kreuzzügen zu Hause geblieben wären, von denen wir aber noch mehr hören werden, wenn wir auf die Entstehung der Kreuzzüge selbst kommen.

Die Lehre vom jüngsten Gericht wird von den Muhammedanern sehr hoch gehalten, ja sie macht einen wesentlichen Theil der Grundlehren der muhammedanischen Religion aus. Sie sagen, dies sey ein mächtiger Zaum für das Laster; und befördere sehr zur Tugend. Auch wird in jeder Sure diese Lehre berührt. Uebrigens lautet das erste Kapitel des Korans also:

Gelobt sey Gott! der Herr der Zeiten, der Herrscher am Gerichtstage, der Allerbarmherzigste! Dich beten wir an; um Beystand flehen wir dich. Lehr uns die wahre Religion: nicht die Religion derer, über welche dein Zorn brennt; nicht die Religion der Irrenden. Die Religion derer lehr uns, gegen welche du dich gnädig beweisest. — —

Dies ist gleichsam das **Vater Unser** der Muhammedaner *).

*) S. Die teutsche Uebersezung des Korans von Herrn Boysen.

Hierarchie.

Wir kommen jezt auf einen der merkwürdigsten Abschnitte, nemlich auf die Geschichte der Hierarchie. Zwar so oft auch manche, die eben nicht eigentlich zur Zahl der Gelehrten gehören, den gerechten Wunsch äussern, zu wissen, wie es denn auch zugegangen seyn müsse, daß sich das so genannte Pabstthum *) zu einer so außerordentlichen Höhe habe hinaufarbeiten und der geistliche Staat sich in mehr als orientalischen Despotismus habe verlieren können, so einleuchtend wird auch seyn, daß man nach dem Plan der Einrichtung dieses Buchs nur Winke geben könne, wie man im römischen Bischof nach und nach einen geistlichen und weltlichen Herrn bekommen habe, dessen Macht solche Folgen hatte, die man selbst im Protestantismus nicht ganz verdrängen konnte — vielleicht auch nicht wollte. Ehe ich aber weiter zu dieser Geschichte gehe, muß ich noch folgende Anmerkungen vorausschicken.

Ich würde mich nemlich nie auf eine, auch nur kurze, Abhandlung der Geschichte der Hierarchie eingelassen haben, wenn ich nicht schon so oft wahrgenommen hätte, wie verkehrte Begriffe man sich ge-

*) Ich brauche hier mit Bedacht das Wort „Pabstthum" denn sonst pflegt man es wohl meines Wissens in einem weiteren Sinn zu nehmen, da man zugleich auch die Anhänger des Pabsts darunter versteht, wenn vom Pabstthum die Rede ist. Allein nicht wenige, selbst sehr viele, für die ich eigentlich schreibe, denken bey dieser Benennung allemal nur an den Pabst.

gemeiniglich von dem Katholizismus mache, und daß Leute, deren Sache es eben nicht ist, Kirchengeschichte zu studiren, mithin nicht sehen können, wie es sich mit der Geschichte des obersten Priesters zu Rom verhalte, gleichsam in ein Feld hineinsehen, wo alles vor ihren Augen verschwindet, wenn sie nur daran denken, und bey sich selbst fragen *): wie mag es denn auch zugegangen seyn, daß die vorgeblichen Nachfolger des heiligen Petrus so große Herren worden sind, vor denen lange Zeit her fast alle Welt die Knie beugte **). Aber eine zwote Ursache, warum ich mich auf diese Geschich-

 te

*) Es wäre zu wünschen, daß man dies von keinem Prediger sagen müßte. Vielleicht wären dergleichen Männer auch keine so große Freunde so vieler zweckwidrigen Gebräuche beym Gottesdienst, die doch offenbar nichts sind, als Ueberbleibsel aus der römischkatholischen Kirche, und die Luther nicht alle abschaffen konnte.

**) Auch dieses Ausdruks hätte ich mich vielleicht nicht bedienen sollen? Allein Pius VI. darf nur nach Wien kommen, so versammelt sich eine Menge aus allen Christen und Nationen um den Pabst sehen zu können. Wenn aber der heilige Vater sich nach Augspurg zurückbegiebt, und daselbst an seine dort wohnenden Anhänger eine lange Rede hält, worinn er sich gar höchlich freuet, an dem Ort auftreten und Gottes Wort verkündigen zu dörfen, wo einst der Ketzer — so nannte der h. Vater Luthern — Unkraut ausstreute und doch die reine Lehre noch nicht erloschen sey, so konnten doch Protestanten sich auf ihre Knie werfen, und Reden an den h. Vater halten. Diese Scene hätt ich doch wohl mögen mit ansehen. Es muß ganz artig gelassen haben.

te eingelassen habe, ist diese, weil ich vielleicht hier die beste Gelegenheit finde, etwas von der Absicht zu sagen, warum ich dies ganze Buch schrieb.

Fürs erste bemerkte ich auf meinen Reisen durch verschiedene Länder, daß der größte Theil von protestantischen Christen noch so wenig Menschenliebe gegen die römischkatholischen Christen äussert, und daß man, beynahe sagen möchte, daß sehr viele von diesen jene an Menschenliebe übertreffen. Kommt dieses unfreundliche Wesen der Protestanten gegen Christen, die nur anderer Meynung sind, blos von der Vorstellung her, weil die Päbste in Rom, welche Petri Nachfolger seyn wollen, oft so grausame Tyrannen waren, von denen man sich zuweilen etwas erzählt, das ihre Würde herabsezt? Allein man findet unter den römischen Bischöfen doch gleichwohl zuweilen Männer, die eben nicht verdienen, daß man ihnen so sehr übel nachrede, obgleich ihrer wenige sind. Oder sagt man: sie hätten so viele unnütze Ceremonien und Aberglauben, selbst so großen geistlichen Despotismus in die Welt hereingebracht? Mag immerhin wahr seyn! Allein warum ahmt der größte Theil des Volks demselben noch vieles nach? Doch hievon werd ich ein andermal etwas sagen können, wenn ich auf die neuern Zeiten komme. Man wird übrigens auch schon verstehen, was ich sagen will; indem es nicht rathsam ist, daß man in unserer aufgeklärten Welt mehr und in vernehmlicherem Ton davon spricht.

Der römische Bischof ist zwar jezt nicht mehr als der erste occidentalische Pfarrherr; inzwi-

zwischen ist er aber so gut ein Bischof als es alle diese waren, welche den heiligen Stuhl aufbauten, und darunter sind doch, wie ich schon gesagt habe und weiter unten sagen werde, auch viele große und gutdenkende Männer gewesen. Und daß nun der römische Bischof ein so großer Herr worden ist, daran sind Könige, Kaiser — oder wie ich mich überhaupt ausdrücken möchte, die Laien selbst Schuld, wenn sie dem heiligen Stuhl so viel schenkten, und ihm nach und nach so viel Macht einräumten, oder wenn sie nicht stark genug waren, nicht Geistesstärke genug hatten, sich einem Manne zu widersetzen, in dem sich Stolz, Eigennuz und oft auch wirklich eine Dosis Gelehrsamkeit, verbunden mit Staatsklugheit, vereinigten. Davon werden wir Beyspiele finden, wenn wir jezt auf die Geschichte selbst kommen, die uns so viel möglich die Entwickelung der geistlichen Macht zeigen wird, so viel ich mich unsern Absichten gemäs darauf einlassen kann.

Schon fast beym Entstehen der christlichen Gemeinden ermahnt Petrus einige Aeltesten, daß sie nicht herrschsüchtig seyn sollen. Allein daraus kann man noch keinen zuverläßig richtigen Schluß machen, daß die Bischöfe oder Aeltesten herrschsüchtig waren — wenigstens ließ sich der Schluß nur auf einige machen, bey denen es vielleicht mehr Erfordernis war, sich einigermaßen ein gewisses Recht bey einer Gelegenheit, wo es die Localumstände der Gemeinden erfoderten, anzumaßen. Aber auch dies kann man nicht wohl Herrschsucht nennen; und Petrus mag vielleicht haben sagen wollen, daß sie daraus keine eigentliche Herrschaft über die Gemeinden herleiten

sollten,

sollten, wenn sich etwa einige Glieder derselben in mancherley Angelegenheiten an sie wenden würden, wie es damals geschehen mußte, weil man nur in dem Bischof oder Aeltesten den Rathgeber und Freund haben konnte. Doch auch hierinn giengen die ersten angesehensten Lehrer sehr behutsam; wenigstens enthielten sie sich selbst aller Benennungen, die etwa manchen andern hätten Gelegenheit geben können, sich in eine gewisse richterliche Würde sezen zu wollen. Abgerechnet, daß der große Apostel Paulus sich nur einen Mitältesten der Gemeinde nennt, ob er gleich mit allem Recht einigen Vorzug hätte haben können, so will doch auch **Clemens** von Rom, den man hernach zu einem der ersten Bischöfe daselbst machte, nicht eigentlich den bischöflichen Titel haben. Eben dies gilt auch von dem Bischof von Smyrna, dem Polykarpus, der mit Clemens ein unmittelbarer Schüler der Apostel gewesen ist. Die verschiedenen Benennungen der Lehrer kamen später auf.

In den ersten Zeiten des Christenthums betrachteten sich die Aeltesten oder Bischöfe und die Christen überhaupt als Brüder und Glieder eines Leibes, dessen Haupt Christus ist. Und noch später hin vergaß man diese Pflicht der Christen nicht, besonders so lange diejenigen Männer lebten, die selbst von den Aposteln als Bischöfe eingesezt gewesen waren. Was das Ansehen der ersten Lehrer nach den Aposteln vergrößern mußte, sind die Verfolgungen und auch die Irrlehren, die sehr früh aufkeimten,

als vorzügliche Veranlassungen dazu anzusehen; denn zu wem sollte man seine Zuflucht anders nehmen, als zu den Aeltesten oder Bischöfen? Sie mußten die gemeinschaftliche Kasse haben und dann die Armen versorgen. Man übersah ihnen auch vieles, weil sie öfters durch den Märtyrertod gewisse Schwachheiten zudekten, wie Herr Professor Spittler in seiner Geschichte des kanonischen Rechts sehr richtig bemerkt hat.

Schon im zweyten Jahrhundert theilten sich die Gemeinden in zwo Klassen ein, nemlich in die Clerisey und in die Laien oder Zuhörer. Unter der Clerisey verstund man vornemlich die **Bischöfe**, die **Aeltesten** und die **Diener**. Diese Benennungen waren Folgen von den Begriffen, welche die Juden und Heiden von ihren Priestern hatten, wie wir bald hören werden. Nachher aber als die Anzahl der Gemeinden immer mehr heranwuchs, auch ihre Mitglieder zahlreicher wurden, so kamen besonders im dritten Jahrhundert noch andere Kirchenbedienungen auf. Man bekam jezt Leser, die das Wort Gottes in den öffentlichen Versammlungen der Christen vorlesen mußten; wieder andere, welche die Aufsicht über die Kirchengefäße hatten, und diese nannte man Unterdiener. Noch gab es eine Art von Kirchendienern, welche die Lichter anzünden und den Wein beym Abendmal darreichen mußten, welches Amt man das Amt der Akoluthen nennte; Exorzisten, von denen wir schon oben gehört haben; auch hatte man schon Thürhüter an den Gotteshäusern,

wie

wie auch Copiaten, welche für das Begräbniß der Christen sorgen mußten. Ueber diese Klassen von Kirchendienern bekamen die Aeltesten die Oberaufsicht, bis endlich nach und nach ein Oberpriester oder Bischof da war, der über alle Priester und Laien befehlen lernte und ihnen selbst von dem Volk dieser Vorzug eingeräumt wurde. Diesen Vorzug mißbrauchten aber die Bischöfe sehr bald, und man erfuhr, daß auch diejenigen Menschen, deren Klasse man bey Juden und Heiden und auch jezt bey den Christen gleichsam zwischen Gott und Menschen sezt, menschliche Schwachheiten an sich haben und sich sehr oft und auffallend vergehen können *). Die Bischöfe und mit ihnen die Clerisey lernten die Vergleichungen benuzen, welche der heilige Ignatius zu Anfang des zweyten Jahrhunderts zwischen den Bischöfen und den übrigen Christen machte. Ignatius verglich, ohne Zweifel in einem ganz andern Sinne, als man seine Worte hernach deutete, die neutestamentlichen Priester mit den Priestern des Judenthums. Er nennte alle Kirchendiener zusammen einen Altar und hielt die, welche innerhalb demselben seyen, für rein. Er meynte ferner, daß der Bischof in der Kirche an Gottesstatt sitze: die Aeltesten hielt er für die Apostel, und die Diakoni müßten den Dienst Christi besorgen. Das war nun freilich zu viel gesagt und der Bischof konnte nachher daraus folgern, daß er infallibel sey und gar nicht irren könne; wie auch die römische Kirche noch heut

*) S. Spittlers Geschichte des kanonischen Rechts: S. 19.

heut den heiligen Ignatius aufs höchste erhebt, vermuthlich weil er den Weg zur Untrüglichkeit ihres Pabstes bahnte. Allein wie die Sprache der meisten Kirchenväter, also ist auch die Sprache des Ignatius mißverstanden worden. Er wollte blos zu einer brüderlichen Eintracht vermahnen. Indem er aber die besorgliche Trennungen der Kirche verhindern wollte, so hatten seine Ermahnungen die für die spätern Jahrhunderte so schlimmen Folgen, daß sie vielmehr die Trennungen beförderten, und der Priester innerhalb des Altars nach und nach sich auf den Thron begibt, der Welt geistliche und weltliche Geseze geben, und den, der nicht gehorchen wollte, mit dem Bannstrale belegen konnte. Durch solche Vergleichungen, wie sie Ignatius machte, konnte man leicht auf die Meynung kommen, daß es in einer Gemeinde mehrere Aeltesten und Diener, aber nur einen Bischof geben könnte. Man stritt sich zwar zu Cyprians Zeiten heftig darüber; jedoch stund es nicht lange an, so wurde die Meynung durchgängig angenommen, daß eine Gemeinde nur einen Bischof haben könne, Der Bischof suchte nach und nach die übrigen Kirchendiener von ihm abhängig zu machen, und endlich gelang es ihm. Dadurch, daß die Gemeinden sich bisher in jeder Angelegenheit an ihren Bischof gewendet hatten, maßte er sich auch alle Gewalt über dieselbigen an. Er bekam das Recht die übrigen Kirchendiener einzusezen — endlich auch abzusezen.

Bey allen den Rechten, welche die Bischöfe nach und nach erhielten, hatte aber doch kein Bischof dem andern Bischof etwas zu befehlen. Es lag also daran, daß auch unter diesen ein Unterschied gemacht würde. Dies war aber jezt noch sehr schwer, weil eigentlich noch keine geschriebene Geseze da waren, worauf man sich berufen konnte. Allein als sich die Streitigkeiten in der Kirche mit den Irrgläubigen angefangen hatten, so entstanden Kirchenversammlungen, und mit diesen auch Kirchengeseze, die zwar anfangs gemeinschaftlich gehalten wurden, denn Bischöfe fragten hierüber einander um Rath. Und alles, was ein Bischof einem andern Bischof thun konnte, war, daß dieser von jenem von der Gemeinschaft ausgeschlossen wurde. Das erste auffallende Beyspiel, daß ein Bischof in einer solchen Ausschliessung zu weit gieng, und dadurch eine gewisse Herrschsucht über andere Bischöfe äusserte, findet man am Ende des zweyten Jahrhunderts. Dieser erste eigensinnige Zänker in der Kirche war der römische Bischof, **Victor**. Man fieng nemlich jezt an, in der römischen und kleinasiatischen Kirche über die Zeit der Osterfeyer zu streiten. Endlich wurde aber dieser Streit so heftig, daß der römische Bischof, Victor, die Christen in Kleinasien nicht mehr als Brüder erkennen wollte. Ein anderes noch auffallenderes Beispiel übten die Bischöfe auch an dem Bischof zu Antiochien, dem Paulus von Samosata, aus, den sie wegen beschuldigter Irrlehre sogleich absezten. Als nun Paulus von Samosata

nicht

nicht nachgeben wollte, und er vielmehr sich widersezte, so wendeten sich die Bischöfe an den damaligen Kaiser Aurelianus, der sie unterstüzen und ihren Gegner aus seinem Hause vertreiben helfen sollte. Das war nun an die Bischöfe gar nicht zu loben; denn woher konnten sie je beweisen, daß ihnen ein solches Recht zukomme? Gewis weder aus den Rechten der jüdischen Priester, noch aus den Vorschriften der Apostel, noch aus den Vergleichungen des heiligen Ignatius.

Eben so mußte sich die Gleichheit der Bischöfe auch dadurch verlieren, weil die Gemeinden in den Provinzen nicht so stark waren als die in den Hauptstädten. Es kam also viel auf den Ort an, wo der Bischof war, obgleich der Lehrer der christlichen Gemeinde in Rom nichts vornehmer seyn sollte als der Lehrer eines Phrypischen Dorfs.

Bald hörte man auch verschiedene bischöfliche Benennungen, z. B. Erzbischöfe, Patriarche, Metropolitanbischöfe, ordentliche Bischöfe und Chorbischöfe. Leztere waren Bischöfe vom Lande, welche von dem in der Hauptstadt nach und nach abhängig wurden, weil jene öfters bey diesem sich Raths erholten. Bey den Bischöfen in den Hauptstädten suchte man Hülfe, wenn Streitigkeiten über Irrlehren entstanden waren. Sie sollten entscheiden; man sahe sie für vornehmer an, da ihre Kirchen gleichsam Mutterkirchen waren, und ihren Ursprung von

von den apostolischen Zeiten her hatten. Entscheidungen gewisser Streitigkeiten kamen gemeiniglich an den Bischof derjenigen Stadt, wo sich das Evangelium zuerst ausgebreitet hatte. Andere äussere Umstände konnten auch noch dazu kommen, z. B. wenn der Bischof einer Hauptstadt sich mit seinem Statthalter gut vertragen konnte. Und endlich kam noch hiezu die Meynung von einer Einheit der Kirche, worüber man freilich vergaß, daß Christus das Haupt der Gemeinde sey, denn man sahe jezt den Bischof für ihr Haupt an.

Wenn man die Macht des **römischen Bischofs** eben so aus den übertriebenen Lobeserhebungen herleiten will, wo man mit Recht fast alle Abarten der Unschuld findet, so hat man schon Spuren aus dem zweyten Jahrhunderte, wo ein **Irenäus** der Stadt Rom den ersten Rang unter den christlichen Kirchen zuschreibt und **Cyprian** sie für den Mittelpunct der Einheit der Kirche hält. Auch suchten mehrere Bischöfe seine Freundschaft, wovon im dritten Jahrhundert der alexandrinische Bischof, **Dionysius**, einen deutlichen Beweis giebt, da er seine Meynungen, die er in seinen Schriften wider die Sabellianer *) unbequem ausdrückte, durch eine besondere Schuzschrift in ein helleres Licht sezte, damit er doch ja die Freundschaft des römischen Bischofs nicht verlieren möchte. Allein

*) Eine irrgläubige Sekte, deren Urheber ein gewisser **Sabellius** ist.

lein demungeachtet unterwarf sich Dionysius dem römischen Bischof nicht, so wie auch alle diese, welche die Stadt Rom mit Lobsprüchen erhoben, doch den Bischof daselbst nicht für ihren Herrn anerkannten. Zwar hatte der Bischof zu Rom beynahe die besten Aussichten sich auf eine gewisse geistliche Höhe über andere Kirchen hinaufzuarbeiten, und er konnte sich versprechen, daß er bald den höchsten Rang in der Kirche bekommen werde. Denn Rom war die größte und reichste Stadt in der Welt. Sie blieb lange Zeit die Residenz des Kaisers, und Julian sagte einst: zu ihr gehörten alle Einwohner der Erde, so lange nemlich das morgenländische Kaiserthum noch damit vereinigt war. Auch das trug viel zum Ansehen des römischen Bischofs bey, indem man glaubte, daß die erste christliche Gemeinde zu Rom von den Aposteln selbst gestiftet sey, noch mehr aber, da man ganz gewiß glaubte, daß Petrus als erster Bischof zu Rom mit dem Paulus den Märtyrertod daselbst ausgestanden habe. Aber alles dies gab nur Gelegenheit, daß der römische Bischof den ersten Rang unter den Bischöfen erhielt, nicht aber auch das Recht über andere befehlen zu können, die ausser seiner Diöces waren. Ja so gar hatte er lange nicht einmal den ersten Rang denn diesen gab man ihm erst nachher. Man sieht es bey der nicäischen Kirchenversammlung, wo nicht die römischen Legaten, sondern der Bischof Hosius von Korduba das größte Ansehen bey dem Kaiser Konstantin hatte. Doch man kann noch weiter zurückgehen, und des Kaisers Aurelianus Befehl zu Hülfe

se nehmen, wo bey den Händeln mit dem Paul von Samosata Aurelianus dem Bischofe von Rom und dem Bischofe von Mayland gleiches Ansehen, und will man, auch gleiche Macht gab. Und wenn der römische Bischof, Stephanus, von dem Cyprian erinnert wurde, daß er keine Gemeinschaft mit einem vermeynten Irrgläubigen haben solle, so spricht er zwar von dem Ansehen des römischen Bischofs, aber auch zugleich von seiner Gleichheit mit andern Bischöfen. Uns, sagt Cyprian, kommt es zu, der Kirche mit unserm Rathe beyzustehen. Wir weiden alle eine Heerde, nemlich die Heerde Jesu Christi, und wir sind deswegen zu ihrem Schuze verbunden. Er sagt daß alle Bischöfe, wenn ein Glied des geistlichen Leibes denselben zerrisse, zu seiner Hülfe herbeyeilen müßten.

Von der Benennung „Heiliger oder Pabst" wußte man schon vorher, ehe der Bischof von Rom zu seiner geistlichen Oberherrschaft gelangte. Lange vorher nannte man im allgemeinen die Bischöfe die Nachfolger der Apostel, und der römische Bischof mußte Petrum zu seinem Vorgänger haben. Dionysius nennt seinen Bischof den Herakla, den seligsten oder den heiligsten Pabst. Selbst Cyprian, der doch nicht in Rom Bischof war, hatte die Ehre von der römischen Clerisey „heiligster und glorwürdigster Pabst" genennt zu werden. Man sieht also aus allem dem, was bisher von dem Ansehen der Geistlichkeit gesagt wurde, daß der römische Bischof noch nicht

mehr

mehr war, als jeder andere Bischof in einer Hauptstadt. Denn die Ehre, die man ihm einigemal entweder auf Concilien oder bey andern Angelegenheiten erwiesen hatte, räumte ihm deswegen noch keine richterliche Gewalt über andere Bischöfe ein.

Mit dieser Ehre mußten sich die Bischöfe in den vornehmsten Städten bisher begnügen lassen. Nur einige konnten sich hie und da bey Gelegenheit der gangbaren Provinzialsynoden, die man über die Kezer halten mußte, hervorthun, und man erwieß ihnen größere Hochachtung, die aber doch nicht allemal dem römischen Bischof allein zukam. So wie es aber diese Provinzialsynoden so weit brachten, daß auf denselben gewissen Bischöfen besondere Vorzüge und Vorrechte zuerkannt wurden, welche hauptsächlich den Bischöfen in Rom, Alexandrien und Antiochien zu Theil worden sind, so entwickelte sich doch das steigende Ansehen dieses Ausschusses von vornehmern Bischöfen noch mehr, als der Kaiser Konstantin der Große das Christenthum angenommen und auf Concilien das Recht theologische Streitigkeiten zu entscheiden an sich gezogen hatte.

Noch im Vorbeygehen muß ich anmerken, daß mit der Bekehrung des Kaisers auch der Reichthum der Kirchen stieg. Der Kaiser ließ Kirchen bauen, Schulen und Bibliotheken errichten. Eben so machte er auch viele Geschenke an die Kirche. Daher entstanden in den folgenden Zeiten viele Streitigkeiten zwischen Bischöfen und

den Kaisern, die gleichwohl dem römischen Bischof den Weg zu seiner Hoheit gebahnt haben. Konstantin ließ viele und prächtige Tempel bauen, welches Gelegenheit gab zu den Patronaten und Pfarrechten. Der Gottesdienst wurde prächtiger, und man bekam jezt auch Gebetsformeln und Liturgien, von denen man bisher nichts wußte. Ueberhaupt wurde jezt auch der Unterschied in der Geistlichkeit viel wesentlicher. Dieser Unterschied, ob er gleich schon eine geraume Zeit her sehr merklich war, wurde jezt auf einer Synode zu Nicäa in Bithynien einigermaßen bestimmt. Denn ausserdem, daß man gewisse und auf immerhin geltensollende Glaubensformeln aufsezte und die Streitigkeiten, in welche der sehr lärmende Bischof Alexander in Alexandrien mit einem seiner untergeordneten Geistlichen, mit dem Arius gerieth, beyzulegen, ließ der Kaiser auch verschiedene Canones aufsezen, in welchen die Subordination der Bichöfe unter die Metropolitane, auf welche es schon bey einigen vorigen Kirchenversammlungen angesehen war, vollends festgesezt wurde. Die größten und vornehmsten Geistlichen blieben also, wie schon gesagt, die obengedachten Bischöfe von Rom, Alexandrien und Antiochien; so wie aber der Kaiser seine Residenz nach Konstantinopel verlegt hatte, so sezte man auch in diesem neuen Rom, wie man es nennt, einen Bischof, und auf einer Synode zu Konstantinopel wurde im Jahr 381. dem konstantinoplischen Bichof der Rang unmittelbar, nach dem altrömischen Bischof zugestanden. Der

dritte

dritte Kanon sagt ausdrücklich, „der Bischof zu Konstantinopel soll sogleich nach dem Bischof zu Rom den Rang haben, weil diese Stadt neu Rom ist". Man sieht also hieraus, daß der Bischof zu Rom nicht deswegen den ersten Rang in der Kirche hatte, weil er Petri Nachfolger seyn sollte, sondern weil er Bischof der ersten Residenz war, wie es der selige Herr Diac. Fuchs zu Stuttgart in dem zweyten Theil seiner Bibliothek der Kirchenversammlungen pag. 417. angemerkt hat. Die Sache ist aber ohnehin sehr klar, und sie muß jedem nur ein wenig aufmerksamen Leser sogleich in die Augen fallen. Diese Verordnung, welche von 150 Vätern auf der Synode zu Konstantinopel gemacht wurde, mißfiel zwar dem römischen Bischof sehr, und er wendete manches dagegen ein; allein eine Synode zu Chalcedon bestätigte nicht nur diese Verordnung, sondern sie gab dem konstantinoplischen Bischof auch einen großen Sprengel. Also noch immer hatte man im eigentlichen Verstande keinen Pabst, sondern man hatte vier fast gleich große und mächtige Prälaten in der Welt; nemlich den zu Rom, Konstantinopel, Alexandrien und Antiochien. Den Rang mit diesen hatte zwar auch der Bischof zu Jerusalem bekommen, und nach ihm kam noch der Bischof von Seleucia; allein ihre Macht kommt bey unserer Absicht hier nicht in Anschlag. Der Streit um die oberste Würde eines geistlichen Weltbeherrschers war immer nur unter denen vier Erstern, wenigstens spielte der zu Rom immer auf diese Würde

an, weil er im Abendland fast allein befehlen konnte — bald auch daselbst zu kommandiren anfieng. Gleichwohl gelungen ihm seine Unternehmungen auch im Abendlande nicht immer, so lange die morgenländischen Kaiser noch im Abendlande Herren waren. Und vielleicht hätte man wenigstens zu Rom nie einen Pabst bekommen, wenn die große Trennung beyder Kaiserthümer nicht durch die Unvorsichtigkeit der Kaiser selbst geschehen wäre. Ohne Zweifel trug der Bischof zu Rom auch viel dazu bey, da er sahe, daß es ihm unter der Regierung der morgenländischen Kaiser nicht so recht gelingen wolle.

Die Größe des römischen Gebiets, wohin die abendländischen Provinzen meistens ihre Zuflucht nahmen, wenn man Sachen von Wichtigkeit auszumachen hatte, trug freilich viel dazu bey, daß der Bischof zu Rom der angesehnste und mächtigste blieb. Er war Patriarch, und ohne ihn konnte kein Metropolit ordinirt werden; aber eben dies Recht hatten auch die Bischöfe zu Konstantinopel, Alexandrien und Antiochien, jeder in seinem Sprengel, nur daß dieser nie so groß war, als der römische.

Das Verhältniß des Ansehens dieser vier großen Prälaten verursachte viele und für den römischen Bischof oft sehr nachtheilige Streitigkeiten; wobey das Glück lange wechselsweise blieb, obgleich bey den

aria-

arianischen Händeln, wo der römische Bischof Damasus sich der Unterdrückten annahm, dieser unter Valentinians Regierung das Recht erhalten hatte, künftig auch über auswärtige theologische Streitigkeiten richten zu können, wobey aber der Kaiser das Recht die Vikarien zu ernennen, sich vorbehalten hat. So wurde nun freilich der alexandrinische Bischof, wie bald hernach auch der zu Konstantinopel dem Bischof zu Rom verbindlich gemacht. Zum Beweis mag im Vorbeygehen folgende kurze Nachricht dienen.

Joh. Chrysostomus, Patriarch in Konstantinopel, dessen wir schon bey andern Gelegenheiten mehrmalen gedacht haben, gerieth mit dem gleichfalls schon erwähnten alexandrinischen Bischof Theophilus in einen großen Streit. Chrysostomus vergaß seiner hohen Würde und suchte zu einer sehr unrechten Zeit Hülfe bey dem römischen Bischof Innocentius I. Wie sehr mußte diese Herablassung eines so großen Bischofs, wie der zu Konstantinopel war, dem zu Rom schmeicheln, wenn er sahe, daß jener seiner Hülfe bedarf. Inzwischen aber lief die Sache für jezt noch nicht so entscheidend aus. In der Folge entwickelte sie sich noch weit besser, als auch die Nachfolger dieser beyden Prälaten miteinander zankten, und große Unruhen in der Kirche erregten. Zwar gehört die Erzehlung der Streitigkeiten nicht eigentlich zu unserer Absicht; allein ich glaube doch, daß es nicht ganz unzweckmässig seyn werde, wenn ich jezt nur

eine kurze Nachricht gebe, wie sich bemeldte zween Bischöfe miteinander herumzankten, einer den andern stürzte, bis endlich unter ihren Nachfolgern es so weit kam, daß nur der Bischof zu Rom und der zu Konstantinopel das Ansehen allein behielten, doch so, daß die Macht des römischen Bischofs immer größer wurde. Man wird aus der Beschreibung eines der merkwürdigsten Concilien sehen, wie die Reichsprälaten gegeneinander gesinnt waren, und in was für einem Verhältniß, besonders auch in Rücksicht auf ihre Korrespondenzen, sie miteinander gestanden haben, so wie man auch sehen wird; auf wie einem wunderbaren Gang sich das hierarchische System gebildet — was aber nicht vergessen werden muß, wie wunderbar es zugegangen sey, bis eine Lehre das Gepräge der Orthodoxie erhalten habe.

So wie der eifersüchtige Theophilus den frommen Chrysostomus ins Unglück stürzte, so unterhielten auch ihre Nachfolger das Feuer dieser Feindschaft. Dieses brach schon zwischen dem Nestorius, welcher anfangs Presbyter zu Antiochien war, und seiner Beredsamkeit wegen im Jahr 428 als Patriarch nach Konstantinopel berufen wurde, und zwischen dem Cyrillus dem Nachfolger des Theophilus auf dem alexandrinischen Bischofsstuhl aus. Verschiedene Umstände waren zusammengetroffen, die Gelegenheit zu diesen jezt für die Kirche gefährlichen Streitigkeiten gaben. Nestorius war ein eifriger Vertheidiger des schon

im Elend verstorbenen Bischofs Chrysostomus und er bemühte sich sehr die Ehre dieses Mannes wieder herzustellen, und es gelang ihm dies auch bald, weil er den Hof auf seiner Seite hatte. Hierüber konnte nun freilich ein stolzer und eigensinniger Cyrill nicht gut zu sprechen seyn, denn die Heiligsprechung des Chrysostomus war offenbar für eine Verdammung des Theophilus anzusehen. Lange durfte Cyrillus nicht auf Gelegenheit warten, sich an dem Nestorius zu rächen. Dieser im Eifer wider einige in die Meynungen von der Person Christi eingeschlichene Ausdrücke warm gewordene Bischof widersezte sich sogleich, als er nach Konstantinopel gekommen war, der Gewohnheit, nach welcher man schon längst angefangen hatte, die Mariam „Gottesgebährerin" zu nennen. Er selbst gab zwar das erste Sygnal zu dem aus dieser Benennung der Maria entstandenen Lärmen nicht, sondern einer seiner Freunde, Anastasius, den er als Presbyter von Antiochien mitgebracht hatte, fieng zuerst an den Ausdruck „Gottesgebährerin" in einer öffentlichen Rede anzugreifen. Nestorius, als Patriarch und erster geistlicher Vorsteher der Kirche zu Konstantinopel, sollte nun seine Meynung hierüber geben. Allein man konnte seine Antwort schon zum voraus sehen, da man wußte, daß er sich schon in Antiochien an diesem Ausdruck gestoßen hatte, und mit eben der in der Kirche eingerissenen Seuche des Kezermachens behaftet nach Konstantinopel gekommen war. Dies beweißt seine Anrede an den Kaiser, in welcher er sagte: „gib mir das

„Land rein von Kezern, so will ich dir den Him„mel schenken." Mit einer solchen Gesinnung, die vielen verständigen Leuten doch gleichwohl nicht gefallen konnte, trat er sein Patriarchat an, das er hernach mit dem Exil vertauschen mußte. Wenige Tage war er in Konstantinopel, so grif er schon die geduldeten Arianer an, und er wollte ihnen sogar ihre Kirchen wegnehmen. Eben so wenig schonte er auch der übrigen Kezer. So wurde nun bald das Volk aufgebracht, wobey auch die Mönche nicht müssig blieben. Und gewis, wenn der Kaiser und sein Stadthalter dem Nestorius nicht so sehr beygestanden wären, so wäre er in dem Aufruhr, der jezt in der Stadt entstanden war, ums Leben gekommen. Ein gewisser Mönch wollte ihn schon nicht mehr ins Chor lassen. Der Stadthalter ließ zwar diesen Mönch zur Stadt hinaus peitschen, und einen andern Mönch, der den Nestorius in seinem eigenen Hause überfiel, ließ er ins Gefängniß sezen. Allein dafür bekam der Patriarch von dem Volk und den unruhigen Mönchen die abscheulichsten Pasquille, worin man ihn z. B. einen Paulus von Samosata schalt, den man bisher für den größten und gottlosesten Kezer gehalten hatte. Dieser Aufruhr mußte für den Nestorius um so gefährlicher werden, theils weil sichs in der damaligen Zeit sogar Professionisten herausnahmen theologische Streitigkeiten zu entscheiden, theils weil man in den Lehrstühlen der Kirche nichts als spizfindige Fragen abhandelte, da man hingegen das Volk nur Chri-

stenthum lehren sollte, das auch heut zu Tag noch der einzige Zwek des Kanzelvortrags seyn sollte. Hiezu kommt aber noch, daß sich damals ein gewisser Proclus in Konstantinopel aufhielt, der ehedem ein Presbyter in dieser Stadt war, und von da aus als Bischof nach Cycikum verordnet, aber von der Gemeinde daselbst nicht angenommen wurde. Dieser Proclus, dem wie noch mehrern andern Nestorius vorgezogen wurde, wollte sich also um so weniger von diesem neuen Bischof belehren lassen. Proclus mit verschiedenen Mönchen und Laien widersprachen dem Nestorius sehr heftig, und unterbrachen ihn sogar in einer öffentlichen Predigt, als er die Meynungen des Anastasius vertheidigte. Auch predigte Proclus sogleich öffentlich wider den Nestorius, und suchte in eben dieser Predigt alle Ausdrücke hervor, mit denen er den neuen Patriarchen recht ärgern wollte. Aber aller dieser Lärm, der auf die Predigten des Nestorius erfolgt ist, war gleichsam nur Zukung gegen den, der jezt entstand. Alles kam in Bewegung, und selbst der Stadthalter mußte Gewalt brauchen, da er nur ein wenig Ordnung in der kaiserlichen Residenz haben wollte. Was war aber nun unter diesen Gährungen natürlicher, als daß sie auch an die übrigen grossen Bischöfe berichtet wurden. Gleichwohl eilen diese Berichte nicht sogleich nach Rom, als vielmehr nach Alexandrien. Und es kam alles ins Feuer, ehe der Bischof zu Rom nur ein Wort davon erfahren hatte. Nestorius schrieb

zwar in einiger Zeit gelegentlich nach Rom und berührte in seinem Schreiben an den dasigen Bischof Coelestin die Händel mit Cyrill nur im Vorbeygehen, woraus man sieht, daß Nestorius den Coelestin blos um Rath fragte, nicht aber denselben zum Richter aufforderte. Gleiches that Cyrill, der nicht eher an Coelestin schrieb, als bis er erfahren hatte, daß Nestorius nach Rom geschrieben habe. Nun säumte er zwar nicht, und schrieb auch an den Pabst Coelestin, so daß er diesen bat, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, und den Nestorius verdammen zu helfen. Also nicht **Schiedsrichter**, sondern **Rathgeber** sollte Coelestin bey der Sache des Nestorius seyn; doch richtete Cyrill sein Schreiben so ein, daß Coelestin den Nestorius verdammen helfen sollte. Sieht man aber hieraus nicht sehr deutlich, daß der Bischof zu Rom in dieser Zeit noch nichts mehr war, als diese Bischöfe, die bey den jezigen Händeln an ihn geschrieben haben; und daß nur die nachherigen römischen Bischöfe die Worte ähnlicher Briefe verdrehen mußten, wenn sie daraus ihren Vorzug behaupten wollten? So wie Cyrill an Coelestin geschrieben hatte, so war dieser gleich mit einer Antwort fertig, worinn er dem Cyrill schrieb, daß er den Nestorius absetzen sollte, wenn er nicht binnen 10 Tage widerrufen würde. Man wird aber doch nicht glauben, daß dies eigentlicher Befehl war —? Und er durfte und konnte es auch nicht seyn, denn der Kaiser selbst veranstaltete hernach die Synode, die unter der Aufsicht seines Ministers Kandidians gehalten werden sollte. Daß Cyrillus sich in dem

dem Verdammungsurtheil auf Coelestins Schreiben berief, beweißt noch lange nicht, daß man auf der Versammlung sich bloß nach Coelestin richtete. Man berief sich eben so wohl auch auf die schon vorhandenen Kirchenverordnungen. Cyrill war es eigentlich, der den Tumult anfieng, um seinen Gegner zu stürzen. Er erwartete die morgenländischen Bischöfe nicht, betrieb die Synode noch vor dem Termin, den der Kaiser bestimmt hatte; er ergrif allerhand ungerechte Mittel, um sich einen großen Anhang zu verschaffen; er sandte Spionen nach Konstantinopel, wiegelte dort alles auf — kurz er spielte die Rolle des eigensinnigsten und äußerst stolzen Mannes in einer Lage, wo er wirklich nicht Ursache hatte, viel nach dem Ansehen des römischen Bischofes zu fragen, denn sein Anhang war stark genug. Und man sieht auch nicht, daß eben viel nach dem römischen Bischof gefragt worden wäre, oder daß man sich oft auf ihn berufen hätte. Sein Gesandter, der Presbyter, Philipp, genoß die Ehre, die man dem Gesandten des römischen Bischofs zu geben gewohnt war. Wenn man nun alles dies zusammen nimmt, und noch hinzu sezt, daß der Kaiser, der anfangs für den Nestorius war, sich nach und nach von der Parthey des Cyrills bereden ließ, den Nestorius zu verdammen und in die Acht zu erklären, so sieht man leicht, daß der Bischof zu Rom bey der ganzen Sache nichts weniger als ein Machtwort gesprochen, sondern nur, wie Cyrill, geholfen habe den Bischof von Konstantinopel ins Unglück zu stürzen. Das Betrübteste bey der ganzen Sache ist endlich noch, daß sogar

kein Friede ist hergestellt worden, denn daß Cyrill die Ankunft der morgenländischen Bischöfe nicht erwartete, erregte eine sehr gefährliche Trennung, und der darauf erfolgte eigentliche erzwungene Friede gab der Sache gar keine gute Wendung, denn Nestorius war zwar verdammt, aber am Ende mußte sich doch auch Cyrill noch deutlicher erklären, das ihn — den stolzen Mann sehr kränken mußte, denn nun sahe er, daß es ihm nicht so leicht werde, seine Dogmatik der ganzen Kirche aufzudringen. Der Sieg blieb also bisher noch immer zweifelhaft; und es ließ sich nicht erwarten, daß der Friede lange dauren würde. Was man ahndete, das geschahe auch. Denn ein alter Mönch, Namens Eutiches, der ein sehr eifriger Vertheidiger des Cyrillus war, lehrte zwar, was Cyrill und seine Anhänger gelehrt hatten. Gleichwohl gieng es so wunderbar zu, daß er bey dem Bischof Flavian in Konstantinopel als ein Irrlehrer angeklagt, auf einer Synode daselbst als Kezer erklärt, und von seinem Amt — denn er war bisher Vorsteher eines Mönchsklosters — abgesezt wurde. Die Verdammung dieses alten Mönchs erregte wieder große und noch gefährlichere Unruhen in der Kirche, als dergleichen je entstanden waren. Und jezt tritt eigentlich der Zeitpunkt ein, wo der römische Bischof mehr wirkte. Gleichwohl aber bekam der alexandrinische Bischof Dioskur, Cyrills Nachfolger, den Vorsiz auf der nun veranstalteten Synode zu Ephesus. Also wieder nicht der römische Bischof genoß diese Ehre, ja sogar das Gegentheil sieht man, denn indem seine Entwürfe eine neue Lehrformel vor-

vorzuschreiben den Entwürfen Dioskurs entgegen liefen, so wurde sein Brief an den Flavian nicht einmal vorgelesen; seine Gesandten wurden am Ende sogar von der Synode weggejagt, und da er das Ansehen der Synode nicht anerkennen wollte, that ihn sogar Dioskur in Bann. Leo, so heißt der jezige Bischof zu Rom, war aber ein politisch geübter Mann, auch einigermaßen gelehrt, wenigstens war er gelehrter, als viele seiner Vorfahren; er hatte sich auch einigemal zum Legaten des Kaisers gebrauchen lassen. Gleichwohl drang Leo nicht durch, so lange im Orient der Kaiser Theodos lebte. Aber so wie Dioskur unter dieser Regierung gesiegt hatte, so änderte sich auf einmal der ganze Gang der bisherigen Verhandlungen, als Theodos gestorben war.

Zeither hatte Leo den abendländischen Kaiser Valentinian III. und die Pulcherriam, eine Schwester des Theodosius, auf seiner Seite. Diese Pulcherria, die schon eine geraume Zeit her von dem Hofe entfernt worden war, bestieg nun nach dem Tode ihres Bruders den morgenländischen Kaiserthron mit ihrem Gemahl Marcian. Nun läßt sich voraus sehen, daß Dioskur, der der Pulcherria bisher zuwider handelte, mit seinen Projekten scheitern, und hingegen Leo siegen werde. Man schrieb also eine neue Versammlung nach Nicäa aus, und da diese Stadt zu weit von Hofe entlegen war, so verlegte man sie im Jahr 451 nach Chalcedon.

Schon

Schon vor dem Anfang dieser chalcedonschen Synode hielt Leo eine Versammlung zu Rom und verdammte darauf den Dioskur und seine Anhänger. Inzwischen bediente er sich noch einer andern List. Er sollte nemlich die Wahl des neuen Bischofs Anatolius zu Konstantinopel für gültig anerkennen. Allein er versprach dieses nur alsdenn zu thun, wenn Anatolius rechtgläubig seyn, und Leos Brief an den vorigen Bischof Flavian unterschreiben würde. Da nun dieser Brief schon im Occident z. B. in Gallien und Spanien für orthodox gehalten wurde, auch Theodosius todt war, und Marcian und seine Gemahlin Pulcherria für Leo sich erklärt hatten, so unterschrieb auch Anatolius sogleich den Brief des Leo, um dessen Gunst zu erhalten. Allein wie es sich mit dem Gang menschlicher Dinge verhält, daß er nemlich sehr veränderlich ist, so giengs auch hier mit der Hofnung des römischen Bischofs. Er hofte gar zu viel, wenn er glaubte, Marcian werde sich jezt ganz nach ihm richten. Der Kaiser zeigte jezt nur gar zu merklich, wie er gegen den römischen Bischof gesinnt sey; er überließ zwar seinen Gesandten den Vorsiz auf der Versammlung, aber das Direktorium hatten die Staatsbedienten des Kaisers. Zugleich befahl Pulcherria, daß die Religionsfrage ein und für allemal untersucht, eine neue Lehrformel festgesezt, und der Weg zu künftigen Zänkereyen abgeschnitten werden sollte. Dies hatte Leo nicht erwartet, sondern er hofte seinen Brief an den Flavian als künftig geltende Lehrformel aufstellen zu dörfen, und dann würde er als Vater der

Ortho-

Orthodoxie verehrt werden. Er wurde nun sehr unzufrieden, und wollte die Synode in Italien haben, allein der Kaiser kehrte sich daran nicht, sondern es blieb bey seinen und seiner Gemahlin Verordnungen. Man sieht hieraus, daß Marcian zwar Achtung für den römischen Bischof gehabt, ihm auch wirklich vielen Einfluß auf die Versammlung eingeräumt, aber immer das wichtigste — die Entscheidungsurtheile sich vorbehalten habe, obschon der Brief des Leo vorgelesen, und als übereinstimmend mit der nicäischen Glaubensformel gehalten, auch auf der Synode der alexandrinische Bischof Dioskorus abgesezt wurde. Durch die Absezung des Dioskorus auf der chalcedonschen Synode verlor die alexandrinische Kirche in der That recht viel, denn theils wurde jezt der Bischof von Konstantinopel weit mächtiger und ein vielbedeutenderer Mann, als er bisher war, weil ihm jezt ganze Länder unterworfen wurden, theils weil doch jezt das Ansehen des römischen Bischofs auch viel mehr gewonnen zu haben schien, als auf ein paar vorhergehenden Synoden nicht geschehen war. Wenigstens scheint Leo jezt das Recht erhalten zu haben vorschreiben zu dörfen, wie man künftig von Vereinigung beyder Naturen in Christo sprechen solle, worüber, wie man sagte, bisher der Streit gewesen ist. Nur muß man leider sagen, daß jezt auch der traurige Zeitpunkt anfieng, wo die großen Patriarchen immer mehr an Erweiterung ihrer Macht arbeiteten, als bisher geschehen ist, wie sie aber eben dadurch einander immer mehr unterdrückten.

Seit der Absezung des Dioskurs sank das Ansehen des alexandrinischen Bisthums immer weiter herab, weil nun in dieser Kirche die Unruhen nicht mehr aufhörten. Die Zänkereyen dauerten immer fort, und es gieng dieser Kirche, wie es einem Staate geht, der immer mit innerlichen Unruhen zu kämpfen hat — sie blieb in ihrem Ansehen sehr unbedeutend, so wie auch Antiochien ein gleiches Schicksal hatte, bis endlich beyde Kirchen in die Hände der Araber gerathen mußten.

So wie nun das Ansehen der Kirche zu Alexandrien und Antiochien immer mehr fiel, so nahm das Ansehen des Bischofs zu Rom und des Bischofs zu Konstantinopel immer mehr zu. Gleichwohl hatten auch diese fast unaufhörliche Händel mit einander. Man sollte zwar meynen, daß der Bischof des neuen Roms eine weit bessere Gelegenheit gehabt hätte sich zu einem geistlichen Weltbeherrscher aufzuwerfen, seitdem ihm auf der Synode zu Chalcedon ein so großer Sprengel zugedacht wurde, und die Macht seiner Nebenbuhler in Alexandrien und Antiochien einigermaßen gefallen war, mithin er nur mit dem Bischof des alten Roms zu kämpfen hatte, und was das merkwürdigste ist, — daß sein bischöflicher Siz so nahe am Hofe des Kaisers war. Allein eben deswegen, weil dieser Bischof so nahe bey Hofe sich aufhalten mußte, konnte es ihm nicht so leicht gelingen, der erste Geistliche der Welt zu werden. Man sahe auf diese Weise dem konstanti-

stantinoplischen Bischof zu gut auf die Hände; und da sich der Hof selbst schon längst in theologische Streitigkeiten zu mengen angewöhnt hatte, und selbst den Ton zur reinen Orthodoxie geben wollte, so war es wirklich fast unmöglich, daß der Bischof daselbst solche Projekte ausführen konnte, wie der Bischof des alten Roms. Ueberdies fieng man jezt an in Konstantinopel sich über den Bilderdienst zu zanken, da indessen der römische Bischof andere Streiche ausführte und daran arbeitete, te, daß der Kaiser den größten Theil seiner Macht in Italien verlohr. Dies ist einer der merkwürdigsten Perioden des römischen Bischofs. Doch hievon werden wir bald das Weitere hören. Daß aber der Bischof von Konstantinopel nicht so leicht aufkommen und derjenige Mann werden konnte, den man nach und nach an dem römischen Bischof bekam, war auch das eins der größten Hindernisse, weil die Bischofsstühle zu Konstantinopel mehr nach Willkühr der Kaiser und ihrer Höflinge besezt wurden; die dasigen Bischöfe mußten sich also auch mehr nach der gangbaren Hoftheologie bequemen. Und sie hatten auch wirklich Ursache bey entstandenen Streitfragen zaghaft zu werden. Denn wehe ihnen, wenn sie anders dachten — wenigstens wenn sie anders sprachen, als die Kaiser und ihre Höflinge! So hielten sich z. B. im 6ten Jahrhunderte einige scytischen Mönche in Konstantinopel auf, denen es auf einmal einfiel, ob man nicht sagen könnte, einer aus der Dreyeinigkeit sey gekreuziget worden. Auf diese

neuentstandene Frage wurde den Bischöfen in Konstantinopel sogleich bange, weil sie nicht vorher wissen konnten, auf welche Seite sich der Hof erklären werde. Denn die Erfahrung hatte sie schon längst gelehrt, wie eine solche Meynung bisher auf so wunderseltsamen Wegen endlich das Gepräge der Orthodoxie erhalten habe, und daß eine solche Meynung nur immer wieder neue Fragen gebähre, so daß des fürwizigen Disputirens nie ein Ende nehmen werde, wie Herr Professor Spittler in seinem Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche und der Religion sehr schön angemerkt hat. Solche Umstände sind bey den Bischöfen in Konstantinopel zusammengetroffen, die ihnen eine nicht gar hofnungsvolle Aussicht versprachen. Da hingegen die römischen Bischöfe das Glück hatten Schmeichler zu bekommen, von denen sie die Ehre hatten Häupter der Kirche genannt und in vielen Fällen als Schiedsrichter angesehen zu werden; anderer Vortheile für ihn gar nicht zu gedenken z. B. daß er im Occident keine andere gleichmächtige Bischöfe so nahe um sich hatte, wie der in Konstantinopel.

Keine Geschichte ist beynahe verworrener als die Geschichte der steigenden Macht des römischen Bischofs. Man muß oft erstaunen, wenn man so sieht, daß in eben diesem Zeitpunkt, wo man glaubt,

glaubt, jezt sey es um seine Macht geschehen, er sich doch sogleich wieder emporschwingt, oder im Gegentheil, wenn man glaubt, jezt sey der Weg zu seinem Dominat völlig gebahnt, er doch sogleich wieder eine fast unheilbarscheinende Wunde bekommt. Und dies findet sich beydes bestätigt bis auf die Zeiten Kaiser Karl des Großen, nur mit dem Unterschied, daß sich von der Zeit an, in welcher das ostgothische Reich im Occident das mächtigste ward, auch die Umstände des römischen Bischofs zu verbessern schienen, denn — er stund nun eigentlich nicht mehr unter der Regierung der griechischen Kaiser. Allein es war dennoch nichts zu gewinnen, denn diese neuen occidentalischen Völker lagen fast immer gegen einander in den Waffen. Der ostgothische König, Dietrich, mußte vorher den König Odoacer wegschaffen, ehe er Herr über Italien werden konnte. Aber Rom hätte unter dieser Regierung noch weit mehr gewinnen können, als es gleichwohl wirklich gewonnen hat, wenn die katholischen Bischöfe nicht so intolerant gegen die Arianer gewesen wären. Dietrich war unstreitig ein weiser Regent, er hätte können seinen Zeitgenossen, und den Kaisern zu einem Muster dienen, und Italien hätte unter seiner Regierung recht gut leben können. Inzwischen waren aber die Bischöfe so rechtgläubig, daß sie wieder nach der erbärmlichen griechischen Regierung seufzten, bis sie endlich durch Verrätherey dem Justinian dieses Reich wieder in die Hände spielten. Lange blieb zwar Italien nicht mehr unter der Botmäßigkeit der griechischen Kaiser, und es kam nur darauf an,

daß der größte Theil Italiens einsehen lernte, auf welcher Seite man am meisten gewinnen würde. Im Jahr 569 kamen die wilden rohen Longobarden und eroberten, ausgenommen den Exarchat, Italien. Von jezt an aber wurde Rom oft so sehr in die Enge getrieben, daß es oft nicht wußte, wohin es sich wenden sollte, bis endlich die Longobarden von den Arianern zu der katholischen Seite traten. Doch wir wollen noch einmal an das Ende des fünften Jahrhunderts zurücke gehen und suchen, was für Begriffe man schon in dieser Zeit von dem römischen Bischof hatte.

So wie sich die griechischen Kaiser lange her nicht in die römischen Bischofswahlen zu mengen schienen, und sie nur dann bestimmten, wenn Streitigkeiten darüber entstanden waren, so gieng es auch mit diesen Wahlen unter der ostgothischen Regierung. So entstand z. B. am Ende des fünften Jahrhunderts ein solcher Streit bey der Bischofswahl in Rom. Die eine Parthey wählte den Pabst Laurentius, und die andere Parthey wählte den Pabst Symmachus. Nun sollte der ostgothische König bestimmen, wer die Würde des Pabsts erhalten sollte. Allein da er blos die Mehrheit der Stimmen entscheiden lassen wollte, so trug Symmachus zwar die päbstliche Würde davon, aber er wurde eines horrendi actus beschuldigt, und man hielt nun eine Synode über die Rechtmäßigkeit dieses Pabstes. Bekannt ist schon längst, daß auf Synoden selten ausgemacht wurde, was eigentlich hätte ausgemacht werden sollen, und so giengs auch hier, doch mit dem Unterschied, daß man jezt ganz

neue

neue Grundsäzs kennen lernt, die in Rom in Ansehung des Pabstes bereits gangbar worden sind. Es wurde nemlich auf dieser bemeldten Versammlung die Rechtmäßigkeit des neuerwählten Pabstes dahin entschieden, daß die eine Parthey sagte: man müsse die Sache Gottes Urtheil überlassen. Wider diese Sentenz lehnten sich nun die Feinde des Symmachus auf und sagten: wenn der Pabst nicht gerichtet werden sollte, so möchten sie wissen, ob Petrus seinen Nachfolgern das Recht vermacht hätte, ungehindert sündigen zu dürfen? Darauf antwortete man: alle Bischöfe müßten an den römischen Stuhl appelliren, und auf diese Weise hätte wirklich der Pabst keinen höheren Richter als Gott. Auf diese Antwort war leicht zu erachten, daß die neue Frage: „warum denn jezt der Pabst habe wollen seine Sache auf einer Synode ausmachen lassen:" vorgelegt werden würde, welches auch geschahe. Und nun waren die Anhänger des Symmachus so dreiste und unverschämt, daß sie sagten: Gott hätte sichs jezt allein vorbehalten das Urtheil zu sprechen ꝛc. Von dieser hier im Vorbeygehen gemachten Anmerkung läßt sich leicht auf das schon ziemlich hoch gestiegene Ansehen, das man im Occident dem römischen Bischof geben zu müssen glaubte, schließen und zugleich auch auf die noch nachher übertriebener gewordene Meynung von der Untrüglichkeit desselben, das sich vorzüglich darauf gründen sollte, weil der römische Bischof ein Nachfolger des Apostels Petri sey. Die Frage, woher diese wunderbare Meynungen kamen, ist leicht, aber nur, wie bekannt, aus den Traditionen, nicht aber aus der

Bibel zu beantworten. Noch kann man aber hinzusezen, daß die Erklärungen der in den Traditionen hin und wieder vorhandenen Lobeserhebungen der römischen Bischöfe noch wunderbarer sind, als die Lobsprüche auf sie selbst. Denn was Tertullian, wo nicht gar aus Spott, wenigstens doch auch nicht aus vollem Ernst, sagte — Pontifex Maximus und Episcopus Episcoporum — nahm man späterhin für vollen Ernst auf. Und so nahmen die römischen Bischöfe und ihre Anhänger immer die Worte der frühern Kirchenväter in einem andern Sinn, als sie ausgesprochen waren. Ich habe hier mit Bedacht gesagt „die römischen Bischöfe und ihre Anhänger,“ denn man sieht aus dem ganzen Vorfall bey der Wahl des Pabstes Symmachus, daß bisher zwar äusserst hohe Begriffe von dem Pabste herrschten, aber daß sie noch weit nicht allgemein worden waren, wenigstens hatte Partheygeist noch immer die Oberhand, und es mußte sich die Sache noch immer besser entwickeln, bis man den Pabst so ansehen lernte, wie man ihn späterhin ansahe und allgemeiner sagen lernte, was man heut zu Tag noch immer in der römischkatholischen Kirche hört, daß nemlich derjenige nicht rechtgläubig seye, der den Pabst nicht verehre.

Im sechsten Jahrhundert, wo das politische System im Occident so große Abwechselungen und Veränderungen erlitt, scheint zwar die Macht des Pabsts mehr zu gewinnen, als sie bisher gewonnen hatte, aber diese Staatsveränderungen waren es an-

fangs nicht eigentlich, die ihm so gute Aussichten ga-ben, im Gegentheil sahe es jezt sehr traurig um ihn aus, weil die Longobarden den größten Theil von Italien eroberten. Was noch Vortheil für den Pabst erwarten ließ, war, daß jezt häufiger Missionaire ausgeschickt wurden, die nie vergessen haben, zuerst des Pabsts Evangelium zu predigen, das ist: die neubekehrten Völker, die bisher in so großen Haufen nach dem Occident kamen, mit den römischen Kirchengebräuchen bekannt zu machen und sie ihnen anzuempfehlen. Diese Missionaire waren gemeiniglich Mönche von Rom aus, die, wenn sie eine Zeitlang mit gutem Erfolg gepredigt hatten, für ihre Mühe, Eifer und Treue, mit Bißthümern oder fetten Abteyen beschenkt wurden, das aber auch nachher den Weg zu öfteren Streitigkeiten bahnte, weil sich auf diese Weise die Päbste das Recht anmaßten, erledigte Erzbißthümer oder Abteyen mit ihren Kreaturen zu besetzen, welches im Fall auch gemeiniglich geschehen ist.

Eben so wie die Päbste bey der Bekehrung der eingewanderten Völker für die Einführung ihrer römischen Kirchengebräuche sorgten, so giengs auch mit der Vermehrung des Aberglaubens, von dem ich, wie ich glaube, weiter oben deutlich genug gehandelt haben werde. Pabst Gregor der Große redet in seinen Dialogen sehr offenherzig von solchen Dingen, die wir mit Recht alle mit dem Wort Aberglauben bezeichnen können, obgleich dieser Pabst in einigen Stücken noch etwas besser zu

seyn schien, als mehrere seiner Vorgänger. Daß aber ja alle neubekehrte Völker sich unter dem einzigen geistlichen Hirten in Rom vereinigen und sich an ihn anschmiegen sollten, so war dieser oberste Hirte in Rom auch recht sehr freygebig; er verschenkte allerhand Reliquien und er ruckte nicht weniger mit allerhand neuen Offenbarungen hervor, die bisher im Kirchenarchiv zu Rom aufbewahrt waren, und die jezt zu einer recht schicklichen Zeit angebracht werden konnten. Die Feste der Heiden, die jezt Christen werden wollten, verwandelte man in christliche, wodurch sich vorzüglich Gregor der Große recht verdient gemacht hat, wenigstens fällt in diese Zeit das Fest „Mariä Reinigung", und es mochte wohl das Fest „Mariä Verkündigung" auch bald darauf entstanden seyn, denn man findet, daß auf einem Concilium zu Toledo verordnet wurde, man sollte es nicht in der Quadragesima feyern, mithin fällt seine Entstehung auch ins sechste Jahrhundert. In Gregors Sakramentario wird auch schon des Fests Johannis des Täufers gedacht. Auf diese Art suchten die römischen Bischöfe alles im Occident an sich zu locken, besonders weil man es da auch mit dem Pönitenzwesen bey den neubekehrten Völkern nicht mehr so genau zu nehmen schien, wie ich ebenfalls an einem andern Ort angemerkt habe.

Hiezu kommt noch, daß es schon längst Mode geworden war, daß wenn in Afrika oder überhaupt im Orient ein unruhiger Mönch oder auch ein Archimandrit Gefahr lief abgesezt oder exulirt zu werden, ein sol-

solcher so[illegible]leich nach Rom lief und sich unter den Schuz des Naa[illegible]ers Petri begab, der einen solchen rebellischen Flüa[illegible]z gemeiniglich recht gerne aufnahm, und ihn gegen die Drohungen der afrikanischen Bischöfe besonders zu schüzen suchte, ob sich gleich diese nicht allemal eben viel darum bekümmerten, und sogar dem heiligen Mann in Rom oft recht frey heraus widersprachen und sagten, er hätte in Afrika nichts zu befehlen. Aber im Occident gieng diese Sache noch weit besser, wo dem Bischof in Rom kein anderer Bischof an der Seite stund, der so mächtig, wie er, war. Dies Laufen nach Rom wurde immer häufiger, je mehr die Anzahl Mönche herauf gewachsen war, und dies bestättigt sich doch im sechsten Jahrhundert recht eigentlich.

Aber alles was die römischen Bischöfe zeither aufgesucht hatten sowohl aus Verdrehungen der Traditionen und der heiligen Schrift, als auch aus den gar zu eigentlich genommenen Synodalschlüssen, die ihnen wirklich einigen Vorzug gestattet hatten, alles dies sage ich, ob es gleich zu manchen Verdrießlichkeiten, auch wohl oft gar zum Handgemenge Gelegenheit gegeben hat, entschied doch lange noch nicht so viel, als die Zeit, in welcher sich der römische und konstantinoplische Bischof trennten. Die Sache ist zwar viel zu weitläuftig, als daß man sie ganz erzählen könnte. Allein etwas von diesen für den römischen Bischof nachher so vortheilhaft gewordenen Händeln mag doch hier nicht ganz am unrechten Orte stehen. Seit der chalcedonischen Synode, wo der römische

Bischof

Bischof Leo die Hauptperson spielte, herrschte Uneinigkeit zwischen seinen Nachfolgern und den Bischöfen von Konstantinopel, denn obgleich auf besagter Synode der Pabst Leo seinen Brief an den Flavianus recht gut angebracht hatte, so waren ihm der Kaiser und die Synode gleichwohl nicht in allem zu Willen. Die Macht des konstantinoplischen Bischofs wurde von da an zu sehr vergrössert, als daß der römische Bischof solches nicht mit neidischen Augen ansehen sollte. Und Leons Nachfolger hielten auch wirklich ihren Unwillen über die großen Vorrechte ihres Nebenbuhlers nicht nur nicht zurück, sondern die Händel fiengen unter ihnen erst recht an; denn was der Bischof in Rom nicht ausführen konnte, weil er gemeiniglich vom Tode übereilt wurde, so sezte doch allemal sein Nachfolger den Streit fort, den einzigen friedfertigen Anastasius ausgenommen, der aber eben wegen seiner Friedfertigkeit nicht ins Verzeichnis der Heiligen eingeschrieben worden ist. Im Jahr 482 fieng eigentlich der rechte Streit an, der am Ende die abend- und morgenländische Kirche trennte. Es trat nemlich der konstantinoplische Bischof Acacius auf die Seite eines Petrus Mongus, der sich zum Patriarchen von Alexandrien aufgeworfen hatte, wenn ihn der Bischof von Konstantinopel nicht selbst eingesezt hat. Felix der Dritte, welcher damals Pavst in Rom war, sahe dies sehr ungerne und er fieng an mit dem Acacius zu streiten. Ueber den Glauben stritten sie sich nicht sowohl, denn im Grunde glaubte einer was der andere glaubte, sondern der Streit war mehr über den Petrus Mongus, der

nun

nun nach der Meynung des Felix wieder abgesezt werden sollte. Felix konnte freilich voraussehen, daß er viel von der durch seine Vorgänger eroberten Macht verlieren würde, wenn die zween Männer zusammenhalten. Zuerst schickte Felix Gesandte nach Konstantinopel, die auf Petri Absezung dringen sollten. Sie kamen aber ohne viel ausgerichtet zu haben wieder zurück. Nun hielt Felix eine Versammlung, und sezte beyde den Petrus Mongus und den Acacius ab. So etwas war bisher noch nicht geschehen, denn ein Patriarch konnte nur auf einem oekumenischen Concilium abgesezt werden, und ein solches wurde nur von den Kaisern selbst ausgeschrieben. Also grif Felix diesmal auch in die kaiserlichen Rechte ein. Ein gewisser Tutus, der die römische Kirche recht gut zu vertheidigen wußte, wurde nun als Abgeordneter nach Konstantinopel geschickt, um das Verdammungs-Urtheil dieser beyden Patriarchen daselbst bekannt zu machen. Recht unverschämt verfuhr man bey dieser Gelegenheit, denn einige Mönche hefteten dem Acacius dies Urtheil an den Mantel, als er eben in die Kirche gieng. So dreist verwegen diese Behandlung eines Bischofs war, so gieng Felix, der vorgebliche Nachfolger Petri, doch noch weiter; er ließ nun den Apostel Petrus selbst den Kaiser anreden, der das Urtheil wider den Acacius bestättigen sollte, welches Felix vorgab, daß es von dem heiligen Geist ausgesprochen worden sey. Den Kaiser redete Felix in einer neuen Kirchensprache an; indem er ihn seinen Sohn nannte. Allein wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht Felix und Acacius bald

und fast zu gleicher Zeit gestorben wären? Der Streit wurde aber dennoch auch von ihren Nachfolgern fortgeführt, und Gelasius, der dem Felix auf dem römischen Stuhl folgte, wollte gar den Namen „Acacius" aus den konstantinoplischen Kirchenverzeichnissen (Dyptichen) wegstreichen lassen. Das war doch eben so viel, als den Acacius noch im Grabe verdammen? Man merkt wohl, wohin Gelasius gezielt hat. Er wollte sich auf diese Art alle — auch die morgenländischen Bischöfe unterjochen, und da mußte er freilich an dem Bischof von Konstantinopel den Anfang machen. Denn alsdann hätte er erst gewonnenes Spiel bekommen. Als aber die Sache gar nicht gehen wollte, so fieng Gelasius an von einer doppelten Gewalt zu predigen, die dem heiligen Stuhl zu Rom zukäme. Nach der ersten Gewalt, sagte Gelasius, welches die geistliche oder heilige Gewalt der Bischöfe sey, müssen die Bischöfe einst vor Gott Rechenschaft von den Königen und ihrer Gewalt, welches die zwote sey, geben. Er machte also den Schluß, daß er, da er der oberste Bischof sey, weit über die Könige erhaben, mithin auch seine Gewalt über die Gewalt der Könige gehe. In einem solchen Ton sprachen nun die römischen Bischöfe mit den Kaisern schon am Ende des fünften Jahrhunderts, und es gieng auch immer in eben dem Ton fort. Der Streit wegen dem Acacius hörte nicht auf, bis im Orient der Kaiser Justinus auf dem Thron kam. Diese Regierung war der glücklichste Zeitpunkt, wo der römische Bischof in dem bisher geführten Streite siegte. Justinus war nemlich ein Feind des Acacius,

und wehe denen, die Anhänger des Acacius und Feinde der chalcedonschen Synode bleiben wollten! Der Pabst Hormisdas, der nun an die Regierung gekommen war, wurde zu einem Vergleich aufgefordert, da die morgenländischen Bischöfe ihre Hartnäckigkeit fahren lassen wollten. Hormisdas nahm diese Aufforderung an, nur sezte er die Bedingung hinzu, daß der Name des Acacius, samt den Namen derer, die dem Acacius bisher angehangen hatten, und bereits gestorben waren, aus den Dyptichen weggestrichen werden sollten. Endlich um doch einmal Frieden zu haben, mußte der konstantinoplische Patriarch auf Befehl seines Kaisers unterschreiben. So siegte nun Hormisdas, und der Friede war auf eine ganz kurze Zeit wieder hergestellt, doch so, daß nun der römische Bischof die Wünsche seiner Vorfahren sowohl, als auch die seinigen erfüllt sahe; es fehlte also im Orient nur noch am Titel „Oekumenischer Bischof". Noch ein paar Katastrophen kamen dazwischen, so kam auch wirklich diese Benenung aufs Tapet, und es entstand daraus wieder ein neuer Lärm, der endlich die Gemeinschaft der abendländischen Kirche mit der morgenländischen fast ganz aufhob *).

Nachdem der Pabst Johannes I. im Gefängnisse gestorben war, weil man ihn einer Verrätherey be-

*) Erst unter dem konstantinoplischen Bischof Photius oder seinem nächsten Nachfolger im neunten Jahrhundert erfolgte die völlige Trennung.

beschuldigte — große Ehre für einen Nachfolger Petri! — so entstand wieder ein Streit über die päbstliche Macht, wo endlich der ostgothische König, Theodorich, dahin entschied, daß zwar die Römer künftighin ihre Bischöfe selbst wählen könnten, von ihm aber müßten dieselbige bestätigt werden. Allein in kurzer Zeit fiel Italien wieder in die Hände der griechischen (morgenländischen) Kaiser, da eben Justinian das orientalische Scepter führte. Ob dies den römischen Bischöfen angenehm gewesen ist, wird man weiter unten hören, wenn wir auf die Zeiten Kaiser **Karls** des Großen kommen. Inzwischen gerieth gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts Pabst **Pelagius** II. unter andern Händeln nun auch in den Streit über den Titel eines ökumenischen Bischofs. Der konstantinoplische Patriarch **Johann**, dem man gewöhnlich den Zunamen „Faster" giebt, weil er so oft und lange fastete, erhielt vom Kaiser den Titel eines oekumenischen Bischofs. Unangenehmer konnte abermal dem Pabst nichts seyn, als diese neue Erhebung seines Nebenbuhlers um die oberste geistliche Würde. Und er eiferte noch kurz vor seinem Tode so sehr dagegen, daß er sagte: es wäre dies ein antichristischer Titel. Warum nicht auch! — Hatte doch Stephanus einigemal die Ehre, daß ihn der Kaiser Leo einen ökumenischen Bischof nennte. Pabst **Gregor** der Große folgte nun dem Pelagius in der Regierung, und dieser neue Pabst schlug eben den Weg ein, den sein Vorgänger gegangen war. Er schrieb sogleich an seinen

Residenten in Konstantinopel, daß er mit Johann keine Gemeinschaft haben sollte. Endlich bat er auch den neuen ökumenischen Bischof selbst in einem Schreiben, daß er doch diesen stinkenden Hochmuth fahren lassen möchte. Sein Grundsaz dabey war, weil der Teufel auch aus Hochmuth gefallen sey *). Eben so schrieb er auch an den Kaiser, daß er doch den Hochmuth des Johannes einschränken möchte, denn es sey causa Dei. Er richtete aber nichts aus, so wie er auch keine Antwort von den orientalischen Bischöfen erhielt, die er in besonderen Schreiben gewarnt hatte. Um aber selbst recht demüthig zu scheinen, nennte er sich servum servorum Dei; und von da an blieb dies ein Curial-Titel. Da aber alles, was Gregor der Große versucht hatte, nichts in dieser Sache helfen wollte, so endigte er die Gemeinschaft mit dem neuen oekumenischen Bischof Johann dem Faster. Und dies war das feyerlichste Signal zur völligen Trennung, die endlich im neunten Jahrhundert unter dem konstantinoplischen Bischof Photius geschahe.

In Gregors des Großen Zeit fällt auch die häufigere Verschenkung des Palliums, oder des erzbischöflichen Mantels. Bisher hatten nur die allervorzüglichsten Bischöfe dies Ehrenzeichen von den Kaisern selbst erhalten, aber jezt wagt es Gregor der Große dasselbe selbst eigenmächtig zu verschenken, und

*) Hier findet man diesen Begrif das erstemal.

und das that er besonders denen, die sich für die Erhöhung des römischen Stuhls gebrauchen liessen. Noch eines andern Vortheils zu Erhöhung der päbstlichen Macht bediente sich Gregor. Er schickte nemlich mehrere Missionairs zu den Angelsachsen in Britannien und machte zum Vorsteher derselben einen gewissen Mönch mit Namen Augustinus. Freilich wollten die brittischen Bischöfe dem päbstlichen Befehl nicht folgen und sich ihnen die römischen Kirchengebräuche aufdringen lassen, denn sie mochten wohl merken, was der Pabst über sie im Sinne führe. Ueber die spanischen Kirchen aber führte er seine Absichten besser aus. Dem Bischof von Arles schenkte er das Pallium, oder welches eben so viel ist, er machte ihn zu seinem Vikarius. Nach und nach bewarben sich die Bischöfe recht um das Pallium; aber es kam endlich so weit, daß Pabst Martin die Unterwürfigkeit der Bischöfe unter die Päbste daraus herleitete. Und da die Bischöfe unter Gregors Nachfolgern kein Geld sparten, um nur das Pallium, in dem nach ihrer Meynung die Fülle des bischöflichen Amtes liege, zu erhalten, so wurde die Verschenkung des Palliums eine nie versiegende Geldquelle für den römischen Stuhl, wie das Fegfeuer, welches ebenfalls vom Gregor als Glaubenslehre kanonisirt worden ist. Man sieht auch hieraus die schon öfters gemachte Anmerkung bestätigt, daß die Päbste alle Mittel ergriffen und alles, was auch nur einen Schatten von neuer Hoheit geben konnte, hervorgesucht haben, um nur ihre Macht recht zu erhöhen. Noch

eine Anmerkung muß ich von diesem Pabste Gregor dem Großen machen, die ihm nur gar zu wenig Ehre macht, eine Handlung, die schon den niedrigsten Charakter eines Mannes verräth. Der Kaiser **Mauritius**, der nie that, was Gregor haben wollte, hatte das große Unglück von seinen Truppen in einem Aufruhr abgesezt zu werden, worauf ein berüchtigter Tyrann **Phocas** zum Kaiser ausgerufen wurde, der endlich den Mauritius mit seiner ganzen Familie hinrichten ließ. Der untrügliche heilige Vater, der vermöge seiner bischöflichen Gewalt, die er sich anmaßte, über diese unmenschliche That seinen Unwillen hätte äußern sollen, legte gerade das Gegentheil an den Tag. In der Hofnung, daß dieser neue Kaiser auf des Pabsts Seite treten werde, schrieb er einen mit den ausgelassensten und wirklich recht freventlichen Schmeicheleyen angefüllten Brief an denselben. Er sagte ihm in dem Brief, daß er sich freue, den Phocas zum Kaiser bekommen zu haben, denn er seye von der Vorsehung dazu erwählt, Erretter der Kirche des ganzen Reichs zu werden. Er fieng nun an in seinem Schreiben so zu deklamiren, daß er Himmel und Erde zur Freude über den neuen Kaiser auffoderte; und unter andern rief er aus: welche Zunge kann es aussprechen, welcher Verstand kann es fassen, welchen Dank wir Gott schuldig sind, daß er dich — (Phocas) auf den Thron erhoben hat? Die Engel müßen darüber anstimmen: Ehre sey Gott in der Höhe; die Menschen

müssen

müssen auf der Erde danken; denn die Staaten sind befreyet, und alle Sorgen sind verbannet ꝛc. So ein Panegyrist wurde Gregor auf die Wahl des Kaisers Phocas, dessen Advocat und Fürsprecher im Himmel der Apostel Petrus seyn müsse, wenn er sich nemlich des verfolgten Stuhls Petri annehmen würde. Aber Gregor erlebte wahrscheinlich diese Freude nicht; sondern sein Nachfolger Sabinianus bewog erst den Kaiser Phocas seinem Patriarchen den Titel eines ökumenischen Bischofs wieder abzunehmen. Doch was wohl Gregor gesagt haben würde, wenn er hätte können aus dem Grabe zurücke sehen? Er, der diesen Titel, als einen antichristischen, teuflischen, kezerischen Titel nie annahm, nie anhören wollte, bekam sogleich einen Nachfolger, der es ihm für einen Stolz auslegt, ihn für den Antichristen, für einen Anhänger des Teufels ꝛc. erklärt — vermuthlich, weil er den Titel eines ökumenischen Bischofs nie annehmen wollte, den ihm doch einige morgenländischen Bischöfe mehr als einmal geben und gleichsam aufdringen wollten. Gleichwohl bekam auch er diesen Titel noch nicht, sondern erst Bonifacius III. erhielt ihn, wenns anders kein Mißverstand neuerer Geschichtschreiber ist, welche unter Anastasii Worten caput omnium ecclesiarum den Titel eines ökumenischen Bischofs verstanden haben. Das Rescript des Kaisers, in welchem dieser neue Titel dem Pabste gegeben worden seyn soll, ist nicht bis auf unsere Zeiten gekommen. Inzwischen sey dem, wie ihm wolle, so änderte sich die Sache

unter dem Kaiser Heraclius doch wieder, denn unter ihm erhielten auch die konstantinoplischen Bischöfe den Titel eines ökumenischen Bischofs wieder.

Im siebenten Jahrhundert findet man in Ansehung der steigenden Macht des römischen Pabstes sehr erhebliche, aber nicht allemal vortheilhafte Veränderungen und Abwechselungen; ja es wäre oft sehr weit mit einem Pabste herab gekommen, wenn ihm oder seinem Nachfolger der fruchtbare Aberglauben nicht allemal wieder die Hand geboten hätte. Pabst Martin mußte 653 einen Besuch bey dem Kaiser abstatten, und bekam seine Wohnung im Gefängniß; und hätte nicht der Patriarch Paulus noch vor seinem Tode für Martin gebeten, so hätte ihn der Kaiser ohne Zweifel gar hinrichten lassen. Erniedrigender für einen Pabst kann man wirklich nichts denken, an dessen Unfehlbarkeit und Rechtmäßigkeit freilich im siebenten Jahrhundert noch nicht allgemein gedacht wurde, so sehr auch die Päbste und ihr Anhang davon predigten. Gleichwohl war Martin an seinem Unglück selbst Schuld. Denn warum übte er Gewaltthätigkeiten auf Concilien und überall aus, da er sich doch für seine Person gewis nicht sicher sahe, indem ihn der Kaiser nicht bestätigt hatte — und schwerlich würde bestätigt haben? Kaiser Konstans war zwar sehr strenge in seiner Regierung, und das mochte wohl Martin verdrossen haben, deswegen er darauf umgieng ihm Rom und Italien zu entziehen. Mag immer-

hin seyn, daß Konstans sehr strenge war, so berechtigte dies den heiligen Vater nie ein Rebelle und Treuloser an seinem Landesherrn zu werden. Er hätte also mit allem Recht seine Treulosigkeit mit dem Leben bezahlen sollen, und Konstans war wirklich noch so gnädig, daß er sich bewegen ließ dem im Gefängniß sitzenden heiligen Vater das Leben wieder zu schenken. Inzwischen aber durfte doch Martin Rom nicht mehr sehen, sondern er starb im Elende. Von seiner Gefangennehmung an bis auf seinen Tod hatte man in Rom keinen eingeweihten Pabst. Nach seinem Tode kam der Pabst Vitalian, und dieser scheint die kaiserliche Gnade gehabt zu haben; er richtete auch wirklich an verschiedenen Orten und namentlich in England oft mehr aus, was zur Erhöhung des päbstlichen Stuhls dienen mochte, als einige seiner nächsten Vorgänger. Inzwischen aber nennt man mit Recht Vitalians Glück einen Zufall. Denn daß sich auf einmal die englische Kirche z. B. die Könige von Kent und Northumberland an ihn wandten und einen Erzbischof nach Canterbury von ihm verlangten, war mehr Schwäche dieser Könige als Verstand des Pabsts. Ueberhaupt fehlte es dem römischen Stuhl fast in dem ganzen 7 Jahrhundert an Männern, die Verstand und Gelehrsamkeit besessen hätten, sie waren wenigstens mehr dumm gewaltthätig und abergläubisch, und die römische Kirche hat diesem Jahrhundert die Vermehrung des Aberglaubens recht eigentlich zu verdanken, so wie auch die ei-

gentliche

gentliche Grundlage zum künftigen geistlichen Despotismus; freilich noch keine bestimmtere Ausbildung, denn diese entwickelte sich erst im 8 und 9 Jahrhundert besser.

So wie die bemeldten englischen Könige ihre Bitte an den Vitalian hatten ergehen lassen, so war er, wie leicht zu erachten, sogleich geneigt ihnen einen Erzbischof zu geben. Und er gab ihnen auch wirklich einen Mann, der sich schon längst dem Pabste zu einem sclavischen Freund gemacht hatte. Dieses war ein Mönch, Theodor von Tarsen. Dieser neue englische Erzbischof erhielt nun als eine recht päbstliche Creatur das Primat über die englische Kirche. Denn das Recht einen solchen Primaten, oder auch sonst einen andern Bischöfe zu setzen, hatten sich die römischen Bischöfe im Occident schon längst herausgenommen, je weniger sie von den immer schwächer gewordenen Kaisern daran gehindert wurden. Und wie sollten sie endlich auch im Occident daran gehindert werden, da sie sich um die Bekehrung der einwandernden Völker so verdient machten: und wenn überdies ganze Gemeinden, ganze Gegenden, ja ganze Länder ihre Bischöfe, und diese das Pallium von ihnen verlangten, wie hier die Könige von Kent und Northumberland gethan haben? Gleich glücklich war inzwischen der Pabst Vitalian in seinen Unternehmungen doch nicht, denn so wie auf seinen Ausspruch ein Bischof auf der Insel Creta, der von seinem Metropoliten abgesezt worden war, von dem Pabste wieder eigenmächtig

eingesezt wurde, so gelang ihm doch ein ähnliches Unternehmen nicht, da er einen Erzbischof, Maurus von Ravenna, nach Rom citirte; denn Maurus erschien nicht, und da er von Vitalian in Bann gethan wurde, so vergält Maurus Gleiches mit Gleichem; er that den Vitalian auch in Bann. Die Kirche von Ravenna blieb einige Zeit nachher von dem Pabste unabhängig, bis endlich unter dem Pabste Leo dem zweyten auf Befehl des Kaisers der Erzbischof von Ravenna dem römischen Bischof untergeben seyn sollte, ausgenommen, daß er nichts für das Pallium bezahlen durfte. Man sieht hieraus, daß es Mode war, das Pallium zu bezahlen. Allein man sieht auch aus der ganzen Geschichte derer römischen Bischöfe, die wir im 7 Jahrhundert genennt haben, daß ihre Macht, so hoch sie auch schon gestiegen war, doch immer noch schwankend war, und lange nicht ihre gegründete Dauer hatte, obgleich auch in diesem Zeitraum die Kirche von Sardinien dem römischen Stuhl unterworfen wurde. Denn es fehlte, wie ich kurz vorher bemerkt habe, dem römischen Stuhl immer an gelehrten und staatsklugen Männern und überdies war der Kaiser Justinian am Ende des 7 Jahrhunderts noch zu sehr Despote, denn er schien seine Bischöfe kommandiren zu wollen wie seine Soldaten.

Merkwürdiger ist demnach, wie ich oben gesagt habe, für die Geschichte der Hierarchie das achte Jahrhundert. Hier treffen einige Hauptbegebenheiten zusammen, und sie sind so merkwürdig, daß der-

derjenige sie unmöglich aus der Acht lassen darf, der auch nur eine kleine Kenntniß von der Geschichte der steigenden Hierarchie haben möchte. Vorzüglich fallen in diese Zeit die grausamsten Verwirrungen, die der Bilderkrieg im Orient angerichtet hatte. Allein da ich schon anderwärts davon gehandelt habe, so übergehe ich hier diese.

Das Erste, was im 8 Jahrhundert für das steigende Ansehen des römischen Pabsts merkwürdig ist, ist die Bekehrung der Teutschen. Und ich finde für nöthig, diese Geschichte hier etwas ausführlicher zu beschreiben, weil sie uns nicht allein mehr Aufschluß giebt, auf was für eine Art der Pabst nach und nach in Teutschland so angesehen und endlich furchtbar geworden sey, sondern weil man auch daraus lernt, wie eigentlich unsere Erzbißthümer entstanden seyen, deren Unterwürfigkeit unter dem römischen Stuhl dem Pabst endlich die Thüre geöfnet hat, sich in die fürstlichen und Reichsangelegenheiten zu mengen, und am Ende auch sogar den Despoten über Kaiser und Könige zu spielen; wozu freilich kommt, daß er bald nach dieser Zeit zufällig ein weltlicher Herr wurde, der er bisher noch nicht gewesen ist.

Schon im vorigen 7 Jahrhundert giengen mehrere Missionaire zu den Teutschen, und man hatte jezt schon in einigen Gegenden derselben das Christenthum, wie man es nemlich damals „Christenthum" zu nennen gewohnt war. Z. E. am Rhein, Baiern,

Franken und einem Theil in Schwaben und der Schweiz. Allein alle die Apostel, welche in diese Gegenden ausgiengen, Götzenbilder umwarfen und recht fanatisch Aberglauben predigten, konnten doch nicht ausrichten, was jezt ein einziger Mann auszurichten im Stande war. Dieser berühmte Mann war ein gewisser Winfried, von Geburt ein Engländer, der nachher von dem Pabste den Namen Bonifacius erhalten hat, vermuthlich weil er für den römischen Stuhl so viel gutes stiftete. Seine erste Reise gieng nach Friesland; da es ihm aber daselbst nicht gelingen konnte, weil der dasige Herzog Radbo mit dem fränkischen Herzog Karl Martell in einen Krieg verwickelt war, so gieng er wieder zurück, und wendete sich an den damaligen Pabst Gregor den zweyten, dem er seine Begierde ein Heidenbekehrer zu werden, entdeckte. Der Pabst, der seine Freude darüber äußerte, gab ihm große Geschenke und allerhand Reliquien, die er an die Stelle der Götzenbilder setzen und die römischen Kirchengebräuche überall, wo er Beyfall finden würde, einführen sollte. Mit diesen Reichthümern und heiligen Schäzen versehen zog Bonifacius aus, und kam zu den Baiern, Franken, Thüringern und Hessen, wo er, so gut er konnte, dem päbstlichen Befehl nachkam. Nach dem Tode des Herzogs Radbo gieng er wieder zu den Friesen und breitete auch da das Christenthum aus. Das Heidenbekehren und dadurch sogleich den Glauben des Pabstes zum Grund zu legen gelang dem Bonifacius ziemlich gut und ungleich besser, als seinem Vorfahren dem Willibrod, der ebenfalls unter

den Friesen mit dem Ansehen der weltlichen Regierung predigte, und schon 739 starb; es behagte ihm auch besser ein Apostel zu bleiben, als ein Bißthum anzunehmen, das ihm unter den Friesen angetragen wurde. Von den Friesen gieng er über den Rhein und kam nach Hessen herüber, wo er ein Kloster stiftete. Von den Hessen gieng er wieder nach Thüringen, wo er auch mit ziemlich gutem Erfolg predigte. Der Segen, den er durch seine Predigten ausstreuete, erfreuete ihn so sehr, daß ers jezt für schicklich hielt, zu dem Pabste nach Rom zu reisen, und von seinen Missionsgeschäften Rechenschaft zu geben, wo er mit vielen Freuden aufgenommen wurde. Der Pabst, höchlich erfreut über Winfrieds gesegnete Predigten unter den Teutschen, gieng jezt einen Schritt weiter, und ernennete Winfrieden zum ersten Bischof der Teutschen, mit dem Namen Bonifacius; aber zugleich ließ sich der Pabst von Bonifacius den Eid der Treue schwören, daß er nemlich noch fernerhin in seiner neuen Würde auf alle nur mögliche Art das Interesse des Vikariats Petri, des römischen Stuhls, zu befördern suchen wolle. Deswegen einen Eid zu schwören, ist vorher noch nie geschehen. Jezt aber schwur Bonifacius recht feyerlich bey der heiligen Dreyeinigkeit und bey dem heiligen Leib des Apostels Petri, daß er sich in allen Stücken nach der römischen Kirche richten wolle. Mit diesem Eid auf seinem Gewissen, der ihn freilich nachher oft reuen mußte, da ihm die brittischen Bischöfe, seine zu ihm hergekommenen Landsleute, so heftig widerstanden haben, dem Pabste nicht alles nach

Willen

Willen zu thun; mit diesem Eid, sage ich, zog Bonifacius zum zweytenmal von Rom aus und kam zu den Franken, wohin er von dem Pabste Empfehlungsschreiben an den fränkischen König, mitbrachte, der den Apostel unterstüzen sollte. Was doch für ein Unterschied zwischen dem Apostel Paulus und dem Apostel Bonifacius ist! Wie nun jezt der gegenwärtige Pabst gestorben war, so kam Gregor III. an die Regierung. Dieser machte den Bonifacius zum ersten Erzbischof der Teutschen, so daß auch er das Recht hatte andere Bischöfe einzusetzen. Hiezu stiftete er nun auf des damaligen baierschen Herzogs Odilo Erlaubniß vier ansehnliche und bis heut noch fortdauernde Bißthümer, Regenspurg, Passau, Salzburg und Freisingen. Nachher stiftete er auch die Bißthümer Birenburg, Würzburg, Erfurt und Eichstädt. Ungefär im Jahr 746 ließ sich Bonifacius, um nun zu ruhen, zu Mainz nieder, worauf der Pabst Mainz zum ersten Erzbißthum der Teutschen ernannte. Daher kommts auch, daß der Churfürst von Mainz bis heut noch Primas regni germanici ist. Im Jahr 750 legte Bonifacius sein Erzbischöfliches Amt wieder nieder, und gieng abermal nach Friesland, wo er als Apostel seinen Tod fand. Alle die Bißthümer, welche Bonifacius errichtet hatte, wurden nun, wie leicht zu erachten ist, dem römischen Stuhle unterworfen, nachher auch noch die Bißthümer **Worms, Speyer, Strasburg, Cölln, Lüttich, Augspurg, Weisenburg** und noch mehrere andere. Man sieht hieraus, was für einen mächtigen Einfluß der Pabst in den folgenden

Zei-

Zeiten auf Teutschland überhaupt bekommen mußte. Für jezt ist diese Macht freilich noch nicht so in die Augen fallend, und der Pabst mußte vorher erst selbst auch ein weltlicher Herr werden, denn dieser war er bisher eigentlich noch nicht, und um dieser werden zu können, und um nachher sich in seiner ganzen Größe darzustellen, mußte er erst sich von der Herrschaft der griechischen Kaiser losreißen, und die fränkischen Könige, die nachherigen neuen abendländischen Kaiser, auf seine Seite zu bringen suchen, das ihm auch wirklich, zwar nach einigen mißlungenen Versuchen, gelang, wie wir jezt hören werden. Denn es erhob sich aus den Trümmern des längst zerfallenen abendländischen Kaiserthums eine neue Monarchie, die begünstigt von den Päbsten, auch ihre kaiserliche Würde wieder erhielt.

Wir haben schon weiter oben gehört, daß schon im fünften Jahrhundert die römischen Päbste mehr unter den Westgothen und nachher unter den Ostgothen gestanden haben, als unter den griechischen Kaisern. Aber nun waren die Päbste des achten Jahrhunderts oft in einer so traurigen Lage, daß sie den Zerfall ihrer Macht mit Recht zu befürchten hatten, so sehr auch Bonifacius für die Erweiterung derselben unter den Teutschen arbeitete. Das ostgothische Reich fiel in der Mitte des 6 Jahrhunderts wieder unter die Herrschaft der griechischen Kaiser. Unter dieser Regierung verloren die Päbste ihr Ansehen wieder, das sie unter den Ostgothen hatten. Ihre Freiheit verlor sich wieder, und sie schien sich immer

mehr

mehr zu verliehren, je gewisser sie auch an den Longobarden sehr gefährliche Nachbaren hatten. Zwischen den Päbsten und den Exarchen, welche von den griechischen Kaisern nach Ravenna gesezt wurden, war Friede und Uneinigkeit immer abwechselnd. Eben so übel gefiel es den römischen Bischöfen, daß jezt Ravenna und nicht Rom die Hauptstadt seyn sollte, denn nur das machte den römischen Bischof bisher größer und angesehener, als die übrigen occidentalischen Bischöfe, weil Rom die Hauptstadt des Occidents war. Daher auch immer Streit entstand zwischen den römischen Bischöfen und den Bischöfen von Ravenna. Da nun zugleich die Longobarden immer darauf umgiengen Rom zu erobern und die patrimonia Petri in Calabrien und Sicilien unter griechischer Herrschaft stunden so war nichts natürlicher, als daß die Päbste bey den Kaisern Hülfe suchen mußten und sich keine Hofnung machen durften zu der weltlichen Hoheit zu gelangen, zu der doch schon so viele ihrer Vorfahren sich hinauf arbeiten wollten, das ihnen aber unter der morgenländischen despotischen Regierung keineswegs gelingen konnte. Nun ereignete es sich aber, daß der griechische Kaiser Leo der Isaurier, ein Edikt wider den Bilderdienst an den Pabst nach Rom schickte; allein da der Pabst das Edikt nicht angenommen, und sogar das Volk in Italien die kaiserlichen Statüen umgerissen, und sehr übel behandelt hatte, so sahe dies der Kaiser für einen sträflichen Ungehorsam an, und schickte daher eine Flotte

nach

nach Italien, um die Römer und den Pabst zu züchtigen. Aber zum Unglück stellten sich die Longobarden der Flotte in den Weg, welches die Römer noch immer verdächtiger machte, weil sie dadurch mit den Longobarden in gutem Vernehmen zu stehen schienen. Aus dieser Verlegenheit rettete sich zwar der Pabst, indem er der Rebellion vorbeugte. Allein da er in seinen Briefen an den Kaiser wegen des Verwerfens der Bilder sich mehr als unhöflicher Ausdrücke bedient hatte, so war die Sache gleichwohl noch nicht gut gemacht. Inzwischen aber fielen die Longobarden wieder in Italien ein und belagerten sogar Ravenna. Zu diesem Umstand sahen die Römer wieder gleichgültig; der Exarch schloß daher einen Frieden mit den Longobarden, und zog mit diesem vor Rom hin, um den Pabst zu züchtigen. Und kaum kam der Pabst aus Rom heraus, daß er sich rettete. Doch auch diesmal wurde Friede, der aber freilich gar nicht lange währte; denn als Gregor III. die Bilder wieder verdammte, so stund ihm abermal eine Züchtigung vom Kaiser bevor; unglücklicher Weise aber kam die Flotte, die vom Kaiser dazu bestimmt war, nicht nach Rom. Also von Seiten der Kaiser war keine Gnade und kein Friede zu hoffen, so lange die Päbste für die Bilder waren, und das waren sie immer, weil sie den Aberglauben zu unterhalten suchten. Mit den Longobarden nun bekamen die Römer auch einen neuen Streit, der sie sehr in die Enge trieb, denn der Pabst nahm einen Aufrührer, den

Herzog

Herzog von Spoleto in Schuz, worauf die Longobarden Rom belagerten. Zum Glück aber kam jezt ein friedliebender Pabst Zacharias, der den Aufrührer nicht mehr unterstützen wollte. Er hielt auch wirklich Friede mit dem longobardischen König, der aber nicht lange mehr lebte. Zu gleicher Zeit fügte es sich, daß ein fränkischer Major Domus, Pipin, sich der Regierung über die Franken mehr annahm als sein König selbst, denn die fränkischen Könige waren schon lange her sehr nachlässig worden und nur ihre obersten Staatsbedienten hatten die Gewalt und die Macht in ihrer Hand. Dieser Gelegenheit bediente sich Pipin, und zog nach und nach die Regierung an sich, mit dieser aber auch die königliche Würde. Wirklich war Pipin ein sehr verständiger Herr, geliebt von dem Volke und der Geistlichkeit, nicht weniger auch von den übrigen Großen geehrt. Gleichwol fragte er auch den Pabst um seinen Beyfall, der ihm auch gar nicht versagt wurde, je mehr der Pabst so einen Fürsten suchte, der ihn von den Longobarden befreyen und ihn als einen römischen Patrizier, mithin auch zu einem weltlichen Herrn, machen würde. Dies suchte der Pabst und Pipin suchte zu gleicher Zeit von dem Pabste die Bestätigung seiner königlichen Würde, die er auch, wie gesagt, ungesäumt erhalten hat. Den ersten Schritt zum Abfall von dem griechischen Kaiser hatte also der Pabst jezt gethan, und es fehlte nur noch, daß Pipin dem Pabst auch eine Ehre anthun würde. Eine Gelegenheit dazu bot sich bald dar. So

wie

wie es die Lieblingsidee des Pabstes war neben seiner geistlichen Macht, die er schon ziemlich hoch gebracht hatte, auch weltlicher Herr zu werden, mithin Rom an sich zu reißen, so war es auch Lieblingsidee der Longobarden Herren von Rom zu werden. Wirklich belagerte auch König Astolph Rom, so daß Stephanus II. zum Könige Pipin flüchtete, durch dessen Vermittelung der Pabst wieder nach Rom gehen konnte, Astolph dem Pabste die weggenommenen Städte zurückgeben und dem Kaiser Ravenna wieder abtreten wollte. Aber kaum hatte Pipin Italien wieder verlassen, so war der alte Feind des Pabsts wieder vor der Thür, und der Pabst sahe sich abermal genöthigt den König Pipin um Hülfe zu bitten. Sogleich war auch Pipin wieder mit seiner Hülfe bereit, er ließ den Pabst zu sich nach Frankreich holen, um seine Person vor den Longobarden zu schützen; auch brachte er wieder einen Frieden zwischen den Longobarden und den griechischen Kaisern zu stande, wofür ihn der Pabst auf Gutachten und Verlangen des Kaisers zum Patrizius über Rom gemacht hat. Wieder ein Schritt zu näherer Verbindung des Pabst und Pipins. Aber ganz unvermerkt bekam Pipin auf diese Art auch ein gewisses Recht, dem Pabst befehlen zu können, welches er selbst bald zeigte; und Karl wußte diese Würde hernach noch weit besser zu benuzen. Nun hielt der longobardische König abermal sein Versprechen nicht; er belagerte Rom wieder, und der Pabst, der nun nicht mehr aus der Stadt herauskommen konnte, ge-

gerieth in eine weit größere Angst als zuvor; er nahm also auch wieder seine Zuflucht zu dem, der ihn schon zweymal aus der Noth gerettet hatte, nemlich zu Pipin. Allein diesmal schien Pipin eben nicht sehr geneigt dazu zu seyn, denn da Astolph eben so rechtgläubig war als der Pabst, so wollte er es, vielleicht auch aus andern Gründen, nicht so geradehin mit den Longobarden verderben. Er ließ den Pabst an ihn schreiben, und ihm Paradies und Himmel versprechen; und gleichwohl erschien er nicht in Italien. Es dünkt mich aber überflüssig zu seyn nur ein Wort aus dem Briefe des Pabstes selbst hieher zu setzen, denn ich glaube, daß man die Sprache der Päbste in solchen Fällen schon aus dem Vorhergehenden kennen gelernt habe. Doch von einem Briefe, welchen der Pabst den Apostel Petrus selbst an Pipin schreiben ließ, weil dieser nicht nach Italien kommen wollte, muß ich etwas hieher setzen. Man wird sogleich den Pabst, der kurz vorher wünschte eben so wunderthätig zu Pipin gekommen zu seyn, als dorten Habacuc zu dem Daniel in die Löwengrube gekommen ist, ich sage man wird daraus den Pabst in seiner ganzen Blöße kennen lernen. Ich Petrus, fängt das Schreiben an, der von Gott zum Apostel verordnet ist, die ganze Welt zu erleuchten, wie Christus selbst gesagt hat: „Gehet hin in alle Welt ꝛc." Petrus nennt in seinem Schreiben die Einwohner der Stadt Rom seine Kinder. Er beschwört die allerchristlichsten Könige, den Pipinus, Karl und

Karlmann, alle Priester, Bischöfe, Aebte, Aeltesten, Mönche, Richter, Herzoge und Grafen und das ganze fränkische Volk = = = Auch die Mutter Gottes und alles, was im Himmel ist, beschwört sie, die Römer (oder vielmehr den Pabst Stephanus) aus den Händen der Longobarden zu erretten. Keiner werde gekrönet, er kämpfe denn recht. Wo sie, die Franken, dies thun würden, so würden ihre Leiber aus dem höllischen Feuer errettet werden, (gleichsam als wenn sie eben in dies höllische Feuer hineingehen sollten.) Hingegen sollten sich diese Erretter der Kinder Petri seiner Fürbitte zu getrösten haben, lange leben und die seligsten Vortheile genießen. Wo sie aber die Predigt oder den Brief Petri nicht annehmen und befolgen würden, so sollte sie alle Verdamniß rc. treffen. Doch ich höre auf diesen frevelhaften Mißbrauch des Namens Gottes und der heiligsten Wahrheiten der Religion, die der Pabst in diesem Schreiben so entehrte, noch ferner zu erzählen.*) Inzwischen ließ sich doch der König Pipin durch dieses Schreiben bewegen; er zog mit einem großen Heere

*) Weil dieses Buch ohne Zweifel auch in solcher Leser Hände kommen wird, deren Geschäft es nicht eigentlich ist Kirchengeschichte zu studiren, und die doch gleichwol mehrere Nachricht von diesem päbstlichen Schreiben haben wollten, die finden solche beysammen und recht deutlich in der von Herrn Cramer fortgesezten bossuetschen Einleitung in die Geschichte der Welt und der Religion. Vierter Theil, Leipzig 1756.

Heere nach Italien, trieb die Longobarden weg und nahm unter andern auch Pavia ein, bey welcher Gelegenheit er dem Pabste 21 Städte geschenkt haben soll. So dunkel diese Geschichte ist, und man fast nicht weiß, was es eigentlich für eine Bewandniß mit diesem Geschenke habe, ja nach der Uebereinstimmung mehrerer Geschichtschreiber man nicht einmal weiß, was Pipin eigentlich dem Pabst geschenkt habe, so sieht man doch bald hernach, als Karl der Große an die Regierung gekommen war, daß der Pabst eine Art von weltlicher Jurisdiction bekommen haben müsse, weil er vom Karl verlangte, daß einige Verbrecher, welche sich von Ravenna aus nach Frankreich geflüchtet hatten, wieder zurückgeschickt werden möchten, um sie selbst in Rom zu verhören und bestrafen zu können. Oder will man etwa die Rechtmäßigkeit dieser Foderung des Pabstes darauf gründen, daß schon Konstantin der Große dem römischen Bischof die Erlaubniß gegeben habe, zwischen streitenden Personen in Güte Frieden zu stiften? Ich denke man würde sich irren, wenn man die Sache so ansehen wollte. Denn eigentlich war Konstantins Erlaubniß sehr natürlich, weil allerdings ein Geistlicher — und mehr war auch der römische Bischof nicht, obgleich im höhern Rang — seinem Amte gemäß die Pflicht auf sich hat dem nachzukommen, was Konstantin erlaubt hatte; theils waren die Verbrecher aus Ravenna offenbare Verbrecher, die wirklich der weltlichen Obrigkeit anheim fallen sollten, und [illegible]lich wollte sie ja der Pabst selbst verhören und be-

bestrafen, und dies kommt demjenigen keineswegs zu, der nur Frieden zwischen streitenden Personen zu stiften verpflichtet ist. Ueberdies hat Karl der Große die Erlaubniß Konstantins erst nachher noch erweitert und eigentlich recht gültig gemacht, als er wirklich Herr von Italien wurde, und wie es scheint, dem Pabst die Würde eines Patrizius gegeben hatte. Denn bisher hatte der Pabst immer nur Hofnung auf die Bestätigung der Geschenke, an deren Erfüllung er ja Karln so oft erinnerte. Der Pabst saß also, zwar nicht in völligem Genuß einer weltlichen Herrschaft, doch aber in dem Recht der Anwartschaft auf dieselbe, und in dieser gieng er gleichwohl so weit, daß er schon anfieng im Ton einer weltlichen Obrigkeit zu sprechen.

Doch muß ich noch einmal auf die Zeit unmittelbar nach dem Tode Pipins zurückgehen. So wie Pipin todt war, so ereignete sich in Rom ein Zufall, der dem Pabste besondere Gelegenheit gab an Pipins Söhne, den Karl und Karlmann, zu schreiben, welches Veranlassung gab zum Kardinalsrang, dessen in dieser Zeit zuerst gedacht wird. Bey den kränklichen Umständen des damaligen Pabstes warf sich ein gewisser Konstantin zum Pabste auf. Aber er wurde wieder abgesezt, und die Longobarden sezten einen Pabst, Philipp, dem in einiger Zeit wieder ein Pabst Stephanus folgte. *) Dieser schrieb an

*) Wenn man, wie einige Geschichtschreiber wollen, einen gewissen Stephanus, der dem Zacharias folg-

an Pipins Söhne, welche einige Bischöfe nach Rom schicken sollten, um auf einer Versammlung die zer-rüttete Kirchenzucht wieder herzustellen. Es geschahe, und es wurde auf dem Concilium verordnet, daß künftig weder ein Laie, noch einer aus einem andern Orden Pabst werden sollte. Alle künftige Päbste müßten vorher die Würde eines Kardinaldiakonus und Kardinalältesten bekleidet haben. In der Folge wurde diese Kardinalswürde noch viel bedeutender, jemehr die Macht und das Ansehen des Pabstes zu-genommen hat.

So sehr nun die Macht der Päbste bisher ge-wachsen war, so gewann sie doch unter Karl dem Großen noch weit mehr, so sehr vernünftig auch die-ser Fürst die Sache anzugreifen wußte, daß der Pabst immer sein Unterthan bleiben sollte; inzwi-schen aber haben Karls Söhne wieder verdorben, was ihr Vater so weißlich eingerichtet gehabt hatte. Doch lasset uns vorher sehen, was Karl der Große gethan hat. Ihn kennen wir als den Ueberwinder der Longobarden; der Sachsen, die damals das heu-tige Westphalen bis an die Saale, und nordwärts bis Norwegen bewohnten; der Avaren (Unger) ꝛc. Ueberall siegte Karls des Großen Schwerdt; und wenn auch nicht allemal in den ersten Zügen, so be-hielt er doch am Ende die Oberhand. Wo aber

Karls

te und nur zween Tage als Pabst gelebt hat, nicht in die Päbstenreihe setzen will, so ist der vorige Pabst Stephanus der zweyte dieses Namens, und der von dem wir jezt reden der Dritte, den wir auch so nennen wollen.

Karls Schwerdt siegte, da kam nach und nach das das Christenthum hin; und wo das Christenthum hinkam, da bekam auch der Pabst sein Ansehen; denn Karl richtete sich eigentlich nach den römischen Kirchengebräuchen. Der Pabst verehrte ihm in dieser Absicht selbst ein Kirchengesezbuch, und wie manche der gottesdienstlichen Einrichtungen ihm nicht gefallen hatten, so versuchte ers selbst dieselbe zu verbessern. Er schrieb deshalb Bücher; er half, wie wir bald hören werden, der Gelehrsamkeit auf, so wie es zu seiner Zeit möglich war.

Zu unserm Zweck brauchen wir die Geschichte der Unterjochung der Sachsen und der Avaren unter die fränkische Herrschaft nicht sowohl zu erzählen, als vielmehr wie Karl dem longobardischen Reich ein Ende machte; anders würden wir uns zu sehr in die politische Geschichte verlieren. Karl hatte sich schon durch verschiedene Siege furchtbar gemacht, ehe er die Longobarden angrief. Der damalige longobardische König, Desiderius, mochts auch wohl nicht gewagt haben Karln in seinen Feldzügen gegen die Sachsen zu verhindern, und wie wir aus folgender Begebenheit beynahe schließen können, so hatte vielleicht Desiderius andere Absichten, daß er es wirklich mit Karln nicht verderben wollte. Ungefär um das Jahr 770 sollte ein longobardischer Prinz eine fränkische Prinzessin heurathen, aber die Prinzessin wollte lieber eine Nonne werden. Indessen suchte doch Desiderius seine Prinzessinnen an die fränkischen Prinzen zu vermählen, und diese

hatten auch wirklich nicht übel Lust dazu, wie es hernach der Erfolg bestätigt hat. Wem war aber diese bevorstehende Vermählung unangenehmer als dem Pabste? Denn so hätte er seine Absichten wieder auf einmal vereitelt gesehen. Er schrieb deshalb sehr verwegene Briefe an Karl, die ebenfalls in dem Ton der vorigen abgefaßt waren, und in welchen er unter andern sagte, daß der Gedanke an diese Vermählung eine Eingebung des Teufels wäre, so wie dieser der Urheber des Sündenfalls unserer ersten Eltern seye. Allein die Heurath kam gleichwohl zu stande, und es galt hier das Ansehen des Pabstes nichts. Zum Glück aber ward Karl seiner Gemahlin bald überdrüssig, und er schickte sie schon nach Verfluß eines Jahres wieder zu ihrem Vater. In einiger Zeit starb auch Karls Bruder, der zween Söhne hinterließ, die er von der Regierung ausgeschlossen hatte. Die Wittwe war also genöthiget mit ihren beyden Söhnen wieder zu ihrem Vater zu flüchten. Vielleicht hatte sie eben keine erhebliche Ursache dazu. Inzwischen aber erregte dieser Umstand doch ein Mißverständniß zwischen dem longobardischen König und Karln. Es entstand daher ein Krieg zwischen ihnen, und Karl siegte auch jezt, wie er bisher gesiegt hatte. Er eroberte Italien, nahm den König Desiderius gefangen, schickte ihn nach Frankreich und machte so des longobardischen Reichs ein Ende. Auch zog Karl nach Rom, wo ihm der Pabst mit einer recht feyerlichen Prozession entgegen kam: bey welchem Besuch Karl dem Pabste auch einige Kirchengüter schenkte. Jedoch war dieses Geschenk so beschaffen,

daß Karl sich die oberherrliche Regierung vorbehielt, und der Pabst Karls Unterthan blieb, so wie er es vorher des griechischen Kaisers war, der aber nun seine Ansprüche auf Italien für immerhin verloren hatte. Bey dieser Gelegenheit nahm Karl auch den Titel eines longobardischen Königs an, den er im Jahr 776 vollends bestätigte, da er das zweytemal nach Italien gezogen war, und die Longobarden sich endlich ganz unterjocht hatte. Seine Schenkungen an den römischen Stuhl waren damals noch nicht erfüllt, daher bat ihn der Pabst um die Erfüllung derselben. Allein erst als der Pabst Karln und seine Söhne zum römischen Kaiser gekrönt gehabt hatte, so hörten die päbstlichen Mahnbriefe auf, als nemlich Leo III. auf dem päbstlichen Stuhl saß. Indeß erforderten doch gewisse Händel in Italien Karls Gegenwart daselbst. Er erschien und legte die Händel beyseit, nachdem er vorher den zu ihm nach Paderborn geflüchteten Pabst Leo mit einer Bedeckung wieder nach Rom vorausgeschickt hatte. Bey dieser Gelegenheit stellten der Pabst und noch mehrere andere aus den Großen in Rom und Italien Karln vor, daß er wirklicher Beherrscher Roms und Italiens werden und die Kaiserwürde annehmen möchte, das er, wie es scheint, nie Willens war: *) denn Karl

*) Mehrere Geschichtschreiber, scheinen sagen zu wollen, daß Karl längst auf die Kaiserwürde ausgegangen sey, und der Ehrgeiz habe ihn dazu angetrieben, das aber wie mich dünkt, aus dieser ganzen Geschichte nicht wohl erweisen werden kann.

Karl hätte ja schon vorher Kaiser werden können, und er hätte nicht eben auf die Vorstellung der päbstlichen Parthey warten müssen, wenn er je im Ernst hätte Kaiser werden wollen, zumalen wenn man bedenkt, daß Karl schon vorher mehrmalen in Italien gewesen war, und sich daselbst durch die Vertreibung der Longobarden furchtbar gemacht hatte, und — was noch das Wichtigste ist, daß er selbst gar wohl wußte, wie unzufrieden man in Italien mit der griechischen Herrschaft war. Es würde ihn also nur wenige Worte — und will man, wenige Mühe gekostet haben, sich zum Kaiser krönen zu lassen; und gleichwohl geschahe es nicht eher, als bis man ihn daselbst dazu aufgefodert hatte. Inzwischen ließ sich Karl diesen Auftrag gefallen, und er wurde vom Pabst Leo III. im Jahr 800 am Weynachtsfeste zum Kaiser gekrönt, wodurch die griechischen Kaiser ihre Herrschaft in Italien vollends ganz verloren, der Pabst aber seinen Nachfolgern Gelegenheit gab sich das Recht anzumaßen den jedesmaligen Kaiser zu krönen, und endlich gar über die Kaiserkrone zu dispensiren, wie sie nur immer wollten. Und will man endlich noch aus dem, weil der Pabst jezt bald anfieng Münzen zu schlagen, den Schluß machen, daß er bey dieser Gelegenheit das römische Patriziat erhalten habe, so war doch ganz gewiß erreicht, was so viele Päbste vorher gesucht hatten, nemlich weltliche Herren zu werden.

Karl war unstreitig ein würdiger Kaiser, und man findet dies schon bestätigt, wenn man seinen

Eifer für die Wiederherstellung der zu seiner Zeit so sehr zerfallenen Gelehrsamkeit betrachtet. Er selbst ließ einen berühmten englischen Gelehrten, Alcuin, an seinen Hof kommen, von dem er recht viel lernte, und den er fast in allen Angelegenheiten, besonders in kirchlichen, auch Künste und Wissenschaften betreffenden, um Rath fragte, so wie er mehrere dergleichen Männer um sich hatte. Er schrieb verschiedene merkwürdige Schriften, von denen wir noch einige übrig haben. Er stiftete Bißthümer z. B. Halberstadt *), Bremen, Hildesheim, Minden, Münster, Paderborn, Osnabrück rc. Nichtweniger errichtete er auch bey den Bißthümern und Kathedralkirchen Schulen, worinn junge Leute im Lesen, Schreiben **), Rechnen, in der Grammatik, in der Rhetorik, und endlich auch in der Theologie unterrichtet werden mußten. Hiezu bediente er sich der Rathgebungen verschiedener englischer und italiänischer Gelehrten, die er zu sich an seinen Hof kommen ließ, wie z. B. einen Alcuin, dem die Gelehrsamkeit wirklich nicht wenig zu verdanken hat. Dieser Mann war stets um den Kaiser, und er war auch zugleich Vorsteher einer Schule, die jederzeit in derjenigen Stadt war,

*) Einige zweifeln, ob Karl dies Bißthum gestiftet habe, und wirklich kommts erst unter seinem Sohn vor.

**) Auch Geistliche mußten zum Theil erst schreiben lernen, so unwissend waren sie in den damaligen Zeiten.

war, wo Karl sich aufhielt. Daß Karl so sehr auf Gelehrsamkeit drang, war einer seiner Grundsätze, daß man Gott nicht nur durch recte agendo, sed etiam recte loquendo gefallen könne *). Wie sehr sich daher auch Karl angelegen seyn ließ, so viel möglich, Irrthümer und Aberglauben auszurotten, habe ich schon oben weitläuftiger berührt.

Indeß ertheilte Karl auch selbst den fränkischen Geistlichen gewisse Vorrechte. Man sieht dies schon daraus, weil die Bischöfe allemal bey den Gerichten mitsitzen mußten, welches die vornehmen Deputirten Karls in dem fränkischen Reiche gehalten hatten. Diese Deputirten mußten nemlich auf kaiserlichen Befehl herumreisen und sehen, ob jemand Unrecht leide; zugleich durften sie auch das Urtheil über die Angeklagten mitsprechen.

Was aber die Kirchengüter betrift, so macht man auch fast gewönlich die Geistlichen in diesen Zeiten reicher, als sie es wirklich sind **). Karl sprach die Geistlich-

*) Manche werden diesen Grundsatz Karls nicht für ganz richtig halten; allein man muß die Beschaffenheit der damaligen Zeit betrachten, und dann wird man sich leicht in die Richtigkeit dieses Grundsazes finden können.

**) Ich rede hier nur von der fränkischen Geistlichkeit, denn ich glaube vorher kurz zeigen zu müssen, wie es sich mit den Rechten und Gütern derselben ver-

Geistlichkeit keineswegs von den Abgaben frey. Allein da die Franken nie Abgaben gegeben, sondern dafür Kriegsdienste gethan haben, so mußten auch die Geistlichen Kriegsdienste thun. Indeß aber schenkte man der Geistlichkeit viele Güter, weil man glaubte damit die ewige Seligkeit desto leichter zu erlangen, wie ich ebenfalls schon anderwärts gezeigt habe. Hatte nun ein Bißthum oder sonst eine Kirche dergleichen Güter im Besitze, so mußten die Geistlichen auch mit zu Felde ziehen. Dies fiel ihnen sehr beschwerlich; daher nahmen sie Leute in Sold, denen sie nach geendigtem Feldzug einige von ihren Gütern in Besiz gaben; aber nach dem Absterben eines solchen Söldners oder geistlichen Gutbesitzers fiel das Gut wieder an die eigentlichen Besitzer zurück. Dieser Akkord verursachte nach und nach Händel; denn wenn ein solcher derzeitige Gutbesitzer gestorben war, so wollten oft seine Erben die Güter nicht wieder an die Geistlichen zurückgeben. Wollten nun diese ihr Eigenthum wieder haben, so mußten sie gegen die Erben des Verstorbenen ins Feld ziehen, und noch auch mit den kaiserlichen Truppen, wozu sich gemeiniglich Mönche

halte, damit man sich hernach das Ansehen des Pabstes desto leichter erklären kann, wenn man sieht, daß selbst seine nachherigen Anhänger so reich waren; aber auch werden die Streitigkeiten der Päbste mit den fränkischen Geistlichen begreiflicher werden, von denen wir künftig im Vorbeygehen etwas hören werden.

Mönche anheischig gemacht haben *), welches Gelegenheit gab, daß die Geistlichen endlich auch mehrere Güter an sich rissen. Hiezu kommt noch, daß die Landesherrn, und z. B. Karl der Große viele Güter an die Kirchen vermachten, wobey sie aber, wie es scheint, gemeiniglich politische Ursachen zum Grunde hatten, weil sie glaubten, die Geistlichen, die unter ihrer Gerichtsbarkeit stunden, eher demüthigen zu können, als die weltlichen Herren, bey denen sich der Haß gegen ihre Landesherren immer fortpflanzte **). Endlich konnten die Geistlichen auch dadurch reicher werden, weil sie auf Karls Befehl den Zehenden erhielten. Anfangs trug dies zwar sehr wenig ein, weil noch so wenig Feld und Waldung urbar gemacht war; denn die Leute nährten sich damals meist von dem Jagen. Den Ackerbau mußten also die Geistlichen einführen,

*) Der Vorwurf, daß Geistliche damals mehr Soldaten gewesen seyen, ist also zwar nicht ungegründet, aber, wenn man es nach der Beschaffenheit der damaligen Zeit betrachtet, etwas zu strenge, denn sie waren ja genöthigt ins Feld zu ziehen.

) Was noch mehr und besonders in den spätern Zeiten hieher gehört, muß man in der Lehensherrschaft suchen, und davon hat ebenfalls Herr **Cramer sehr kurz und deutlich gehandelt in dem 2ten Theil seiner Fortsetzung der bossuetschen Einleitung in die Geschichte der Welt und der Religion.

ren, und nach und nach konnten erst die Nachkommen einerndten, was ihre Vorfahren mit vieler Mühe und Arbeit verdient hatten. Aus allem diesem sieht man, daß die Geistlichen zu Karls Zeiten nicht so reich waren, wie man sie gemeiniglich macht, (die in Rom ausgenommen) daß aber auch Karl den Grund zu den Kaiserrechten in Kirchensachen und dadurch zu vielen Händeln gelegt hat, ist auch unleugbar, so wenig man leugnen kann, daß durch ihn mit Hülfe des Pabsts der Orient von Occident getrennt, und er durch seine Freygebigkeit gegen die römische Kirche den Grund zu einer Menge Prätensionen des römischen Stuhls gelegt hat, deren für die Kirche so unglückliche Erlangung, die vielen Händel, in welche Karls Söhne und Enkel mit einander geriethen, der nach seinem Tode immer mehr überhand genommene Aberglauben und Unwissenheit, und endlich der immer höher gestiegene Uebermuth der Päbste erst recht begünstigt haben. Denn Karl ehrte zwar die verständigen Geistlichen, um deren Bildung er sich eifrig bemühete, aber er wußte sie auch einzuschränken. Gegen den römischen Stuhl hatte er große Achtung, welches man aus seinen Schenkungen sieht, und er verhalf dem Pabste zu einem großen Ansehen, selbst bey den fränkischen Geistlichen, aber seine Klugheit wußte wohl die Sache so einzurichten, daß unter ihm der Pabst nie mächtig werden konnte, so daß er es auch nicht hätte werden können, wenn seine Thronfolger vorsichtiger gewesen wären. Karls Tod also bahnte erst den Weg

recht

recht, auf welchem die Hoheit der Päbste, welche bisher so vielen Veränderungen unterworfen war, zu nehmen konnte. An den konstantinoplischen Bischof dachte man jezt nicht. Der Bilderkrieg ruinirte im Orient fast alles; und um die Regierung sahe es daselbst jämmerlich aus. Aller Augen waren hingegen im Occident auf den Bischof von Rom gerichtet, und selbst vom Orient aus bat man ihn in der Sache des Bilderkriegs um Hülfe. Er hatte jezt sehr schickliche Gelegenheit den orientalischen Mönchen zu Gefallen die dortigen Bilderfeinde, welches zuweilen die Kaiser selbst waren, in Bann zu thun. Alles dies nun, was ich bisher erzählt habe, von den Heidenbekehrungen, von der Trennung des Orients vom Occident, von dem, daß man sich im Occident nach den römischen Kirchengebräuchen so ziemlich einstimmig richtete (doch aber den Bilderdienst ꝛc. ausgenommen) von den Schenkungen Karls an die Geistlichkeit und die römische Kirche, alles dies, sage ich, kam jezt so zusammen, daß man einen eben so klugen, weisen und tapfern Kaiser, widrigenfalls aber den Pabst bald in seiner ganzen Größe zu sehen, erwarten mußte. Und zum größten Unglück für die Kirche kam nun kein Kaiser an die Regierung, der Karls Eigenschaften gehabt hätte. Kaiser Ludwig der Milde, der nach dem Absterben seines Vaters, Karls des Großen, in der Regierung folgte, war zwar ein frommer Herr; aber er hatte nicht die Eigenschaften seines Vaters. Darinn hatte er seinen Vater nachgeahmt, daß er anfangs Wissenschaften und Sprachen,

chen, sogar auch die griechische Sprache studirte; allein in der Folge ließ er sich wider die Profanscribenten einnehmen, und daran war seine, wenn ich so reden darf, übertriebene Frömmigkeit Schuld. Wirklich war er auch allzu fromm, denn daß ihm bald seine Regierung zu schwer worden ist, und er lieber immerdar beten als seine Länder regieren wollte, daß er sich so weit unter die Bischöfe herabdemüthigen und ein gewisses vermeyntes Verbrechen in Gegenwart seiner Söhne, ja sogar der Bischöfe und vor einer Versammlung aller seiner Stände zu Assigni in einem härnen Hemde büssen konnte, das alles zeigt doch ganz gewiß keinen Fürsten in seiner Größe, der seine Rechte über seine Unterthanen behaupten soll, zumalen unter solchen Umständen, wie diejenigen waren, als Ludwig regierte, wo die Bischöfe zu Rebellionen so geneigt, und die Päbste alle Mittel ergriffen, sich auch die weltliche Macht zu unterwerfen. Das alles sind nur Eigenschaften eines rechten frommen Mönchs.

Ludwig war kaum an die Regierung gekommen, so ließ der damalige Pabst einige Römer hinrichten; aber der Kaiser ahndete diese Eingriffe in die Majestät nicht. Stephanus IV. ließ sich zum Pabste krönen, ohne die Einwilligung des Kaisers zu haben, und dieser ließ es hingehen, ja er war noch so herablassend, daß er sich vom Pabste krönen ließ, und, wie die Geschichtschreiber versichern, sich vor dem Pabste auf die Erde hinwerfen

konnte,

konnte, um doch nur seine Frömmigkeit und Achtung vor dem heiligen Vater recht sichtbarlich an den Tag zu legen. Was war aber die Folge, als daß Pabst Paschalis I. auf eben diese Weise den römischen Stuhl bestieg, wie sein Vorfahrer Stephanus? Doch auch diesmal war Ludwig gleichgültig gegen die verwegenen Eingriffe des Pabstes in die kaiserlichen Rechte: Karl würde ein solches Unternehmen des Pabstes gewiß nicht haben ungeahndet hingehen lassen: allein sein Sohn war so weibisch, daß er sich mit einer kahlen Entschuldigung des römischen Bischofs abfertigen ließ. Eine Nachsicht des Kaisers, die dem stolzen und übermüthigen Bischof in Rom sehr geschmeichelt haben muß. Denn er hatte nun nicht zu befürchten, daß ein solcher Kaiser ihn an seinen Projekten, sich von der Herrschaft des Kaisers loszureißen, eben sehr hindern werde. Er konnte ganz getrost und gewiß hoffen, daß einem solchen Fehler des Kaisers noch mehrere dergleichen nachfolgen werden. Ganz unumschränkter Herr zu werden, der Welt auch weltliche — und endlich, wie die Erfahrung gelehrt hat, unerträgliche Geseze vorzuschreiben, waren nun die einzigen Absichten der Päbste. Weiter suchten sie nicht, denn das übrige hatten sie schon. Sie konnten mit ihrem geistlichen Bannstral überall — auch in den Orient hinüber würken.

In Ludwigen fanden die Päbste, was sie suchten, nemlich den nachgiebigsten Fürsten, einen Beter, dem es besser behagte für seine Länder immerdar zu beten, als dieselbe zu regieren. Da er nun an

der Ruhe und Stille mehr Geschmack fand, so schrieb er einen Reichstag nach Aachen aus, wo er seinem Prinzen Lothar Italien, dem zweyten Prinzen Frankreich, und dem dritten Baiern gab, und noch überdies die päbstliche Einwilligung dazu verlangte. Diese Ländertheilung verursachte dem Ludwig mehr als ein Unglück. Denn damals hatte er in Italien einen Vetter, Namens Bernhard, welcher ein näheres Recht an die Kaiserkrone zu haben glaubte, er machte daher eine Verschwörung wider Ludwigen, der aber, als die Verschwörung verrathen worden war, dem aufrührischen Bernhard die Augen ausstechen ließ. Auf diese That erfolgte Theurung, Pest ꝛc. Nun meynte Ludwig, die Grausamkeit, welche er an seinem Vetter begangen hatte, seye Schuld an dem Unglück seines Reichs; er entschloß sich daher dieselbe zu Assigni zu büssen, so feyerlich als ich sie kurz vorher beschrieben habe.

Ein anderes Unglück entstand aus dieser Ländertheilung, und ohne Zweifel auch aus dieser öffentlichen Kirchenbuße des Kaisers. Denn Ludwig behielt sich zwar die Oberherrschaft, mithin die kaiserliche Würde, bevor; allein sein ältester Prinz Lothar empörte sich wider ihn. Zu dieser Zeit saß Gregor IV. auf dem päbistlchen Stuhl, ein Mann, der wieder rechtmäßig Pabst worden war, und doch sich seiner Gelindigkeit ungeachtet gleichwohl vergaß und die Aufrührer unterstüzte. Mehrere Bischöfe waren auf Ludwigs Seite, wenigstens

sagte

sagte man es allgemein; allein Gregor sprach den Bann aus über alle die Bischöfe, welche dem Kaiser beistehen würden. Doch durch allerhand Vermittelungen wurde der Kaiser wieder mit seinen Kindern ausgesöhnt, und er erhielt die kaiserliche Würde wieder. Jezt hätte er können den Pabst und dessen Anhänger bestrafen, aber er thats wieder nicht. Indeß starb auch seine Gemahlin, und er heurathete wieder eine andere, mit welcher er einen Prinzen, den nachmaligen Kaiser Karl den Kahlen, zeugte. Diesem Prinzen, den er sehr liebte, wollte er nun auch etwas geben, er riß daher Allemagne und einen Theil der Schweiz, von der vorigen Theilung und gab diese Länder dem Karl. Diese Ländertheilung kam auf Anstiften der Gemahlin des Kaisers, die auch um ihre Kinder besorgt war, zu stande, und bald war der lezte Betrug ärger als der erste. Die Söhne Ludwigs empörten sich wieder, und es sahe jezt viel gefährlicher um ihn aus, als in der ersten Rebellion; denn mit seinen Söhnen zogen viele Bischöfe aus Frankreich wider ihn daher, und der römische Bischof Gregor IV. war ebenfalls von Lotharn den Beherrscher Italiens wider den Kaiser eingenommen. Der vorgebliche Statthalter Gottes auf Erden hätte sollen Frieden stiften, aber er billigte vielmehr den Aufruhr der Söhne, die ihren Vater gefangen genommen hatten. Es war aber noch nicht genug, daß der heilige Vater die aufrührischen Söhne nicht zu frieden stellte, er zog selbst an der Spize einer Armee gegen den Kaiser. So weit wars jezt mit den römischen Bischöfen

schöfen gekommen, und unter der Regierung eines einzigen Kaisers konnte solches geschehen, da unter Karl dem Großen kein Pabst an so etwas denken konnte, so groß auch seine Macht und sein Ansehen damals schon waren. Indeß sieht man aber doch auch aus dieser Geschichte, daß die päbstliche Macht lange noch nicht so unumschränkt war, wie sie es ein Jahrhundert später geworden ist. Was jezt ein Pabst that, war blos gewagt; da er es späterhin behaupten und sich auf seine Vorgänger, denen man so viel eingeräumt hatte, berufen konnte. Die Päbste ließen kein Mittel zur Erhöhung ihrer Macht unversucht; auf der einen Seite wars freventlicher Mißbrauch der heiligen Schrift, dem sie allemal einen so schönen Anstrich geben konnten, da sie sich auf den Apostel Petrus und auf seine Nachfolger berufen hatten; auf der andern Seite wars entweder der verwegenste Stolz und Uebermuth, oder auch, wenns ja nicht so recht gehen wollte, die unverschämteste und übertriebenste Schmeicheley. Lezteres Mittel ergrif Gregor, da er an der Spize seiner Armee gegen Ludwig zog. Es sahen dies nemlich viele Bischöfe und namentlich die teutschen Bischöfe sehr ungern; sie schrieben daher an den Pabst Gregor, daß er doch zu Hauße bleiben möchte, und sie droheten ihm wirklich mit dem Bann, wenn er ihrem Willen nicht folgen würde. Allein der Pabst verfiel in die verwegene Schmeicheley, daß er ihnen antwortete: die geistliche Macht sey ja über die weltliche, und sie sollten sich doch ja von der geistlichen nicht trennen ꝛc. Gesezt nun,

Ludwig hat jezt nichts können gegen diesen Ausspruch des Pabstes einwenden, weil er gefangen, mithin zu sehr in die Enge getrieben war, so hätte doch können sein Sohn Lothar sich dagegen auflassen. Aber so hätte dieser sich freilich seines Vorhabens bald vereitelt sehen müssen. Der aufrührische Sohn mußte also den heiligen Vater und dieser wieder den Aufrührer zum Werkzeuge haben. Der Pabst antwortete den Bischöfen, er komme keineswegs den Kaiser Ludwig zu bekriegen, sondern er wolle ihn nur als seinen Sohn züchtigen. Gleichwohl hatte der Kaiser nichts gethan, womit er eine Züchtigung, noch viel weniger eine Züchtigung vom Pabste verdient hätte. Ganz vollkommne Wahrheit redete der Pabst, daß er den Kaiser züchtigen wolle, aber ob er hätte sollen, dazu hatte er weder Ursache noch Recht. Indeß gieng er wirklich zum Kaiser, der sich sogleich von seiner Armee, die er noch auf seiner Seite hatte, verlassen sah. Schwach genug war er nun abermal gemacht, um sich nothgedrungen zu sehen, im armen Sündersrock eine zwote öffentliche Kirchenbuße zu thun, wo er sich soweit erniedrigen konnte die Bischöfe und natürlicherweise auch den Pabst um Verzeihung zu bitten, die Kirche geärgert zu haben. Und gleichwohl hatte er sie doch nicht geärgert; denn daß er seine Länder getheilt, sein Sohn die Rolle eines grausamen Aufrührers gespielt hatte, damit hatte er doch die Kirche nicht geärgert? Ludwigs zween jüngere Söhne, oder Lothars Brüder wurden nun durch diese

traurige Umstände bewogen, ihren Bruder Lothar zu nöthigen, daß er seinem Vater die Regierung wieder überlassen mußte. Allein obgleich Ludwig auf diese Weise wieder Kaiser geworden war, so mußte erdoch immer ein trauriges Leben führen, bis er endlich starb auf einem Feldzug.

Was unter der Regierung Ludwigs eigentlich noch merkwürdig und für den päbstlichen Stuhl vortheilhaft gewesen seyn mag, das wäre etwa noch die Bekanntmachung des Christenthums unter den Dänen und Schweden, so wie ich hier die Errichtung des Bißthums Hamburg nicht ganz übergehen will, weil man sich doch auch daraus erklären kann, wie weit der Pabst wirken konnte, denn Ludwig that doch gewiß nichts ohne die Einwilligung des Pabstes, und man weiß, daß die Päbste schon recht gut gelernt hatten aus einem solchen Befragen künftig ein unverlezbares Recht herzuleiten. So wenig nun Ludwig etwas ohne Vorwissen des Pabstes gethan hatte, so wenig sparte er auch besonders in den ersten Jahren seiner Regierung die Schenkungen an den römischen Stuhl.

So wie der Uebermuth der Päbste unter Ludwigs Regierung schon recht hoch gestiegen war, so gewöhnten sie sich unter der Regierung seiner Söhne noch an einen weit höhern Ton. Es wurde jezt Mode in Rom, daß sich die Päbste wählen und krönen ließen, ohne vorher dem Kaiser Lothar,

der seinem Vater Ludwig auf dem Kaiserthron gefolgt war, ein Wort davon zu sagen. Gleich nach Gregors IV. Tode that solches der Pabst Sergius. Gregor entschuldigte sich doch noch ein wenig: aber Sergius bewies sich jezt eben so schalkhaft gegen den Sohn des Kaisers, wie viele seiner Vorfahren. Dieser von seinem Vater nach Rom abgeordnete Prinz wurde von dem Pabste feyerlich empfangen, und die Römer huldigten ihm, wobey der Prinz die Sache bewenden ließ, und glaubte, jezt seye alles gut gemacht, und der Pabst wäre nun ein getreuer Freund seines Vaters. Aber es war auch kein Wunder, daß der Pabst immer mehr wagen konnte, denn die Verwirrungen, welche durch die Kriege zwischen Lotharn und seinen Brüdern als unausbleibliche Folgen der väterlichen Ländertheilung entstanden sind, waren nun allzugroß geworden, und sie gaben Gelegenheit genug, daß die Staatsverwaltungen in die Hände der Bischöfe geriethen. Diese spielten jezt recht eigentlich den Hofmann, und lernten so wie der Pabst selbst über die Person des Kaisers in einem gebieterischen Ton sprechen, und indem sie dies thaten, so nahm sich der Pabst noch immer mehr Recht heraus ein gleiches zu thun, ja so gar die Kaiser nach Rom zum Verhör zu citiren, wie der Pabst Nikolaus I. gethan hat. Gleichwohl ist doch der Kaiser diesem Befehl noch nicht gehorsam gewesen und erst unter Hadrian II. gieng er nach Rom, wie es der vorige Pabst schon befohlen hatte. Es kam so weit mit den Kaisern, daß Karl der Kahle, eben=

ebenfalls ein Prinz des Kaiser Ludwigs, den dieser mit der zwoten Gemahlin gezeugt hatte, nach dem Absterben des Thronfolgers Lothars nach Rom eilte um sich vom Pabste zum Kaiser krönen zu lassen, weil zu eben der Zeit noch ein Competent um die Kaiserkrone eiferte. Der Pabst nahm den vornehmen Gast, Karl den Kahlen, mit Freuden auf, krönte ihn auch wirklich zum Kaiser, und da er von einigen Bischöfen darüber zu Rede gestellt worden war, so bediente er sich einer recht unerhörten Lüge und sagte: Gott hätte es schon seinem Vorgänger eingegeben. Karl der Kahle kam nun wieder zurück, und behauptete, er seye wirklich von Gott gekrönt worden (a Deo coronatus). So einfältig konnte damals der Kaiser seine Würde behaupten. Was Wunder, wenn die Päbste nun immer grausamer tyrannisiren konnten? Doch war auch jezt die Sache noch nicht im rechten Geleis. Wie aber auch dies gar leicht geschehen konnte, dazu gab jezt ein Betrüger Gelegenheit, dessen Geschichte zu entdecken zeither viele Mühe unter den Gelehrten verursacht hat, und gleichwohl ists noch bis heut zweifelhaft, wer er eigentlich gewesen seyn müsse, ob ihn gleich einige neuere Gelehrten und namentlich Herr Professor Spittler in Göttingen mit den wahrscheinlichsten Gründen für einen gewissen Diakonus, Namens Benedikt, halten, der sich in Mainz aufgehalten habe.

Es war nemlich schon seit dem 7 Jahrhundert in Spanien eine Sammlung von Kirchengesetzen

setzen unter dem Namen eines Isidors, Bischofs in Sevilen gangbar gewesen. Diese Sammlung kam nach und nach, man weiß heut noch nicht recht, wie? nach Teutschland. Sie enthält verschiedene Kirchenverordnungen und Geseze, welche den römischen Bischöfen, wie es scheint, verschiedene Rechte zuerkennen, darauf sie sich auch schon oft berufen hatten. Indeß fand man aber wenigstens in dem zweyten Viertel des 9 Jahrhunderts dieselben auch in dem Kirchenarchiv zu Mainz, die nun von einem Manne mit den unverschämtesten Zusäzen vermehrt und bekannt gemacht wurden, unter dem Namen des obengedachten Isidors. In dieser Sammlung behauptet der falsche Isidor (Diakonus Benedikt), daß kein Priester von einem Laien könne bestraft werden, daß nur der Pabst die Priester belangen könne, weil Christus selbst die Priester aus dem Tempel getrieben habe. (Also der Pabst wird hier Christo gleich gestellt). Ein Metropolit könne eben so wenig, als ein Laie, seine Untergeordneten zur Rechenschaft fodern, sondern er samt ihnen müßten ihre Sache vor den römischen Stuhl bringen, von woher auch alle Bischöfe ordinirt werden müßten ꝛc. Wer wird aber aus der ganzen Geschichte der damaligen Zeit der Päbste zweifeln, daß diese sogleich die Sammlung des falschen Isidors für recht anerkannt und vor aller Welt für ächt behauptet haben? Und was hat es auch unter dem Drang der damaligen Verwirrungen des teutschen Reichs genuzt, wenn einige Bischöfe an der Aechtheit dieser Sammlung von Dekretalien ge-

gezweifelt und dem Pabste widersprochen haben *). Die Folgen, daß der Pabst diese psevdisidorsche Sammlung für ächt anerkannt hatte, zeigte sich sogleich in der ersten Zeit, als der Betrüger seine Waare der Welt vorgelegt hatte; denn eine französische Synode sezte einen Bischof ab, der sich alsdenn an den Pabst wendete, und sich auf diese neugesammelten Kirchengeseze berief, worauf der Pabst nicht gesäumt hat, diese Sammlung für ächt zu erklären und dem abgesezten Bischof Recht wiederfahren zu lassen. So brachte es nun dieses neue Phänomen endlich so weit, daß man das Pallium um 20000 Thaler kaufen mußte, und die Herrschaft der Kaiser und Könige nach und nach von den Päbsten und ihren Creaturen unterdrückt wurde. Nur der Pabst wollte jezt die Bischöfe wählen und ordiniren, und es gelang ihm auch in den finstern Zeiten bey der Schwachheit mehrerer folgender Regenten. „Der Schade", sagt Herr Spittler, wenn ich mich seiner Worte bedienen darf, „den die psevdisidorsche Dekretalen in der ganzen Kirchenverfassung angerichtet haben, fraß tiefer und weiter um sich als ein Krebs: nach einem kurzen Kampf, und etlichemal wiederholten Versu-

chen

*) Ich werde nicht nöthig haben hievon weiter zu sagen, denn das Mehrere hievon finden gelehrte Leser in Herrn Professor Spittlers Geschichte des kanonischen Rechts, welches in diesem Fach gewiß das schäzbarste und beste Buch ist. Eine weitläuftigere Untersuchung und Abhandlung dieser Dekretaliensammlung ist hier zu meinem Zweck gar nicht nöthig und eben so wenig vortheilhaft.

suchen einiger verständigern Bischöfe siegte Roms glücklicher Genius: die ganze alte Kirchendisciplin war dahin, die bisherige Aristokratie lößte sich in den schrecklichsten Despotismus auf, alle alte noch so wohl gegründete Rechte wurden verdrängt, und in der ganzen katholischen Welt empfand vielleicht kein Land die Wunde so früh, keinem Lande wurde sie so tief geschlagen, als uns Teutschen." Und es konnte dies wirklich um so leichter geschehen, da bald darauf in dem fränkischen Reich die Concilien auch zugleich Reichstage worden waren, wo die Päbste mit noch weit mehr Bequemlichkeit und Schein des Rechts über weltliche Sachen disponiren, und sie sich nie verfehlen konnten, in ihren Gesandten allemal ihre Creaturen dahin zu schicken. Dies dauerte bis auf die Reformation, ja in einer gewissen Rücksicht bis auf unsere Zeiten fort, da man erst jezt in einigen katholischen Ländern anfängt die päbstlichen Legaten blos als weltliche Herren gelten zu lassen, und die teutschen katholischen Bischöfe ihre ursprünglichen Rechte und Freyheiten wieder hervorsuchen und behaupten. Die Ursach hievon mag wohl auch darin liegen, weil man erst vor einigen Jahren unter Josephs Regierung sich unterstanden hatte diese Dekretaliensammlung zu verwerfen.

Nun komme ich noch auf einen andern sehr merkwürdigen Umstand, der in die Zeit des neunten Jahrhunderts fällt, nemlich auf die Trennung der griechischen und abendländischen oder vielmehr lateinischen Kirche. Auch dazu gab der Uebermuth und

die Herrschsucht der Päbste sowohl, als die Herrschsucht der konstantinoplischen Bischöfe die traurige Veranlassung. Leztere hatten sich bereits der päbstlichen Gerichtsbarkeit in einigen Provinzen bemächtigt. Allein nur die vielen Händel im Occident ließen es nicht zu, daß die Päbste sich sogleich an den Bischöfen zu Konstantinopel rächen konnten. Endlich aber gaben die Wahl und noch einige andere Streitigkeiten über das Abendmal und den Ausgang des heiligen Geistes, die beede Kirchen schon eine geraume Zeit her mit einander geführt hatten, Gelegenheit, wo die Päbste sich rächen wollten, aber damit die Trennung beeder Kirchen verursachten. Verschiedener Ursachen wegen wurde Ignatius der damalige Patriarch in Konstantinopel, von dem Kaiser Michael abgesezt und ein anderer auf den bischöflichen Stuhl erhoben. Dieser neue Patriarch, Namens Photius, war ein sehr berühmter, gelehrter und recht verständiger Mann, der sich recht gut in seine Schicksale zu finden wußte, und der seines gleichen an Gelehrsamkeit seit dem Nestorius keinen unter denen gehabt hat, die auf den konstantinoplischen Bischofsstuhl gekommen waren. Photius war ein Laie und anfangs ein vornehmer Mann an dem Hofe des griechischen Kaisers. Nun war es freilich etwas sehr ungewöhnliches, daß ein Laie Patriarch werden sollte. Um aber dißfalls den Widersprüchen vorzubeugen, mußte er in etlichen Tagen alle geistliche Stuffen durchgehen; er wurde also heut ein Mönch und morgen ein Lector, und so stieg er in aller Eil bis zum Patriarchen. Dies geschah unter

der

der Regierung des Pabsts Nikolaus I. Photius schrieb nun an den Pabst und bat ihn, daß er seine Wahl für rechtmäßig erkennen, gemeinschaftliche Sache mit ihm machen und helfen möchte, daß der Kirchenfriede wieder hergestelt würde. Nikolaus schickte nun seine Legaten nach Konstantinopel, denen er befahl vorher zu hören, was es für eine Bewandniß mit der Wahl des Photius habe, ehe sie in der Sache, nach deren auszumachenden Richtigkeit Photius verlangte, weiter gehen sollten. Indeß schrieb er auch an den Kaiser, bey dem er sich beschwerte, daß Ignatius ohne das päbstliche Vorwissen abgesezt und Photius als ein Laie zum Patriarchen erwählt worden seye; zugleich verlangte er auch, daß ihm die schon vorher entrissene Gerichtsbarkeit über einige Provinzen wieder zurückgegeben werden möchte. Allein es wurde dem Pabste auf der Versammlung, die iezt deswegen in Konstantinopel gehalten wurde, nicht nach Wunsche gehandelt und vorzüglich in Ansehung seiner lezten Foderung. Da dies nicht geschahe, so erklärte Nikolaus alles für nichts, that Photium in Bann, wollte den abgesezten Ignatium wieder eingesezt wissen, und drohete gleichfalls jedem Laien und Bischof mit dem Bann, wenn sich einer gegen diese Foderung stellen würde. Da man die Sprache der damaligen Päbste schon so ziemlich kennen wird, so brauche ich nichts aus den verwegensten und unverschämten Briefen zu sageu, die Nikolaus an den Kaiser und seine Ministers geschrieben hat.

Vor-

Vorzüglich aber die geistliche Gerichtsbarkeit über die Bulgaren, wohin das Christenthum erst seit kurzer Zeit gekommen war, verursachte die eigentlichen Händel, und die daraus entstandene traurige Trennung der griechischen und lateinischen Kirche. In der That hatten auch die Griechen die nächste Ansprache dazu, die Bischöfe der bulgarischen Christen zu ordiniren, denn eigentlich wurden die Bulgaren durch die Griechen bekehrt, nachdem ihnen der Kaiser Michael III. zu einer Zeit, da die Pest unter den Bulgaren herrschte, mit Lebensvorrath zu Hülfe gekommen war. Zufälligerweise gerieth der damalige Chan, der sich zuerst hatte taufen lassen, auf den Einfall, bey dem Pabst Nikolaus I. in Ansehung der Kirchengebräuche um Rath zu fragen. Der Pabst freuete sich darüber und sagte, es seye schön, daß sich die Bulgaren an ihn wendeten, und sie sollten sich künftig nur an ihn oder an den römischen Stuhl halten, denn dieser seye eigentlich der Sitz Petri oder die Mutter aller Kirchen, und daraus leitete also der Pabst das Recht her, die bulgarischen Bischöfe ordiniren zu wollen. Abermal ein Beweis, wie die Päbste alles hervorsuchten, ihre Macht überall auszubreiten. Dagegen wendeten die konstantinoplischen Bischöfe manches ein, und maßten sich das Recht an, welches sich der Pabst angemaßt gehabt hatte. Während diesem Streit kam besagter Photius auf den konstantinoplischen Bischofsstuhl, dem es in seinen Unterhandlungen mit dem Pabste gewiß gelungen hätte, wenn er nur die Bulgarey hätte abtreten wollen. Denn in den

dog:

dogmatischen Sätzen, worüber der Pabst zu streiten scheinen wollte, hatte dieser doch schon ziemlich nachgegeben gehabt. Aber da er nicht Herr über die bulgarischen Christen und ihre Bischöfe werden sollte, das ihm doch so sehr an dem Herzen lag, so war alle Vermittelung, und alles, was mehrere friedliebende Bischöfe zur Wiederherstellung der Einigkeit versucht hatten, vergeblich; so sehr nachgiebig auch Photius und selbst der nachherige Pabst Johann VIII. zu seyn schienen. Indeß hätte die Sache vielleicht doch einen bessern Ausgang gewonnen, wenn man von Seiten der griechischen Kirche noch mehr nachgegeben hätte. Allein sie hatten das Recht ganz unwidersprechlich, die bulgarischen Bischöfe zu ordiniren, und sie thaten auch wohl daran, daß sie dieselben nicht unter das tyrannische Joch der Päbste geben wollten.

Anfangs schien es dem Photius zu gelingen; allein so wie der Kaiser den berühmten Minister Bardas, der auf der Seite des Photius war, hatte umbringen lassen, so konnte sich Photius kaum noch eine Zeitlang im Besitze der kaiserlichen Gnade erhalten. Einige seiner Feinde in Konstantinopel und der Pabst wußten ihn zu stürzen, und Ignatius kam wieder an seine Stelle. Aber dieser Ignatius war auch nicht freygebig gegen den Pabst; er trat die Bulgarey nicht ab, und wurde deshalb auch mit dem Bann bedroht. Indeß kam aber Photius auch wieder nach Konstantinopel, und er wußte es durch seine Klugheit dahin zu bringen, daß ihm der Hof wieder gnädig ward.

Ein schöner Zug von dem Charakter des Photius muß hier nicht vergessen werden; er brachte es nemlich so weit, daß sich sein Feind Ignatius wieder mit ihm ausgesöhnt, und selbst vor seinem Tode daran gearbeitet hat, daß Photius sein Nachfolger werden sollte, welches endlich auch geschehen ist. Nach dem Tode des Ignatius wurde Photius wieder konstantinoplischer Patriarch, und auf einer Kirchenversamlung, die aus 383 Bischöfen bestand, wurde er mit Genehmigung des Pabstes und seiner Legaten recht feyerlich als rechtmäßiger Patriarch anerkannt. Schade, daß auch jezt Photius die geistliche] Herrschaft über die Bulgarey noch nicht an den Pabst abtrat! Und Recht hatte er, daß ers nicht gethan hat. Aber dadurch fieng sich der gegenseitige Haß wieder von neuem an. Der Pabst Johann VIII. that Photium wieder in Bann; der Nachfolger Johanns, Pabst Marin, that ein Gleiches und erklärte alles für ungültig, was Photius als Patriarch gethan hatte. Nach dem Tode des griechischen Kaisers Basilius kam dessen Sohn, Leo, auf den Thron, und dieser nöthigte den Photius seinem Patriarchat zu entsagen, und es seinem Bruder, Stephanus, zu überlassen, worauf Photius in ein Kloster gieng, und der christlichen Welt mit vielen gelehrten Schriften recht gute Dienste leistete. Unter dem Pabst Johann X. versuchte man es noch einmal die unterbrochene Gemeinschaft beeder Kirchen wieder herzustellen, aber der Haß war zu tief eingewurzelt, so daß alle Versuche deshalb frucht-

los, und zeither diese wichtige Trennung bleiben mußte *).

Wir kehren nun wieder auf die Geschichte der påbstlichen Hoheit im Occident zurück, nachdem wir gesehen haben, wie sich die morgenländische Kirche von der griechischen getrennt habe. Nach dem Tode Karl des Kahlen, welcher von dem Pabste zum Kaiser gekrönt worden war, sollte sein ältester Sohn, Ludwig der Stammler, in der Regierung folgen. Aber nicht ohne Widerstand konnte dies geschehen, da Karlomann, der älteste Sohn Ludwigs des Aeltesten ihm die Regierung streitig gemacht hatte. Dieser Karlomann hatte einen sehr starken Anhang in Italien, die es endlich so weit brachten, daß sie den Pabst gefangen nahmen. Allein dieser fand Gelegenheit zu entfliehen und kam nach Frankreich, wo er Ludwig den Stammler zum Kaiser krönte. Aber bald darauf gerieth Frankreich in die größten Verwirrungen; es bekam mehrere Könige nebeneinander, und die Herzoge und Grafen machten sich nach und nach in diesem Reiche unabhängig, wobey die Påbste immer die verhaßteste Rolle gespielt haben. Sie wurden nach und nach mehr Ungeheuer als Unmenschen. Stephanns VI. wurde von den Römern erdrosselt, weil er so unmenschlich regiert hatte. Schon am Ende des neunten Jahrhunderts führten sich die Påbste so unflätig auf, daß man es fast

*) Was die Geschichte des Abendmals betrift, so wird diese im 2ten Bande abgehandelt werden.

fast nicht beschreiben mag. Zu eben der Zeit hatten die Markgrafen von Toskana die Herrschaft über Rom. Der damalige Patrizius hatte eine Concubine Theodora, welche ein paar Töchter hatte. Mit der Mutter sowohl als mit ihren Töchtern lebte der Pabst recht vertraut, so daß er mit der Marozia einer Tochter der Theodora einen Sohn zeugte. Nach dem Tode dieses Pabstes Sergius, kam ein Diakonus, der schon längst mit der Marozia unzüchtig gelebt hatte, auf den päbstlichen Stuhl, der sich Johannes X. nannte. Diese unzüchtigen Frauenspersonen lebten nun recht unverschämt mit den Päbsten, und sie regierten eben so gut wie der Pabst selbst *). Gleichwohl bekam Johannes X. an seiner Marozia eine Geissel; denn sie heurathete hernach einen Herzog von Toskana, worauf Johannes wieder gestürzt worden ist. Nach diesem kamen einige Päbste, von denen man weiter nichts weiß, als daß die Geschichte ihre Namen nennt, und endlich kam auch Johannes XI. ein Sohn des Pabstes Sergius; er war aber auch nicht lange an der

*) Hierin mag wohl die Ursache liegen, warum man in spätern Zeiten einen solchen Pabst Johannes, deren es so viele gab, mit einer Päbstin Johanna verwechseln konnte. Denn diese Päbste ließen Münzen schlagen, auf deren einen Seite auch das Bild der Maitresse des Pabsts zu stehen kam. Es ist also die Meynung, daß einmal eine Johanna auf dem päbstlichen Stuhl gesessen habe, ein bloßer Irthum späterer Jahrhunderte, wie schon viele angesehene Gelehrte behauptet haben.

der Regierung. Kurz das zehente Jahrhundert weißt uns lauter so unflätige Päbste auf, den Pabst Leo VII., der es vergeblich versuchte, die Einigkeit der griechischen Kirche mit der lateinischen wieder herzustellen, und am Ende des Jahrhunderts den Pabst Sylvester II., der ein gelehrter und tugendhafter Mann war, ausgenommen. Doch wir gehen noch einmal zurück, und berühren noch, was in diesem Jahrhundert endlich auch einmal wieder ein berühmter Kaiser Otto der Große gethan hat. Bisher wußten die Kaiser beynahe nichts mehr von ihren Rechten in Italien, die ihnen Karl der Große im 8 Jahrhundert verschaft hatte. Unter der Regierung des Kaisers Otto des Großen, war ein grausamer Beherrscher Berengarius II. in Italien. Johannes XII., vor dem keine Frauensperson in Rom sicher war, saß zu gleicher Zeit auf dem päbstlichen Stuhl *). Dieses Pabsts wegen schrieben die Römer an Otto, daß er doch keine Frauenspersonen nach Italien und Rom wallfahrten lassen möchte, weil ihnen der Pabst so sehr nachgehe. Gleichwohl rief dieser Johannes XII. den Kaiser Otto nach Italien, wo darauf der Kaiser mit einem Heere dahin zog, und nachdem er den Berengarius vertrieben hatte, sich zum römischen König krönen und sich den Eid der Treue

*) Dieser Pabst ist deswegen auch merkwürdig, weil er zuerst anfieng seinen Namen zu ändern. Vorher hieß er Octavianus; und sein Vater war Patrizius in Rom. Auch ändern bisher die Päbste ihren Namen, wenn sie zur Regierung kommen.

Treue schwören ließ. Man sagt, daß dieser Otto der Große die Schenkungen Pipins und Karls, deren wir uns noch erinnern werden, bestätigt habe. Ob die Sache gewiß ist, daran zweifeln noch einige; wenigstens soll er in den Urkunden gesagt haben: unbeschadet unsrer, unsres Sohnes und unsrer Nachfolger Gewalt und Oberherrschaft. Aber der Pabst vergaß seinen Eid bald wieder; er wiegelte Rebellen wider den Kaiser auf, und dieser ward genöthiget wieder nach Italien zu ziehen, worauf der Pabst flüchtete, und dann abgesezt wurde. Inzwischen aber als Otto Rom wieder verlassen hatte, kam auch Johannes XII. wieder nach Rom und vertrieb den gewählten Pabst Leo VIII. Endlich wurde Johannes XII. von einem Ehemann ermordet, mit dessen Frau der Pabst, der sich in eine gräßliche Gestalt verkleidet gehabt hatte, Unzucht treiben wollte. Solche unbeschreibliche Ungeheuer saßen damals auf dem heiligen Stuhle zu Rom.

Unter der Regierung des Kaisers Otto bekam also das Ansehen des römischen Stuhls einen ziemlich harten Stoß; denn nicht nur daß er wieder Herr von Italien worden war, sondern weil die Römer größtentheils ihn liebten, und fürchteten, welches verursachte, daß er bey der nach dem Tode des ermordeten Pabsts Johannes XII. entstandenen streitigen Wahl durchdrang, und so den teutschen Kaisern das unterdrückte alte Recht, die Päbste zu bestättigen, wieder herstellte. Leo VIII. den Otto auf den päbstlichen Stuhl erhoben hatte,

weigerte sich nicht, dieses alte kaiserliche Recht feyerlich anzuerkennen und zu versprechen, daß er und seine Nachfolger von den Kaisern in Teutschland abhängen sollten. Nur ist zu bedauern, daß auch Otto's Söhne den Geist ihres Vaters nicht hatten, wie die Söhne Karls des Großen, die durch ihre Schwachheiten so viel zur Erhöhung des päbstlichen Stuhls beygetragen haben. Otto's Söhne konnten bey den nach dem Tode ihres Vaters und Großvaters entstandenen Unruhen in Italien sich nicht als Beherrscher Italiens behaupten, den sie waren von der Seuche der Wollust so wenig frey, als die Päbste, deren eine große Anzahl im zehenten Jahrhundert gezählt wird, und deren immer einer ein gräßlicheres Ungeheuer war, als der andere; die Markgrafen von Toskana übten noch zu viel Macht in Rom und Italien aus, und die Ottonen konnten, wie gesagt, ihnen nicht widerstehen.

Unter den Ottonen stieg der Reichthum des römischen Stuhls unbeschreiblich hoch. Alles Einkommen, das der Aberglaube dieser Zeit dem Pabste und der von ihm abhängenden Geistlichkeit eintrug, abgerechnet. In einem gewissen Verstande wurden jezt die Lehen ungleich mehr bedeutender für die Kirche, als sie es bisher gewesen waren. Herzoge, Fürsten und Grafen zogen jezt sehr häufig geistliche Kleider an. Weltliche Herren waren bey der zerfallenen Kirchenzucht gar nicht mehr im Stande, sich gegen die Gewaltthätigkeiten des wilden Pöbels zu sichern; sie übergaben daher ihre Güter den Geistlichen

chen und Bischöfen zu Lehen, weil man von diesen mehr Unterwürfigkeit erwartete, und die Geistlichkeit auch mit dem damals so sehr gefürchteten Bann viel ausrichten konnte, den Pöbel im Zaum zu halten.. Wenn nun ein Gutsherr ohne männliche Erben gestorben war, so fiel das Gut an die Kirche zurück, deren Geistliche dasselbe bisher zur Lehen hatte. Auf diese Art mußte die Geistlichkeit nach und nach zum Besiz unermeßlicher Reichthümer gelangen, denn bey den immerwährenden Kriegen war es gar leicht geschehen, daß solche Herren ohne Erben aus der Welt gehen mußten. In der Folge aber gaben diese Lehensgüter Gelegenheit zu fast unaufhörlichen Streitigkeiten zwischen den Päbsten und den Bischöfen; und gemeiniglich entschied nur das Glück zum Vortheil des Pabsts, wenn die Bischöfe schwach und die Kaiser entweder nachgiebig oder zu sehr eroberungssüchtig waren, wie hernach Heinrich IV., der sich zu sehr von seiner Lieblingsidee ganz unumschränkter Beherrscher der Teutschen und der Sachsen zu werden, beherrschen ließ, wodurch er sich den Haß und die Abneigung der meisten angesehensten und reichsten Bischöfe in Teutschland zuzog, dem Pabst aber dadurch viel Schmeichler und so endlich Vasallen verschafte. Doch wir wollen diese Geschichte etwas ausführlicher abhandeln, denn die etlichen Katastrophen zwischen den Ottonen und Heinrich IV. sind von keinem sehr wichtigen Belang; denn man müßte ja nur Geschichte ungeheurer Päbste lesen, und davon können wir uns wohl die Sache so ziemlich im Lichte vorstellen, aus dem

was wir bisher hierüber gesagt haben. Man erstaunt, und man weiß oft nicht, was man denken soll, daß Gott so große Geduld mit den Menschen hat. Wie unverantwortlich haben zeither bis auf Hildebrand die Päbste die heiligen Wahrheiten des Worts Gottes und der Religion gemißbraucht? Und gleichwohl hat er Geduld, und noch alsdenn, wenn auch noch diese Päbste immer fortwüten — noch 500 Jahre fortwüten, wozu Hildebrand erst noch recht den Ton angegeben hat, wie wir jezt hören wollen.

Hildebrand als Pabst Gregor VII.

Wir haben schon aus der bisherigen kurzen Geschichte der steigenden Hierarchie gesehen, wie weit menschlicher Unsinn auch bey Bischöfen gehen konnte, als sie einmal anfiengen groß und stolz zu werden. Um aber nur beyläufig zu sehen, wie die bisherigen Unruhen gleichsam nur Zuckungen waren gegen denen, welche Hildebrand erregte, und wie sehr grausame Unmenschen die vorgeblichen Christusstatthalter auf Erden worden sind, so merken wir nur einiges aus seiner Lebensbeschreibung an: denn besonders zeichnet sich dieser Mann vor allen seinen Vorgängern durch seinen grausamen Charakter in der Geschichte aus, und er verdient vorzüglich den Abscheu der Nachwelt, obgleich der Pabst Johannes XII. ein so unflätiger Mensch war.

Hildebrand führte als Pabst den Namen Gregor der Siebente. Er war gebürtig aus Toskana und von sehr niedrigen Eltern. Er hatte, wie man aus seiner Geschichte vernehmen wird, einen ungewöhnlichen Stolz, der aber meist ins Grobe fiel. Noch als Jüngling hatte er Gelegenheit mit dem damals abgesezten Pabst nach Teutschland an den kaiserlichen Hof zu gehen, wo er also frühzeitig die Politik dieses Hofes kennen gelernt hatte. Nachher gieng er in ein Kloster des Cluniacenserordens, und wurde ein Mönch, weil er sich dem geistlichen Stande widmen wollte, und vielleicht seine Seele schon den stolzen Entschluß gefaßt hatte, einmal Teutschlands Zuchtmeister zu werden. Er wählte sich gerade den härtesten Mönchsorden, um seinen schwärmerischen und stolzen Projecten auf die Zukunft recht Plaz geben und auf ihre Ausführung recht nachdenken zu können. Als er wieder aus diesem Kloster gieng, wurde er Diakonus zu Rom; dann Archidiakonus und endlich Cardinal. Bey Begleitung dieser Aemter hatte er, weil er eine Dosis mehr gelernt hatte, als verschiedene der vorigen Päbste, ungemeinen Einfluß auf die römischen Staatsangelegenheiten. Seit dem Jahr 1054 brauchte man ihn auch zu Verschickungen auf Gesandtschaftsposten an andern Höfen, besonders zu den Fürsten in Italien, Frankreich und Teutschland, wo er also jedes dieser Fürsten persönlichen Charakter kennen lernte. Gelehrsamkeit war es nicht eigentlich, sondern ein gleichsam angeerbter Baurenstolz, womit er hernach Kaiser und Könige zu nä-

cken suchte; denn es fiel fast allemal sehr grob auf, wenn er einen Theil seines Plans offenbarte und verkündigen ließ; man mußte es fühlen, daß er darauf umgehe alle Reiche vom römischen Stuhl abhängig zu machen.

Ob man sich gleich nichts gutes vom Hildebrand versprechen konnte, denn er hatte sich schon als Cardinal bey verschiedenen Großen sowohl in Italien als besonders in Frankreich verhaßt gemacht, so hatte er doch auch seine Anhänger, durch deren Hülfe er sich gelegentlich auf den päbstlichen Stuhl zu schwingen glaubte.

Hildebrands Stuhlbesteigung gelang im Jahr 1073 und zwar auf eine solche Art, wie jeder schon längst vermuthen konnte, daß sie geschehen werde. Denn kaum war der Pabst Alexander II. todt; so wurde Hildebrand noch am Begräbnißtage des verstorbenen Pabsts auf den päbstlichen Stuhl erhoben. Dies war schon ein gefährlicher Schritt; und Hildebrand hätte gewiß wieder herabsteigen müssen, wenn seine erboßte List ihn nicht gerettet hätte. Einen Pabst zu wählen, ohne es vorher dem Kaiser in Teutschland zu wissen zu thun und desselben Einwilligung zu haben, war schon längst verboten. Das wußte man zu Rom gar wohl, und Hildebrand wußte es auch. Allein mit eben diesem Ungehorsam gegen den Kaiser vertheidigte sich Hildebrand, wie wir sogleich hören werden. Seine Wahl also, welche ohne die Genehmigung des damaligen Kaisers **Heinrichs IV.** geschahe, der schon längst in Streitigkei-

ten

ten mit dem römischen Hofe verwickelt war; verdroß den Kaiser sehr; und es mußte ihn verdrießen, daß man in Rom so verwegen gewaltsam in seine kaiserliche Rechte eingegriffen hätte. Der Kaiser Heinrich also, der Hildebranden schon längst kannte, und nie in seine Wahl gewilligt haben würde, wenn man ihn darum gefragt hätte — und das wußten Hildebrand und seine gewaltthätigen Anhänger, deswegen eilten sie so mit der Wahl — säumte nicht, den neuen Pabst über seine unregelmäßige Wahl zur Verantwortung zu ziehen, und in dieser Absicht schickte er einen Gesandten, den Grafen von Nellenburg nach Rom. Allein schon bei dieser Gelegenheit betrog Hildebrand den Grafen und den Kaiser so, wie jeder schlaue und arglistige Mann seinen Gegner mit einnehmender Höflichkeit zu hintergehen weiß. Eben mit seiner Wahl entschuldigte er sich. Denn nebst vielen andern Schmeicheleyenund einnehmenden Höflichkeiten, die dieser neue Pabst dem Grafen vorspiegelte, und in welchen er seine Betriebsamkeit zur Wahl ganz von sich ablehnte, versicherte er den Grafen, die Krönung nicht anzunehmen, bis er die Genehmigung des Kaiser Heinrichs haben würde; denn, sagte er, das Volk in Rom hat mich ohne meinen Willen gewählt. Dies war eine der ersten feinen Lügen, die er als heiliger Vater sich gegen den Kaiser zu vertheidigen aussprach. Seine Feinde in Italien, die ihn schon genauer kannten, und gar wohl um die Sache wußten, drangen mit ihren Warnungen, die sie an den Kaiser thaten, nicht durch, sondern von den Schmeicheleyen des Pabsts ließ sich Heinrich blenden, und

er gab sein Wort zur Krönung Hildebrands, wo dieser den Namen Gregor der Siebente annahm. Eine Uebereilung, die der Kaiser hernach zu seinem und Teutschlands größtem Schaden büßen mußte. Freilich möchte man glauben, Heinrich hätte hier Tadel verdient; allein es kamen andere Umstände dazu. Theils sah es um die Regierung des Kaisers in Teutschland nicht zum besten aus; theils hatte auch er zu viele Feinde, mit denen er sich streiten mußte; und überdies loderten die Streitigkeiten noch immer wieder auf, welche schon unter dem verstorbenen Pabst in Ansehung der geistlichen Lehen fast in volle Flammen ausgebrochen waren. Ohne Zweifel hat Hildebrand sie jezt schon wieder rege gemacht; denn es zeigte sich gleich in der Folge, als er kaumgekrönt war.

In wie große Verwirrung ein einziger Mensch, wie Hildebrand, dessen Kizzel es war, alles zu näcken und wider einander aufzuhezen um bey solchen Händeln seinen Plan ausführen zu können, beynahe die ganze christliche Kirche sezte, so war es doch besonders göttliche Vorsicht, daß der Pabst zuweilen auch in Ausführung seiner Projecten scheitern mußte, und er gerade in einer solchen Zeit, da er den geistlichen Despotismus aufs höchste spannen wollte, auch Teutschland einen Kaiser hatte, der eben so sehr in die Idee der alleinigen Oberherrschaft bis in den Tod verliebt war, als der Pabst. Geschickter konnten diese zween Herren, welche oft und lange der einzige Gegenstand der Welt waren, nicht zusammentreffen. Der erste Herr im geistlichen Stande gieng lange

mit dem Gedanken schwanger, sich zum obersten Herrn und Despoten der Welt aufzuwerfen; der erste Herr im weltlichen Stande strebte nicht minder nach Souverainität. Und gewiß wäre damals ein Weib oder ein Phlegma wie Ludwig der Milde im 9. Jahrhundert, auf dem kaiserlichen Throne gesessen, so würde der arglistige und schlaue Priester in Rom seine Absichten ungehindert haben ausführen können. Da aber gerade ein junger behender und hitziger Mann die höchste weltliche Würde hatte und zugleich furchtbarer Held war, so war es noch einiges Glück für die Völker; denn so konnte jener seine unmenschliche Absichten eben nicht alle erwünscht ausführen.

Hildebrand jezt Gregor der Siebente saß kaum auf dem päbstlichen Stuhl, so fieng er sogleich an Briefe und Verordnungen zu schreiben, welche so voll Stolz und Kühnheit — ja voll unsinniger Grausamkeit waren, daß man ihm bald Vorwürfe deshalb machte. — Allein hierauf verantwortete er sich, wie jeder Betrüger auf seine freche Unternehmungen antwortet. Er sagte, daß nemlich diese Briefe nicht von ihm herrühren. In einem und in mehreren seiner Briefe steht, „der Pabst kann Kaiser und Könige absetzen; denn die weltliche Herrschaft ist eine blos menschliche Erfindung, der Pabst aber ist Statthalter Christi. Der Pabst kann sich aller der kaiserlichen Insignien bedienen — der Pabst ist über alles erhaben; er ist infallibel, er kann alles richten, ihn niemand. Jeder gottlose

König

König (und das sind sie meist alle) steht unter der Herrschaft des Satans. Nun hat jeder schlechte Exorzist Macht über den Satan; wie vielmehr muß der größte Bischof Macht haben über den Sclaven des Satans". Diese einzigen gregorianischen Schlußfolgerungen sind Beweise genug von seiner Unmenschlichkeit und hinreichend auf alle andere, die er dergleichen noch that, zu schließen. Sein Losungswort bey allem war dieses. Verflucht sey, wer des Herrn Werk lässig thut. Verflucht sey, der sein Schwerdt aufhält, daß es nicht Blut vergieße (Jerem. 48, 10).

Indeß da der Kaiser Heinrich seine Bestätigung der päpstlichen Wahl und Krönung gegeben hatte, und noch kein Jahr vorbey war, daß der neue Pabst, Gregor der Siebente, auf dem sogenannten Stuhl Petri saß, so wurde Heinrich aufs neue mit den Sachsen in einen Krieg verwickelt — denn Heinrichs Lieblingsidee war es von Jugend auf sich Sachsen zu unterjochen; es war dies schon Plan seines Vaters und das wußte nun freilich zum Unglück auch der in die Politik des kaiserlichen Hofes einsichtige neue Pabst. Diesen Plan ausführen zu wollen, machte Heinrichs ganzes Leben zu einem unaufhörlichen Trauerspiel.

Diese Händel des Kaisers mit den Sachsen, auf deren Seite Gregor VII. schon im Geheim getreten war, wurden jezt dem Schein nach, aber nicht

zum kaiserlichen Vortheil eine Weile beyseit gelegt, als Gregor jezt eine päbstliche Gesandtschaft nach Teutschland schickte, durch welche er anfangen wollte sein gigantisches Gebäude der Hierarchie aufzubauen. Wunderbar wars, daß unter dieser Gesandtschaft auch die Mutter des Kaisers sich befand, welche sich schon längst nach dem Tode ihres Gemahls nach Rom begeben hatte, um dort ihr Leben in Heiligkeit und Andacht zu schließen. Allein Agnes, so hieß sie, ließ sich von dem alten Hildebrand einnehmen und wider die Rechte ihres Sohnes und ganz Teutschlands gebrauchen. Ueber diese Gesandtschaft, welche die Simonie *) des Kaisers und seiner Minister untersuchen sollte, ward Heinrich so erbittert, daß er nicht einmal seine Mutter, noch je einen ihrer Mitgesandten vor sich kommen ließ. Diese Untersuchung schien Gregorn VII. die erste schicklichste Gelegenheit zur Ausführung seiner Projekten zu seyn. Allein der Kaiser und mit ihm die meisten teutschen Bischöfe verwarfen den Vorschlag dieser Gesandtschaft. Denn ein großes Intresse hieng davon ab; und Teutschland wollte dieses dem Pabste nicht in die Hände spielen. Die Gesandtschaft zog also wieder ab unverrichteter Sachen, ohne nur den Kaiser gesprochen zu haben. Italiänische Bischöfe sollten in Teutschland nicht Synoden halten. Allein so gut es dem Kaiser auch anstund dem schlau-

*) Simonie: ist die Verleihung der geistlichen Aemter, wenn sie um Geld geschieht, welches schon von dem vorigen Pabste Alexander II. verboten wurde.

schlauen und gewaltthätigen Mann in Rom nicht so geradehin in seine geoffenbarte Projekten einzuwilligen, so zündete doch dieser Ungehorsam des Kaisers das lodernde Feuer noch mehr an, die arglistige Politik Hildebrands fieng jezt an recht zu toben und die teutschen Verwirrungen wurden immer gefährlicher — besonders da der Kaiser immer in den Waffen stehen mußte, und Gregor allemal seine geheime Gehülfen dabey arbeiten ließ.

Als die in Teutschland abgewiesene Gesandtschaft des Pabstes wieder in Rom angekommen war, so versuchte Gregor ein anderes Mittel, das wirklich besser angebracht zu seyn schien. Er stellte nemlich in einem päbstlichen Breve das Verbot der Priesterehe auf. Ein feines und nicht unbequemes Mittel für den Pabst, der sich zum geistlichen und weltlichen Despoten aufzuwerfen gedachte. Denn theils schien es der geistlichen Heiligkeit angemessen zu seyn — und Hildebrand war von jeher ein Scheinheiliger — wenn Priester ehelos lebten; theils war dies Verbot das beste Mittel die päbstliche Macht zu erhöhen und die Macht der weltlichen Regenten zu schwächen, weil Priester, welche Weiber und Kinder haben, mehr von ihren Fürsten als von dem Bischof zu Rom abhangen. Als Familienväter mußten sie sich und ihren Nachkommen die Gnade des weltlichen Regenten, in dessen Staaten sie leben, zu erwerben und zu erhalten suchen. Wären die Geistlichen aber ohne Familien — und das waren sie, wenn sie nicht heuratheten — so würden sie eher vom

Pabst

Pabst abhängig seyn, und er könnte sie ganz bequem zu den geschmeidigsten Werkzeugen wider die kaiserlichen und anderer Fürsten Gerechtsame machen. Deswegen drang Gregor VII. auch zugleich auf die Abschaffung der Simonie, daß nemlich die geistlichen Aemter und die damit verbundenen Güter blos von Rom aus verliehen werden sollten. Dies waren die zwo Springfedern der Gregorianischen Politik, womit Gregor sein gigantisches Gebäude der Hierarchie aufbaute und welches Jahrhunderte lang stehen blieb.

Als aber auch diese Forderungen des Pabstes nicht angehört wurden, und ihm dem schlauen Mann in Rom der Kaiser und die meisten teutschen Bischöfe wie ins Angesicht wiedersprachen, so gab Gregor dem Erzbischof von Mainz, welcher gerade damals sein Liebling war, den Auftrag, die Vollziehung des Verbots der Priesterehe befördern zu helfen. Dieser Erzbischof hielt eigenmächtig eine Synode zu Erfurt, und drang darauf das päbliche Verbot der Priesterehe zu kanonisiren und zu erfüllen, was der heilige Vater befehle. Widerstand gab es genug; und sehr viele Bischöfe hielten dies Verbot des Pabstes für Wahnwiz; die Mainzer Geistlichen antworteten dem Erzbischof: sie könnten nicht wie Engel leben; der Pabst müsse sehen, wo er Engel zu Geistlichen bekommen könne. Der Erzbischof drohete zwar jedem mit dem Bann — im Namen des heiligen Vaters; denn Menschen zu verdammen, war bey deu höchsten Bischöfen schon längst allgemeines Ceremoniel —

jeden

jeden sollte der Bannstrahl treffen, wer sich von den Geistlichen weigern würde nach dem Willen Gregors ehelos zu leben. Der vornehme Vertheidiger des Pabsts kam zwar in Lebensgefahr, er konnte kaum noch sein Heil in der Flucht finden; er mußte also auch nachher einen gelindern Ton annehmen. Dem ungeachtet aber beharrte der Pabst auf seinem Eigensinn, und die Zeitumstände in der Folge machten, daß der eigensinnige und hartnäckige Alte siegte. Besonders half dazu die Vermischung des Mönchsstandes mit dem Klerus.

Indeß giengen die Unruhen in Sachsen wieder von neuem an, und diese wurden für den Kaiser zwar vortheilhafter, aber auch gefährlicher. Das geschah aber, weil der Kaiser sich die Zeit, wo er die Gelegenheit hatte Sieger zu seyn, zu eifrig nuzte, so daß er sich jezt nicht so sehr mit geistlichen Händeln abgeben konnte. Die teutschen Bischöfe waren aber doch mit dem Verbot der Priesterehe äußerst unzufrieden, und sehr wider den Pabst aufgebracht. Dem ungeachtet citirte jezt der Pabst den Kaiser nach Rom, wo er sich seines Ungehorsams wegen verantworten sollte. Dies war den Teutschen bisher etwas unerhörtes. Der Kaiser aber gieng noch nicht hin: sondern er fuhr fort die Sachsen zu demüthigen, wo ihm auch das Glück günstig zu seyn schien. Er überwand und wurde furchtbar; indem aber auch der Pabst nicht aufhörte im Geheim an der Ausführung seiner Projekte zu arbeiten; nur daß er gegenwärtig nicht so laut schrie.

Wie

Wie verhaßt sich Gregor VII. durch seine unerhörte Gewaltthätigkeiten bey sehr vielen vernünftigen Männern, auch in Italien, machte, mag folgende Begebenheit dienen. Es war der damalige Präfekt zu Rom, ein sehr reicher und angesehener Mann, der Parthey des Kaisers ergeben. Der Pabst war diesem ehrlichern Manne feind, und that ihn in den Bann. Dieser Präfekt wollte nun den heiligen Vater auch für seinen Machtspruch belohnen: er gieng also mit seinem Anhang, der sehr stark war, bewafnet am Christabende in die Kirche, in welcher der Pabst eben Messe las, riß ihn vom Altare weg, und schleppte ihn bey den Haaren aus der Kirche und mit auf seine Burg, wo er ihn bewahrte. Der einfältige Pöbel, der sich durch die Scheinheiligkeit des Betrügers Hildebrands noch immer blenden ließ, stürmte zwar diese Burg und Hildebrand wurde frey. Wär doch dieses Ungeheuer nicht mehr ans Tageslicht gekommen! Der Präfekt gieng hin, rächte sich noch mehr und nahm viele heilige Güter der römischen Kirche weg. Dieser Auftritt hätte den alten Mann Hildebrand demüthigen sollen; aber wie es gemeiniglich bey solchen Leuten geht, die einmal in ihrer Bosheit alt und mithin verhärtet worden sind; sie werden nur noch wütender, wenn die Demüthigung vorüber ist; so gieng es hier dem Pabst in Rom. Aber hat ihn die rebellische Züchtigung nicht zum Nachdenken gebracht, so hätte ihn doch sollen folgende Geschichte weich machen.

Während daß dieser Auftritt in Rom vorfiel, kam wieder eine päbstliche Gesandtschaft in Teutschland an und citirte den Kaiser abermal nach Rom. Aber der Kaiser achtete nicht auf diesen Befehl, er mag gar wohl um die Sache des römischen Präfekts gewußt haben; er grief jezt selbst in die päbstliche Rechte. In Bamberg war nemlich eine erledigte Bischofsstelle, denn Gregor hatte kurz vorher den Bischof daselbst wegen beschuldigter Simonie abgesezt. Dahin sezte jezt der Kaiser selbst eigenmächtig wieder einen Bischof, ohne den Pabst vorher zu fragen. Der Kaiser gieng noch weiter! er wollte den Pabst selbst absetzen. Es ereignete sich dazu sogleich eine recht schickliche Gelegenheit. Ein Kardinal Hugo Blancus, kam eben aus Italien und erzählte, wie sehr viele daselbst wider Gregorn aufgebracht seyen, und die Meisten wären seiner überdrüssig. Auf diese Erscheinung hielt der Kaiser sogleich einen Reichstag zu Worms, wo fast die ganze Geistlichkeit zugegen war. Einstimmig wollte man den Pabst abgesezt wissen, und man fertigte auch sogleich eine Formel aus, worinn man dem Pabst allen Gehorsam aufkündigte. Der Kaiser schrieb eigenhändig an den Pabst und sagte ihm mit klaren Worten: er sey abgesezt. Er nannte ihn nicht mehr Gregor VII. sondern Hildebrand und einen falschen Mönch. Unter andern drückte sich der Kaiser in seinem Schreiben mit diesen Worten aus: „Der Schluß der Großen meines Reichs war dieser, daß du auf dem apostolischen Stuhle nicht mehr sitzen könntest. Weil ich ihre Meynung vor Gott

und Menschen als billig erkenne, so stimme ich ihr bey, spreche dir alle päbstliche Rechte ab, und gebiete dir Kraft des Patriziats, welches mir Gott und die Römer übertragen haben, daß du die Stadt Rom gänzlich meidest. — Da du durch diesen Bann und aller Bischöfe Urtheil als verdammt anzusehen bist, so steige vom apostolischen Stuhle herab, und laß einen andern den Stuhl besteigen — ich Heinrich von Gottes Gnaden König sage dir mit allen meinen Bischöfen: Steig herab, steig herab!" Aber der Pabst stieg doch nicht herab; er donnerte nur noch ärger als zuvor. So bald der kaiserliche Gesandte mit seinen Depeschen an den Pabst zu Rom angelangt war, so machte der Pabst selbst dem Volk bekannt, daß der Inhalt dieser Depeschen seine eigene Absezung betreffe. In welchem Ton und mit welchen scheinheiligen Erinnerungen begleitet dieser Vortrag Gregors gelautet haben mag, läßt sich leicht denken, da es dem kaiserlichen Gesandten eben so ergieng, wie oben dem Mainzer Bischof Siegfried, der die päbstlichen Verordnungen in Teutschland kund machte und ihre Befolgung betreiben wollte. Aber jezt bricht auch das Unglück mit Macht über den Kaiser Heinrich herein, dergleichen vor ihm beynahe kein christlicher Beherrscher der Welt noch erlebt hatte. So wie der Pabst Freunde und Feinde in Italien hatte; so hatte er auch seine Anhänger und Widersacher in Teutschland. Eben so stund der Kaiser mit diesen beyden Reichen. Gregor, der in Rom bey der Kundmachung der kaiserlichen Schreiben wie ein

Löwe, dem seine Jungen geraubt sind, wütete, und greulich von seiner Kanzel herabdonnerte, unterstund sich nicht nur zu sagen, daß er auf dem heiligen Stuhl sitzen bleiben werde, sondern er that auch den Vorschlag den Kaiser selbst in den Bann zu thun. So unerhört dies in aller Welt war, so mußte es doch geschehen. Aber es kam jezt auch alles auf einmal ins Feuer. Die Feinde Gregors in Italien, darunter viele angesehene Bischöfe waren, hielten eine Synode zu Pavia und verdammten den Pabst. So waren überall Verbannte und Verdammte, wo man nur hinsah. In Italien waren es der Pabst und sein Anhang. Durch den Pabst waren es die, welche ihn verdammten. In Teutschland waren es auch durch den Pabst der Kaiser und mit ihm die Bischöfe von Cölln, Mainz, Strasburg, Utrecht, Bamberg und seine vornehmsten Minister. Dies war eine satanische Erschütterung und lauter Folgen des Hildebrandischen Grimms.

Aber nun machte der Kaiser einen unverzeihlichen Fehler. Statt daß er die bisher gedemüthigten Sachsen gelind behandeln, sie auf seine Seite zu bringen suchen und dann mit ihnen wider den Pabst nach Italien ziehen sollte, so that er gerade das Gegentheil. Er behandelte die Sachsen noch immer als furchtbarer Sieger, gab ihre vornehmsten Fürsten nicht los, ließ die Zeit vorbeystreichen, wo ihm die größten teutschen Bischöfe geneigt waren, und brachte endlich durch

seine Härte alles wider sich auf. Denn eine Menge Fürsten, deren Verwandte damals in kaiserlicher Gefangenschaft waren, schickten Gesandtschaften an den Kaiser, und baten, daß er doch den Sachsen einige Ruhe verschaffen und die Staatsgefangenen losgeben möchte. Aber er hörte sie nicht an. Was Wunder, wenn auch Heinrich jezt durch seine Unnachgiebigkeit alle diese Fürsten gegen sich abgeneigt machte, daß sie endlich sich theils vor dem Pabste, der noch immer nicht von seinem Stuhl herabgestiegen war, zu fürchten anfiengen, theils gar zur päbstlichen Parthey übertraten? Eben so auch die Bischöfe in Teutschland und Italien. Als Verbannte mußten sich diese vor dem Aberglauben des Volks fürchten, wenn der Bann zu lang auf ihnen liegen blieb. Sie konnten also auch aus Noth gezwungen dem Kaiser nicht treu bleiben, wenn er nicht nach Italien eilen und als Beherrscher und Zuchtmeister des Pabsts den Händeln ein Ende machen wollte. Alles dies machte, daß die meisten Fürsten und Bischöfe von dem Kaiser abfielen. Und diese Saumseligkeit des Kaisers benuzte der verschmiztpolitische Hildebrand. Er schrieb zweymal sehr dringend und heilig an die teutschen Bischöfe, und verlangte, daß das Leben des Kaiser Heinrichs von seiner Jugend an untersucht werden sollte: dann, sagte er, würde es sich zeigen, daß Heinrich ganz mit Recht in Bann gethan seye, Gregor sagte: „die Könige könnten von den Schaafen nicht ausgenommen seyn, welche Christus dem heiligen Petrus zu weiden gegeben habe". Vom Weiden sprach Christus ganz gewiß; darinn hatte

Gregor vollkommen Recht: aber vom Bannfluch hat Christus nie ein Wort gesagt: auch davon nicht, daß künftig die römischen Bischöfe — welche doch ganz gewiß nicht Petri Nachfolger sind — ein weltliches Reich aufrichten sollen, noch weniger, daß sie wie Tyrannen agiren sollen. Auf diese päbstlichen Circularschreiben an die teutschen Bischöfe schickte jezt der Kaiser auch eine Gesandtschaft nach Rom. Allein es war alles vergebens. Der Baal in Rom hörte nicht mehr. Seine mächtige Stüze war bereits eine nahe Muhme des Kaisers, die Gräfin Mathildis, eine sehr reiche Wittwe. Auf diese mächtige Stüze lehnte sich der gottlose Gregor, denn er lebte sehr vertraut mit ihr. Er fieng jezt aufs neue an zu donnern; er wollte den Kaiser gar absetzen, das bisher noch gefehlt hat. Er schrieb an die teutschen Bischöfe, daß ein verbannter Kaiser sie nicht beherrschen könnte. Aber ein verbannter Pabst konnte auf dem heiligen Stuhl zu Rom sitzen? Welch ein unsinniger Kontrast! So spielten die komischen Einfälle eines einzigen Mannes mit dem ganzen Menschenverstand seines Zeitalters, sagt Hr. Prof. Spittler. Allein im eilften Jahrhundert war dies möglich; denn alle Augenblicke erschien einer, der in der Hölle begraben lag, weil er gestorben ist, ehe der Bann von ihm genommen wurde. Der Pöbel hatte das Mahlzeichen des Aberglaubens an seiner Stirne, und glaubte es.

Jezt führte Gregor der Siebente eine Kirchensprache ein, welche vor ihm noch kein Mensch

nur zu denken das Herze hatte. Er ließ sich von Rom aus also hören: „Im Namen des allmächtigen Gottes rc". „Er sezte noch hinzu, daß Bischöfe mehr wären als die Könige, und die bischöfliche Gerichtsbarkeit gehe über die Könige." Diese Sprache Gregors klang frech, aber auch schön genug, die Bischöfe auf seine Seite zu bringen. Und für diesmal gelang es ihm eine Zeitlang.

Der Kaiser, dem jezt nebst vielen teutschen Feinden, welche gregorianische Geburten waren, noch die harten Niederlagen, die er von den Sachsen erleiden mußte, in die Quer kamen, versprach — er war genöthiget — einen Waffenstillstand einzugehen und so lange zu Worms ein stilles Privatleben zu führen, bis der Pabst selbst nach Augsburg kommen und die Sache ausmachen werde. Allein der Kaiser wollte den Pabst nicht in Teutschland haben; er entschloß sich also selbst nach Rom zu gehen, in Hofnung der Pabst werde doch nicht so gar unbarmherzig seyn. Er machte sich also auf seine Absolution zu holen, und kam in der Zeit zwischen Weynachten und dem Neujahr zu Fuß über die beeißten Alpen und Gebürge hinüber. Der Pabst war schon auf dem Wege nach Augsburg, und hielte sich eben mit seiner geliebten Gräfin Mathildis in der Stadt Canossa auf, wo der Kaiser des Nachts zu Fuß ankam. Er wählte sich freilich vorher seine Muhme, die Gräfin Mathildis, zur Mittlerin, aber mit dieser war ihm schlecht geholfen. Das Schauspiel, welches auf einem Theater abentheuerlich seyn würde,

mußte nun wirklich an dem Herrn der Welt zu fast allgemeinen Schauer der Menschheit aufgeführt werden. So weit war bisher noch kein Pabst gegangen, als jezt der gottlose Gregor gieng.

Am Neujahrstage 1077 kam der Kaiser bey dem Thore zu Canossa an, ohne Gefolge, ohne Wache ꝛc. Es war eben damals eine sehr strenge Kälte. Der Pabst, der von der Ankunft des Kaisers wußte, traute freilich diesem Gast nicht, der ihm da so unerwartet kam — denn Hildebrand kannte Heinrichen gar zu wohl; wie im Gegentheil Heinrich Hildebranden diesmal hätte auch kennen sollen, da er ihn doch zuvor hatte kennen lernen — Gregor sorgte also für den Empfang seines Gastes, des Kaisers, so daß er schon bey der zweyten Ringmauer gefangen genommen wurde. Man verwechselte seine Kleider sogleich mit einem härnen Kittel, wie man armen Sündern zu thun pflegte. Und so brachte man ihn in den ersten Vorhof des päbstlichen Schlosses zu Canossa, wo er barfuß stehen bleiben mußte, und mit niemand sprechen durfte. Diese Buße währte drey Tage lang, bis endlich selbst das Volk vom Mitleid bewogen eine Fürbitte bey dem Pabste und der Kaiser einen Fußfall vor der Gräfin Mathildis that, mit der sich der heilige Vater eingeschlossen hielt. Auf diese Fürbitten bewogen erfolgte denn endlich die Absolution des heiligen Vaters. Der Pabst hielt hernach eine Messe, wo er sich vor dem Volke und dem be-

gnadigten Kaiser durch einen entsezlichen Eid reinigte, daß er frey seye von dem Verdacht durch Geld Pabst geworden zu seyn u. s. w. Darauf zog er den Kaiser an die Tafel und freuete sich seines Triumphs. Möchte einen hiebey nicht der Verstand stille stehen? — Der Verwegene gieng so weit, daß er selbst nach Teutschland schrieb, wie er dem Kaiser begegnet sey, und wie er ihn von dem Banne befreyet habe. Doch Heinrich erwartete nur den Zeitpunkt, wo er diese Ceremonie recht nachdrücklich zu rächen sich vorgenommen hatte.

Unter diesen Umständen ists begreiflich, daß der Uebermuth des Pabstes immer höher stieg, daß er also auch immer mehr auf die Vollziehung seiner längst aufgestellten Säze drang, besonders auf die Abschaffung der Priesterehe; denn man hatte ihm über diesen Artikel noch nicht allgemein Gehör gegeben. Lächerlich machte das Verbot der Priesterehe den alten Mann, den Pabst; denn alles wußte, wie sehr vertraut er selbst mit der Gräfin Mathildis lebte. Er war zwar schon 62 Jahre alt; aber er war ihr Aufseher. Sie war jung, schön und ein galantes Frauenzimmer; sie hielt ihn für einen Heiligen; und er versicherte sie in einigen Briefen seiner Liebe zu ihr. Das läßt sich schwer mit dem Verbot der Priesterehe reimen. Allein wie schon gesagt, die teutsche Geistlichkeit war auch nicht hierüber eines Sinnes.

In-

Indeß verließ Heinrich den Pabst. Er gieng aber nicht nach Teutschland, er blieb in Italien, wo er Anhang gefunden hatte: denn die Frechheit des gottlosen Gregors brachte auch viele Gemüther in Italien auf, und traten auf die Seite Heinrichs. Die teutschen Fürsten erwarteten den Kaiser und den Pabst: aber vergebens. Der Pabst konnte nicht kommen, weil ihn der Kaiser mit einem in Italien zusammengebrachten Heere eingeschlossen hielt; der Kaiser wollte nicht kommen, weil er den Pabst züchtigen wollte. Dies war für beyde gefährlich. Teutschland wurde mißvergnügt, daß der Kaiser so lang verzog; man wählte daher einen Gegenkaiser: der Pabst stund in Lebensgefahr rc. Heinrich erfuhr kaum die Wahl und Krönung seines Gegenkaisers, so eilte er nach Teutschland, wo er in Bayern, Böhmen und eines Theils in Schwaben noch Anhang hatte, und ließ seinen Prinzen Conrad mit seinem Heer in Italien, wo dieser nicht aufhören sollte den Pabst und seine Liebstin zu züchtigen.

Heinrich kam nun in Teutschland an, fand aber nichts gutes für ihn, als was seine Anhänger noch waren. Er sammelte sich also durch diese ein Heer, und zog zu Felde wider den Gegenkaiser, Herzog Rudolph in Schwaben. Dieser Krieg dauerte fast ein paar Jahre; indeß es mit den päbstlichen Händeln in Teutschland ein wenig stille ward. Man wollte zwar den Pabst nöthigen, daß er sich für einen dieser zween Kaiser erklären möchte. Aber er schwieg. Seine verschmizte List wußte wohl, warum?

um? Endlich verlohr Heinrich in einigen Treffen gegen seinen Nebenbuhler, den Rudolph; und es schien als wollte ihn das Glück wieder verlassen; das hat Gregor erwartet. Denn kaum erfuhr er die mißlichen Umstände Heinrichs; so erklärte er sich für den Gegenkaiser, und that Heinrichen von neuem in den Bann. Aber dieser Bann that iezt gar nicht die geringste Wirkung. Man spottete nur noch darüber. So sehr das Glück von Heinrich zu weichen schien, so wich es doch nicht ganz von ihm. Und so lange dies nicht geschah, so konnte es auch mit einem sicheren Sieg des Pabstes nicht zur Richtigkeit kommen. Heinrich hatte viele Bischöfe auf seiner Seite, bey denen der Pabst noch immer in verhaßtem Andenken stund. Diese Bischöfe, welche eine Menge von 49 ausmachten, hielten eine Synode zu Brixen im heutigen Tyrol, auf welcher Synode einmüthig beschlossen wurde, „daß der höchst unverschämte Hildebrand nun kanonisch abgesezt, und vertrieben werden sollte, und wenn er wieder nicht vom Stuhle herabsteigen würde, so sollte er auf immer und ewig verdammt seyn." So gleich wurde auch ein neuer Pabst, der Erzbischof Wibert, erwählt, welcher den Namen Clemens der Dritte erhielt. Nun hatte man in Teutschland zween Kaiser: und in Italien zween Päbste. Es mußten daraus die abscheulichsten Verwirrungen entstehen. Andere ausländischen Mächte wollten sich zum Unglück für die Nachwelt nicht darein mischen. Theils hatten sie das Herz nicht; denn dem König Salomo in Ungarn hatte Gregor schon längst befohlen seinen

Un-

Unterthanen zu sagen, daß dies Königreich unter die Macht des heiligen Stuhls zu Rom gehöre; theils hatten sie auch politische Absichten, warum sie sich so neutral hielten. Verwirrungen in Teutschland entstunden also immer mehrere. Kaiser Heinrich suchte seinen Pabst Clemens in Italien zu krönen und zu erhalten; Gregor, der noch immer nicht vom heiligen Stuhl herabstieg und sich an den Ausspruch der Bischöfe zu Brixen gar nicht kehrte, suchte seinen Kaiser Rudolph zu erhalten. Aber dadurch, daß er so eigenmächtig über die Kaiserkrone disponiren wollte, machte er sich nur lächerlich. Der neue Pabst des Kaisers lief in Italien herum, und hezte alles wider Gregorn auf. Doch konnte er sich nicht erhalten. Endlich machte sich Heinrich erst recht furchtbar. Gregor prophezeyte zuvor, daß Heinrich zwischen Ostern und Petri sterben werde; aber Petri gieng vorbey, und Heinrich lebte noch immer; Gregor wurde fast allgemein ausgelacht. Es ist auch in der That recht zum Erbarmen lächerlich, daß ein so verschmizt politischer Mann, wie Hildebrand war, doch am Ende noch den Fanatismus zu Hülfe nehmen wollte. Genug, der noch lebende Heinrich zog mit einem großen Heer nach Italien, um dem neuen Propheten Stillschweigen aufzulegen. Endlich ruckte das Heer immer näher an, kam Gregorn auf den Nacken und belagerte Rom, welches aber für diesmal nicht erobert werden konnte. Die Belagerung geschahe zum zweytenmal, und die Eroberung kam wieder nicht ganz zu Stande; doch gewann der Kaiser den einen Theil der Stadt. Als er aber die

Belagerung zum drittenmal unternommen hatte, so gerieth die ganze Stadt Rom in seine Hände. Jezt sollte man doch Gregors Ende sehen? Allein Gregor entfloh mit der Mathildis auf die Engelsburg; und er that den Kaiser noch immer in den Bann. Der Kaiser zog mit dem prächtigsten Triumph in die Stadt ein: alles beugte die Knie vor ihm: und er konnte seinen Pabst Clemens jezt feyerlich einsezen; dahingegen dieser ihn von neuem zum Kaiser krönnte. Welch jämmerliche Gestalt in dem Schoos der Kirche! Heinrich behielt die Oberhand: denn die teutschen Bischöfe verdammten Gregorn und alle seine Säze jezt und zum leztenmale, so lange Gregor noch lebte. Und recht erwünscht kam ihm der Tod im Jahre 1085 als er eben zu Salerno war und noch immer donnerte. Wär er aber nicht so gerade zu rechter Zeit gestorben, wer weiß mit welchen Züchtigungen er nicht aus der Welt gegangen seyn würde? Nach dem Tode Gregors wollten freilich viele sagen, daß er seine Ungerechtigkeiten noch auf seinem Todbette bereuet habe. Allein da dies vermuthlich keine Sage der Freunde Gregors war, so ist diese ganze bekanntgemachte Gregorianische Reue dem Zweifel unterworfen. Oder haben auch Gregors Freunde dieses Gerüchte verbreitet, so kann es auch in der Absicht geschehen seyn ihm den Bann, den die Bischöfe zu Brixen besonders über ihn ausgesprochen haben, und den er mit ins Todtenreich nehmen mußte, wieder abzunehmen. u. s. w. Ein Mann, der seine Bosheiten zu einer so unerhörten Fertigkeit brachte, wird

schwerlich ein solches Bekenntniß bekannt machen lassen. Alle die gottlosen Händel, die er mit der ganzen europäischen Welt hatte, zu beschreiben, war hier unmöglich. Wir haben, um seinen Charakter kennen zu lernen, genug, wenn wir von ihm erzählt haben, was er an dem teutschen Kaiser und seinen Bischöfen für auffallende Gottlosigkeiten ausgeübt hat. Er that dies an andern Königen eben so. Er schonte keinen; er mochte auch seyn wer er wollte. Er fieng an den apostolischen Segen in seinen Briefen auszusprechen. Er lies den Datum nach den kaiserlichen Regierungs-Jahren hinweg ꝛc. Es war ein großes Glück für das damalige Zeitalter, daß gerade damals Heinrich teutscher Kaiser war. Freilich legte Gregor VII. den Grund zu allen Grausamkeiten der folgenden Päbste, welche sich meist alle auf die Gregorianischen Säze zu berufen wußten, und viele eben solche, wohl gar noch größere, Ungeheuer, als er, worden sind.

Hierarchie unter Gregors Nachfolger.

Gregor war todt, die Gräfin Mathildis aber, welche bisher an der Seite ihres heiligen Vaters die Mitregentin des römischen Stuhls spielte, fuhr in ihren frechen Unternehmungen fort. Sie hatte durch Freunde, welche sie sich mit ihrem Gelde erworben hatte, gleich wieder einen neuen Pabst wählen lassen. Dies wurde ein Abt von Monte Cassino, Desiderius, welcher nachher den Namen Victor III. bekam. Er machte aber weiter kein großes Aufsehen,

ob er gleich die gregorianischen Grundsäze hatte. Er starb auch schon, ehe er kaum ein Jahr auf dem heiligen Stuhl gesessen hatte. Mehr Lärm machte sein Nachfolger, der ebenfals auf Fürsorge der Mathildis erwählt wurde. Dies war der Bischof von Ostia, sonst Otto genannt, der bisher Gregors Gesandte in Teutschland gewesen war. Er nahm als Pabst den Namen Urban II. an. Sein kaiserlicher Gegenpabst, Clemens, blieb ihm immer gefährlich. So bald Urban II. die päbstliche Würde erhalten hatte, erklärte er sich öffentlich und feyerlich, daß er nicht von den gregorianischen Grundsäzen abgehen wolle. Das war nun eben so viel gesagt, als ich will Unmensch seyn, wie der gottlose Hildebrand. Ich will Kaiser, Könige, Fürsten und Bischöfe behandeln, wie er. Wo sie nicht gehorchen, will ich sie mit dem Bann belegen, wie jener gethan hat. Kurz, ich will auch, wie Hildebrand, ein Satan auf dem heiligen Stuhl seyn. Alles was Urban in den Fußtapfen Gregors that, war zwar nichts neues; man war des Wütens schon gewohnt; auch konnte er weiter nichts erhebliches finden, wie Gregor vieles erfand, was damals gelehrt seyn sollte, und worin sich nach der Anmerkung Hrn. Spittlers die besten Federn dieses Zeitalters übten. Nur den Schwindel nach Jerusalem zu ziehen, brachte er in die französische Welt. Dies ist das Einzige, wodurch sich Urban besonders auszeichnete. Er war, wie wir unten hören werden, der Beförderer der ersten Kreuzzüge, wozu sich aber für diesmal nur die Franzosen brauchen ließen, denn

erst

erst nachher, als es diesem Gesindel in einigen morgenländischen Gegenden gelang, fuhr der fanatische Geist der elenden Kreuzfahrer auch in die Köpfe der Teutschen. Seine päbstlichen Grausamkeiten bestunden vorzüglich darin, daß er den Kaiser Heinrich IV. immer von neuem in den Bann that, und was das rasendste ist, daß er des Kaisers Söhne wider ihren Vater aufwiegelte, sie als Rebellen gegen denselben gleichsam einweyhete, und sie als Werkzeuge gebrauchte seinem feyerlichen Bekenntniß gemäß vollends durchsezen zu können, was Gregor nicht durchsezen konnte, weil entweder der Kaiser oder der Tod ihn in Ausführung seiner Projecten unterbrachen. Urban, der mathildinische Pabst und Clemens, der kaiserliche Pabst, trieben einander immer von einem Ort zum andern. Das einemal mußte Urban weichen und Clemens sezte sich auf den heiligen Stuhl. Es kam aber hiebey immer darauf an, ob Heinrichs Schwerdt siegte. Das andermal mußte Clemens wieder vom heiligen Stuhl herabsteigen und Urban stieg wieder hinauf. Endlich aber als der Kaiser wieder vom Glücke verlassen wurde, mußte Clemens dem Sturme vollends weichen. Urban aber starb im Jahr 1099. Ohne Verzug stellte Mathildis, welche noch immer nicht zu ihrer Ruhe eingegangen war, wieder einen noch weit gefährlicheren Pabst auf. Dies war der Kardinal Raynerius, ebenfalls in Gregors Schule erzogen. Er bekam den Namen Paschalis. Der kaiserliche Pabst Clemens, mußte diesem endlich ganz weichen und starb zum Glück für sich im Jahr 1100.

Es stunden zwar wieder 2 — 3 solche Gegenpäbste auf, aber sie verschwanden sogleich wieder. Die kaiserlichen Päbste hörten auf; da hingegen die Reihe der Päbste bey den Mathildinischen fortgeht.

Entstehung der Kreuzzüge.

So wunderlich die Grille war nach den heiligen Oertern, Palästina und Jerusalem, zu wallfahrten, um daselbst recht viel zu beten und Ablaß zu holen, so beschwerlich wurde aber auch diese Andächteley, als Muhammed diese heiligen Gegenden erobert hatte. Denn als schon im achten Jahrhundert die Christen unter muhammedanischer Regierung unruhig wurden und auf die neue Religion der Muhammedaner schimpften, mithin zu allerhand gefährlichen Auftritten Gelegenheit gaben, so verordneten die Caliphen *), daß die Christen Kopfsteuer bezahlen mußten. Diese Abgaben aber wurden nach und nach immer schwerer, so wie die Christen auch immer ungehorsamer wurden und auf Anstiften der Bischöfe öftere Rebellionen gewagt hatten. Daher wurde ihnen auch das Wallfahrten nach Palästina beschwerlicher gemacht, und sie mußten sehr starke Abgaben geben, wenn sie ihre wunderliche Andachten bey den heiligen Gräbern halten wollten. Dies brachte also den Pabst Gregor VII. im Jahr 1073 auf den Gedanken, eine Veranstaltung

*) Muhammeds Nachfolger in der Regierung.

tung zu einem heiligen Feldzuge zu treffen. Er wollte nemlich nach dem Plan des Pabsts Sylvesters II. ein Heer aufrichten, und dasselbe an Christus statt selbst nach Palästina anführen, um jenen Ungläubigen die heiligen Länder wieder zu entreissen. Es waren auch schon 50000 Mann beysammen. Allein für diesmal wurde doch der heilige Zug wieder eingestellt, weil der Pabst nicht Zeit hatte mitzuziehen, da er doch selbst Chef dieses heiligen Heeres seyn wollte. Denn alles auf einmal auszuführen und in Gang zu bringen, war unmöglich, und Gregor VII. bekam gleich nach dem Antritt seiner päbstlichen Regierung Händel mit den damaligen Königen von Frankreich, England und Ungarn, vorzüglich aber mit dem teutschen Kaiser Heinrich IV. von dem wir schon oben weitläuftiger gehandelt haben. Diese Händel ließen ihn nicht von Teutschland abkommen, und er mußte die Armee wieder auseinander gehen lassen. Nach Gregors VII. Tode fiel im Jahr 1095 dem Pabst Urban II. der Gedanke wieder ein, einen solchen heiligen Feldzug zu veranstalten, wozu aber ein sehr fanatischer Heiliger behülflich ward. Denn es mußte nun schon einmal alles im Gang des Aberglaubens so fort gehen, wo sich päbstlicher Eigennuz, fanatischer Unsinn und allerhand Träumereyen vereinigten und einander die Hand boten. Es war noch nicht genug, daß der heilige Stuhl zu Rom so eifrige Vertheidiger hatte, an dem großen Haufen der neuen Mönchsorden, die jezt entstanden und von Gregor VII. bestätigt waren. Der Gedanke an die Kreuzzüge versprach

den Päbsten gar zu viel Vortheile, als daß Urban II. die Predigten des verloffenen Franzosen nicht anhören sollte. Dieser unerwartete Prediger war ein gewisser Petrus Eremita aus Frankreich. Er that nemlich mit einem sehr großen Haufen von Christen eine Wallfahrt nach Palästina, und sahe den Druck der europäischen Christen daselbst. Sehr wenige kamen wieder zurück, sondern sie mußten ihre Andachten, die aber bereits in die gröbsten Ausschweifungen ausgeartet waren, mit dem Leben bezahlen. Petrus Eremita aber fand zum Glück für die Päbste sein Heil noch in der Flucht. Als nun dieser Schwärmer wieder zurück gekehrt war, so durchreißte er einen großen Theil von Europa, wo er jedermann, Fürsten und Regenten, zum Entschluß aufforderte jene Brüder aus den Händen der Muhammedaner zu erretten und das gelobte Land wieder in Besiz zu nehmen. Um aber destomehr Beyfall zu bekommen, so wieß er einen bey Jerusalem vom Himmel gefallenen Brief auf, den er zu finden das Glück gehabt habe. Man kann sich leicht denken, das Simeon, der damalige Patriarch von Jerusalem, diesen Brief geschrieben habe, der sich wohl mit dem Pabste einverstehen mochte. Allein dem ungeachtet zweifelte man an der Aechtheit und Göttlichkeit dieses Briefs so wenig, als an der Aechtheit ꝛc. des Evangeliums Matthäi. Ueberdies kam Petrus sehr heilig aufgezogen. Er war nemlich mit einer Mönchskutte bekleidet, und er ritt so gemeiniglich auf einem Esel, um sich dem Volk als einen recht barmherzigen Zeloten zu empfehlen. Er sezte sich auch bald in ein solches Ansehen, daß das

Volk, das mit Zweige und Palmenstreuen nicht zu-frieden seyn wollte, dem heiligen Pater seine Klei-der oft verwechselte, — ja sogar dem armen Thier, dem Esel, die Haare ausriß und solche als Reliquien aufbewahrte. In einer solchen Gestalt kam Peter auch nach Rom, wohin alle dergleichen Enthusiasten ihre Zuflucht zu nehmen pflegten, wenns auf Ein-führung eines neuen Aberglaubens und gefährlichen Unsinns ankam. Als der damalige Pabst Urban II. den Brief gelesen hatte, vermöge dessen alles nach Palästina eilen sollte, und als er mit dem Peter ohne Zweifel deshalb die nöthigsten Unterredungen gehalten hatte, so schrieb der Pabst ein Concilium nach Cler-mont aus, worauf er auch selbst erschien. Seine Gegenwart war in einer so wichtigen Sache auch sehr nothwendig. Denn die Kreuzzüge waren auf diesem Concilium der Hauptgegenstand, worüber ge-handelt wurde, und es war mehr Nebensache, daß man durch päbstliche Verordnungen, die schon längst in die gröbsten Ausschweifungen gerathenen Kanoni-kos wieder in Ordnung bringen wollte. Auf Anra-then des heiligen Vaters wurde nun zu Klermont beschlossen eine Armee nach Palästina zu schicken, und es war auch gleich ein Herr von 800000 Mann beysammen, welches aber meist aus Franzo-sen und lauter verloffenem Gesindel bestund. Denn erst nachher fuhr der unsinnige Fanatismus auch in die Köpfe der Teutschen, als man von den großen Eroberungen in Palästina gehört hatte. Jeder Sol-dat von dieser Armee, die nach Palästina zog, bekam auf die rechte Schulter ein geweihetes Kreuz von ver-

schiedenen Farben. Man nannte sie daher Kreuzsoldaten. Jeden, der nach Palästina gieng, sprach der Pabst von allen Abgaben frey. Auch die Schuldherren mußten zurückstehen, und sehen, wie die römische Kirche die Güter der Kreuzfahrer an sich riß.

Diese 800000 Kreuzfahrer marschirten nun in 4 Haufen nach Palästina. Der Herzog von Niederlothringen, Gottfried von Bouillon war eigentlich der Hauptanführer, wenigstens gieng die Sache unter seinem Komando noch am besten. Anfangs wollte Peter alle beysammen haben. Allein Gottfried war doch noch so klug, daß er nicht mit dem Peter ziehen, sondern ihn voraus schicken wollte. Vielleicht sahe er das Ende eines so tollen Haufens schon voraus. Peter eröfnete also den ersten Feldzug und lieferte den ersten Haufen auf die Schlachtbank, und ein gewisser Walther, der mit 10000 Mann voraus zog, wurde Petern als Gehülfe mitgegeben. Allein dieses Heer verübte solche Grausamkeiten an den Juden und den Bewohnern in Ungarn, daß es hernach von den Bulgaren angefallen und geschlagen wurde, so daß sehr wenige nach Konstantinopel kamen. Kaiser Alexius nahm sie zwar gut auf, weil er hofte, daß noch mehrere nachkommen würden. Nun kam Peters Heer, das sich bereits schon in einen solchen übeln Ruf gesezt hatte, daß man sie nicht in die Stadt Konstantinopel hineinlassen durfte, weil man ihre Räubereyen fürchtete. Auch der dritte Haufe, den ein gewisser pfälzischer

Geistliche, Gottschalck, anführte, wurde fast ganz in Ungarn niedergehauen, weil sie überall nur auf Morden und Schandthaten ausgiengen. Endlich kam auch der vierte Haufe, welcher 400000 Mann stark war. Diese Kreuzfahrer führten sich so schändlich auf, und wüteten so sehr, daß sie Juden und Heiden todtschlugen, wer ihnen nur vorkam; z. B. es flüchteten sich ungefär 700 Juden nach Mainz, wo sie beym Bischof Schuz suchten. Allein obgleich der Bischof diesen Leuten seine Kirche öfnete und sie daselbst vor den wütenden Kreuzfahrern schüzen wollte, so half es doch nichts. Der Bischof kam hierüber selbst in Lebensgefahr, die Blutdürstigen drangen in die Kirche ein und morderen alle die 700 Juden vor dem christlichen Altar, wohin sich die guten Leute geflüchtet hatten. Des Jammers war allzugroß, als daß man ihn ausführlich beschreiben kann. Des Blutbads gar nicht einmal zu gedenken, das der ganze Haufe in Palästina anrichtete. Bey Konstantinopel war der eigentliche Sammelplaz, und dann zog die ganze Schaar der übriggebliebenen Kreuzfahrer nach Asien, wohin sie der Kaiser Alexius versezen ließ, nachdem sie ihm beschwerlich geworden waren. Als sie nach Asien kamen, mußten sie lange Zeit unzählige Drangsalen, Hize, Hunger und Durst ausstehen, ehe sie einige Eroberungen machten. Selbst Peter kam in Lebensgefahr; er flüchtete, wurde aber wieder eingeholt, und er mußte nun versprechen bey der Armee zu bleiben. Endlich aber eroberten sie nach langen und öfteren Versuchen unter Anführung des Herzogs Gottfrieds

die

die Stadt Jerusalem, wo sie so wütend enthusiastisch wurden, daß es nicht zu beschreiben ist. Und nur auf oft wiederholtes und dringendes Bitten des Herzogs Gottfrieds ließen sie einige Gefangene leben. Herzog Gottfried wurde nun zum König in Jerusalem erwählt, und er mußte die Krone annehmen, ob er gleich Bedenken trug an dem Ort eine königliche Krone aufzusezen, wo Christus eine Dornenkrone tragen mußte. Viele von den Eroberern kehrten hernach wieder zurück, weil sie sich an keine ordentliche Lebensart gewöhnen konnten. Doch hätte vielleicht diese Eroberung Jerusalems mehr glücklichern Fortgang und Dauer erhalten, wenn Gottfried nicht sobald gestorben wäre. Die Stadt kam nach und nach wieder in die Hände der Feinde, allein die Kreuzzüge hörten nicht auf, wie wir anderwärts sehen werden. Die Bettelmönche kamen nun auch aufs Tapet und begaben sich auf ihre geistliche Werbpläze, wo sie sich beschäftigten Kreuzfahrer nach Palästina aufzutreiben.

Entstehung einiger Mönchsorden.

So wie Benedikt und Pabst Gregor der Große im sechsten Jahrhundert sehr viel zur Verbesserung der Mönche beygetragen haben, vorzüglich aber Benedikts Regeln lange beobachtet wurden, und die auch wirklich sehr gut gewesen wären, wenn die Welt je einmal Mönche nöthig gehabt hätte; so artete doch in den folgenden Jahrhunderten die abergläubische Mönchsandacht wieder in noch weit größere

dere und ausschweifendere Laster aus, als man bey der ersten Mönchsreformation gewiß nicht erwartet hatte. Diese Ausschweifungen, in welche die immer reicher gewordenen Mönche nach und nach gerathen sind, verursachten also in den spätern Zeiten z. B. im zehnten und eilften Jahrhundert noch eine weit größere Anzahl von Mönchsorden, an welche die Welt lange vorher nicht dachte, ob man gleich schon seit dem siebenten Jahrhundert auch Chorherren *) und endlich auch Chorfrauen bekommen hatte. Alle Versuche, welche selbst verschiedene Regenten zur Verbesserung des Mönchsstandes machten, fielen fruchtlos aus, weil die Klöster schon viel zu reich geworden waren. Und nur eine sehr kurze Zeit dauerte die von einem gewissen Herzoge von Aquitanien, Wilhelm, verbesserte Mönchszucht. Gleichwohl gab es unter den verdorbenen Haufen der Mönche noch fanatische Köpfe genug, denen es einfiel neue Orden zu stiften, und in denselben die strengste Lebensart einzuführen. In dieser Absicht stiftete ein **Romuald von Ravenna** auf dem Apenin in einer kleinen Ebne, die man **Camaldoli** nannte, den Orden der Camaldulenser. Diese Mönche durften, wenn sie nicht beteten und sangen, gleichwohl nichts sprechen, und sie mußten das genaueste Stillschweigen unter sich beobachten. Auch waren ihnen öftere und härtere Fasten aufgelegt als vielen andern dergleichen Religiosen.

Fast

*) Die Chorherren machten den Mittelstand zwischen der Clerisey und den Mönchen aus.

Fast gleichzeitigen Ursprung mit den Camaldulensern, und eine eben so strenge Zucht hatten noch mehrere Orden z. B. die Orden der Humiliaten, Cistercienser, der Grandmontaner, Carthäuser und Antonianer. Den Orden der Cistercienser stiftete ein gewisser **Robert, Abt von Molesme**, und zwar an einem sehr unfruchtbaren Orte, Citeaux, oder Cistertium genannt, daher der Orden auch seinen Namen hat. Dieser Orden vermehrte sich so sehr, daß man in einem halben Jahrhundert nach seiner Errichtung schon fünfhundert Abteyen darinnen zählen konnte. So strenge nnn auch diese Mönche leben mußten, so war doch ihre Lebensart weit nicht so strenge, als die der **Grandmontaner**, deren Stifter ein gewisser **Stephan von Thiers** in Auvergne war. Die Frömmigkeit und Lebensart dieses Mannes war so groß, daß er seinen Körper den härtesten und grausamsten Plagen aussezte. Eine eben so strenge, ja noch weit strengere Lebensart führte der Orden der Carthäuser, deren Stifter ein gewisser Kanonikus von Rheims, Namens **Bruno** war, und der seine Anhänger in die französische Wüste Carthause versezte. Es ist noch aus den neuern Zeiten bekannt, daß diese Mönche ziemlich strenge geblieben sind, und eben deswegen von Frauenspersonen keinen Beyfall erhalten haben. Eben so wurde im eilften Jahrhundert der Orden der **Antonianer** gestiftet, und zwar von einem reichen Edelmanne, Namens **Gasto**. Die fanatische Erzählung der Mönche abgerechnet, daß nemlich ein Wunder zur Stiftung dieses Ordens Gelegenheit gegeben haben soll, so ists doch unstreitig, daß die

Mönche dieses Ordens noch in der wohlthätigsten Absicht zusammen gekommen waren. Denn als nach der Aussage der Mönche ein gewisser Gasto bey dem Grabe des heiligen Antonius, von dem wir schon oben als einem der ersten Einsiedler gehört haben, von einer Krankheit geheilt worden war, so stiftete dieser Gasto zu Ehren des wunderthätigen Heiligen einen Mönchsorden, dessen Glieder sich verpflichten mußten die Armen und Kranken zu bedienen und zu verpflegen.

Im zwölften Jahrhundert ward die Anzahl neuer Mönchsorden noch immer vermehrt, die sich bald durch nichts mehr von andern Orden unterscheiden konnten, als durch andere Schnitte und Farben der Kleidungen, auch der Kapuzen. Man bekam jezt den Orden der Prämonstratenser, Carmeliter und noch mehrerer anderer Mönche. Der Stifter der Prämonstratenser war Norbert, der nachher Erzbischof von Magdeburg worden ist. Dieser Norbert sollte die verfallene Zucht unter den Chorherren, welche schon längst nach der Weise der Mönche beysammen leben mußten, aber nun gleichfalls in die ausschweifendste Ueppigkeit gerathen waren, wieder herstellen und verbessern. Weil aber dieses Unternehmen des Norberts nicht den erwünschten Fortgang haben wollte, so errichtete Norbert selbst einen Orden in dem Thale Premontre in dem coucyer Walde, daher man auch diese Mönche Prämonstratenser nannte. Eben so hat der Orden der Carmeliter seinen Namen

von

von dem Berge Carmel, wo Elias ehedem gelebt haben soll. Diese Mönche haben die Errichtung ihres Ordens einem gewissen Berthold zu verdanken, der einmal mit einigen Gefehrten auf den Berg Carmel gereißt seye, daselbst ein sehr strenges Leben geführt, und viele Nachahmer gefunden haben soll. Ihre Regeln schrieb ihnen im 13 Jahrhundert der Patriarch von Jerusalem vor. Doch ich will nicht eigentlich die Entstehung der so vielen Mönchsorden beschreiben, deren besonders das 13 Jahrhundert noch weit mehrere hervorbrachte, und deren aber auch viele bald wieder untergiengen. Ich komme also auf die Entstehung der Bettelmönche, weil diese so großes Aufsehen in der Kirche machten, denn da diese Leute sich zu allen Grausamkeiten der Päbste gebrauchen ließen, so kann man sagen, daß eigentlich die Bettelmönche Ursache waren, daß der besser denkende Theil von Christen schon mehr als ein Jahrhundert vor der Reformation an dieses so große Werk gedacht und wirklich mehrmalen Anstalt dazu gemacht wurde. Man wird auch nur aus einer kleinen Geschichte der Bettelmönche sehen, wie Gott aus bösen Dingen etwas Gutes hervorbringen könne, und er seine Kirche oft unter den härtesten Schicksalen, die sie von der Welt, von dem menschlichen Unsinn und oft recht eigentlicher Dummheit, wie die Geschichte der Bettelmönche ausweißt, auszustehen hatte, dennoch wieder zu retten wisse, und auch wirklich durch Luthern im 16 Jahrhundert einen

großen

großen Theil der Christenheit von dem grausamen Joch der päbstlichen Tyranney befreyet habe.

Des Pabsts Clienten, die Bettelmönche, erscheinen.

Ich werde nicht nöthig haben abermal zu wiederholen, was ich anderwärts schon mehr als einmal gesagt habe, daß es nemlich sehr begreiflich seye, warum die Päbste immer so gut auf die Mönche zu sprechen gewesen seyen. Kein Mönchsorden konnte sich erhalten, und von den übrigen sogenannten Christen als rechtmäßig anerkannt werden, wenn nicht sein Stifter die Bestättigung seiner Religiosen vom Pabste selbst erhalten hatte. Fürs erste mußte sich alsdann, wie leicht zu erachten ist, der Orden sogleich verpflichten das päbstliche Intresse überall befördern zu wollen, wenigstens doch den päbstlichen Lehren nachzukommen, die meist alle nur darauf abzielten, den römischen Stuhl zu bereichern und zu vergrößern. Gleichwohl wollte es nach dem Zeitpunkt des ersten Kreuzzuges und nach der Errichtung der vielen neuen Mönchsorden, die jezt entstanden waren, doch nicht so recht mehr mit der päbstlichen Macht gehen, denn theils wurden die Päbste immer unersättlicher, jemehr sie sich in die größten Reichthümer gesezt hatten, theils merkten doch auch verschiedene Fürsten, wohin eigentlich die Päbste zeither wollten, und man suchte daher auch an verschiedenen Orten dem fast alles an sich reißenden Geldgeiz und dem stinkenden

Uebermuth der Päbste Einhalt zu thun. Selbst unter den Mönchen erhoben sich Händel, und es würde bald alles ins Feuer gekommen seyn, wenn die Anzahl der vernünftigeren Christen nur ein wenig stärker gewesen wäre. Ja selbst auch diese Macht, welche die Christusstatthalter zu Rom in Asien durch die ersten Kreuzzüge erhalten hatten, schien jezt nicht mehr so rechten Fortgang daselbst zu haben, und wirklich fehlte es auch an Mitteln, wodurch die Päbste ihre Absichten hätten erreichen können. Die Kreuzzüge, die einigemal her fruchtlos ausgefallen waren; der in einigen Gegenden herrschende Geldmangel, welcher eine unausbleibliche Folge der Kreuzzüge war; die Unzufriedenheit, die man besonders auch in Teutschland gegen den Pabst äußerte, zeigte nur gar zu deutlich, welch ein harter Stoß der päbstlichen Macht bevorstehe; denn die Hildebrandischen Grausamkeiten, die sich immer auf die folgenden Päbste fortpflanzten, konnten auf diese Art in Teutschland und selbst in Italien unmöglich vergessen werden. Die Päbste hatten sich also bey einem großen Theil des Volks äußerst verhaßt gemacht. Wer sollte aber auch nicht ohne Schauer an den Unmensch Hildebrand denken? Die abscheuliche Mißhandlung des Kaisers Heinrich des Vierten, die der heilige Vater zu Canossa unter einem heiligen Vorwand verübte! — Da der Kaiser die grausamsten Demüthigungen aushalten, seine kaiserliche Würde ablegen und in wöllenen Kleidern drey Tage vom Morgen bis zum Abend barfuß im Hofe des päbstlichen Pallastes

hungern, frieren und büssen mußte, bis endlich das Volk vom Jammer bewogen für den Kaiser bey dem heiligen Vater bat, und so endlich Gnade erfolgte. — Konnte nicht eine Rache auf die Päbste warten? Wirklich bekamen sie auch an Heinrichs Söhnen ihre Ruthen. Das Verbot der Priesterehe, welches immer wiederholt wurde, mußte einen großen Theil von der Clerisey wider den Pabst aufbringen. Die äußerst gewaltsame Eingriffe der Päbste in die kaiserlichen Rechte; die Partheyen, deren eine um das teutsche Kaiserthum, die andere aber um den päbstlichen Stuhl stritten; denn jede um das Kaiserthum streitende Parthey in Teutschland hatte ihren eigenen Pabst, so daß man eine Zeitlang oft 2 = 3 Päbste auf einmal hatte, und die Rechtmäßigkeit des Pabstes immer nur darnach beurtheilen muste; je nachdem das Schwerdt seines Wahlherrns gesiegt hatte! Alles dies erregte in der Kirche und in den bürgerlichen Staaten eine nicht geringe allgemeine Gährung, und üble Folgen schienen fürs Pabstthum unvermeidlich zu werden. Doch, gerade als wenn das Sprichwort „Art läßt sich nicht von Art" damals schon bekannt gewesen wäre, so erschien jezt wieder ein fast neues Phänomen. Denn ein Mönch, Gratianus in Italien, nahm sich der immer mißlicher werdenden Sache des Pabstes an, wenn man anders sagen darf, daß der heilige und untrügliche Pabst eines Mönchs Hülfe bedürftig gewesen sey.

Gratianus, der sich um den päbstlichen Stuhl so verdient machte, suchte alle bisherige päbstliche Verordnungen in eine Sammlung zusammen zu bringen und einen neuen Entwurf von geistlichen Gesezen zu machen. Die Hildebrandischen Verordnungen waren noch nicht grausam genug. Es mußte noch eine Bereicherung damit vorgenommen werden und günstige Notenmacher mußten dazu behülflich seyn. Gratians Entwurf von heiligen Gesezen gab nun einen neuen Grund für die Päbste, daß sie ihre gebieterische Ansprüche an die Menschheit aufs neue und besser als vorher behaupten lernten. Das Joch, welches die vorigen Päbste dem Volk und der Clerisey aufgelegt hatten, wurde nach Gratians Entwurf noch härter, nur daß man das Volk oft in den Messen und durch den Ablaß, den es beständig ums Geld holen durfte, im Aberglauben aufhielt und so tröstete, damit es auf der andern Seite die unheilbaren Skorpionenstiche der Päbste nicht so leicht empfinden sollte. Dem ungeachtet aber entstunden auch jezt wieder mißvergnügte Partheyen, die der Mönche, welche noch immer auf ihre nahrhafte Orthodoxie hielten, gespottet haben. Die Fürsten und Laien wurden der Bannstralen, die unaufhörlich von Rom aus nach Teutschland fuhren, gewohnt. Ein großer Theil der Geistlichkeit war auf das Verbot der Priesterehe mißvergnügt; daher nun der Pabst anfieng über die Geistlichen zu klagen, daß es ihnen um die Beförderung des Reichs Christi nicht mehr zu thun seye ꝛc. Aber hierinn irrte sich der heilige Vater so, wie jeder andere Geistliche mit Fleiß irren wollte.

Und wäre nicht bald wieder ein neuer fanatischer Unsinn ans Licht gekommen: gewiß die päbstlichen Angelegenheiten — besonders der heiligen Kaffe — hätten bald eine ganz andere Wendung genommen. Allein indeß kamen Bettelmönche und mit ihnen die Inquisition in die Welt, durch welche neue Erscheinungen in der Folge ein fürchterlicher Schauplaz aus Europa wurde, und wovon bis auf unsere Zeiten ein Theil desselben, ein redender Beweiß geblieben ist.

Unvermuthet gebiert nun Spanien in einem vornehmen Chorherrn einen neuen Heiligen. Ehe es sich der heilige Vater in Rom nur träumen ließ, daß er zur Vergrößerung seiner Tyranney bald so getreue Gehülfen bekommen werde, ob ihn gleich die Erfahrung ganz anders hätte sollen belehrt haben, daß nemlich nicht alle Lieblinge des Pabstes im Konklave gebildet werden müssen, so wurde ein vornehmer Spanier, Dominikus Guzmann, vom Schaden Josephs gerührt; es verdroß ihn seine Chorherrenkleidung, und er wählte sich nach seinem Vorgeben den dürftigsten Bettelstand. Schon vorher, ehe er in den Mönchsstand getreten war, that er mit seinem Bischofe von Osma, bey dem er Chorherr war, eine Reise nach Frankreich. Auf dieser Reise sahe er, wie eifrig man sich in Frankreich angelegen seyn lasse die sogenannten Albigenser, von denen wir ein andermal handeln werden, mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen, um diese Abtrünnige wieder in den Schoos der römischen Kirche zurückzubringen.

gen. Nun hatte Dominikus ein sehr finsteres und gallsüchtiges Temperament, das nicht einmal in Anschlag genommen, daß er wie ein Spanier die größte Hize und Heftigkeit besaß. Er entschloß sich daher selbst auch wider diese Kezer zu predigen, wie er schon ehedem in Spanien wider die Muhammedaner gethan hatte. Er holte sich auch sogleich die Erlaubniß dazu von dem damaligen Pabste Innocentius III. Seine Predigten liefen wirklich nicht ohne seinen gewünschten Erfolg ab, denn er brachte es so weit, daß die Rechtgläubigen immer mehr gegen die vermeynten Kezer wüteten. Er bekam Anhänger und ein zahlreiches Gefolge, das er endlich in einen Mönchsorden verwandelte, wozu er ebenfalls von dem Pabste die Erlaubniß erhalten hatte. Denn es war bey Errichtung eines für den römischen Stuhl so hofnungsvollen Ordens nur um eine kleine Anfrage bey dem Pabste zu thun, so konnten seine Glieder als geweihte Bettler und Müßiggänger, oder wie sie sich hernach nennten, als Predigermönche in die Welt ausgehen, um von Hauß zu Hauß zu betteln und zu predigen, wo und auf was für eine Art sie nur immer wollten. Das waren nun einmal wieder neue Apostel, die auch ohne Silber und Gold ausgiengen. Allein die Bemühungen dieser so seltsamen Menschenfanger hatten wirklich einen recht erwünschten und den glücklichsten Erfolg für den römischen Stuhl, denn sie brachten ihm hernach viel Millionen Einkünfte.

Fast zu gleicher Zeit trat noch ein anderer Heiliger auf, der ein guter Freund von dem Dominikus gewesen seyn soll. Franz von Assisi heißt dieser wunderbare Mensch, dem der Kopf auf einmal so verrückt wurde. Von Jugend auf lebte er sehr wollüstig, besaß aber dabey ein mitleidiges Herz, und er verschwendete auf mancherley Weise sehr viel Geld, wozu sein Vater, der ein reicher Kaufmann war, sehr ungerne sahe. Endlich soll er sich in einer Krankheit, welche er sich durch sein ausschweifendes und unordentliches Leben zugezogen hatte, entschlossen haben, wenn er nemlich wieder gesund werden würde, daß er sich zur tiefsten Armuth erniedrigen wollte. Der fanatische Mensch wurde nun wieder gesund, und er hielt sein Gelübde. Denn als er wieder gesund worden war, schenkte er alle seine Kleider weg, und lief selbst auf der Betteley herum. In einer Messe hörte er einmal die Stelle aus dem Evangelio, wo Christus sagt, daß seine Jünger kein Geld, keine Tasche, keine zwey Kleider, keine Schuhe und keinen Stab haben sollten. Was geschieht? Er wirft alles von sich, was er noch bey sich hatte, nimmt für seinen ledernen Gürtel einen Strick und macht sich auf, Buße zu predigen. In der damaligen Zeit durfte der fanatische Franz gar nicht lange herum laufen, so fanden sich auch sogleich noch mehr dergleichen seichte und fanatische Müssiggänger, die mit dem neuen Bußprediger gemeinschaftliche Sache machten. Einige Mitbürger des Franziskus, worunter auch reiche Einwohner von Assisi waren, gesellten sich in kurzer Zeit zu ihm, die ihm völlig

nachahmten, ihre Güter verschenkten, bettelten und predigten. Kaum waren es eilfe, so fieng Franz an ihnen Regeln vorzuschreiben. Nichts durften sie besizen als einen Rock mit einer Kapuze, einen Rock ohne Kapuze, einen Strick und endlich ein paar Hosen, die sie mit Sackdrell flicken mußten. Allen Umgang mit Frauenspersonen, den Eintritt in irgend ein Nonnenkloster untersagte er ihnen. Fast die meiste Zeit sollten sie fasten. Mehr Zeit sollten sie aufs Beten verwenden, daher sie auch nicht viel studiren durften, und was dergleichen Verordnungen noch mehr waren, die blos das Betteln, Predigen und die Wahl ihrer Oberen betreffen sollten. Aus Demuth und zum Unterschiede von den Dominikanern mußten sie sich fratres minores (geringe oder kleine Brüder) nennen. Man kennt noch heut zu tag einen Theil dieses Ordens unter dem Namen der Minoriten, und den andern Theil des Ordens unter dem Namen der Franziskaner, oft auch Kapuziner. Der Streit, in welchen die Brüder dieses Franziskanerordens untereinander geriethen, verursachte diese verschiedene Benennungen. Doch davon werden wir bald noch mehr hören. Indeß nun als sich das gläubige Häuflein des Franziskus vermehrt hatte, so lief er mit seinen verfertigten Regeln nach Rom, wo er sich vom Pabste Innocentius dem dritten zum Stifter eines neuen Bettelordens und seine Regeln bestätigen lassen wollte. Aber der gute Franz kam in einem zu auffallend närrischen Aufzug bey dem Pabste an, als daß dieser ihn nicht

sogleich hätte für einen Menschen ansehen sollen, der tüchtiger wäre mit Schweinen umzugehen, als mit Menschen. Denn Franz kam in der elendesten und armseligsten Kleidung, mit einem sehr langen Bart, mit ungekämmten Haaren und mit herabhängenden schwarzen Augbraunen nach Rom, wo man eines solchen Aufzugs spottete. Man sollte auch wirklich nicht glauben, daß Leute, denen man alle Ehre erweißt, wenn man sie für Verruckte hält, doch endlich durch ihre närrischen Einfälle beynahe einen ganzen Welttheil in die fürchterlichsten Gährungen hätten bringen können. Aber bey der verschmizten Politik der Päbste und ihres Gesindels, der eben so lasterhaften und grausamen Kardinäle, ist es gar nicht zu verwundern, daß der wüste Franz endlich als ein Heiliger anerkannt wurde. Denn einige Kardinäle überredeten den Pabst, daß er die Regelh des Franziskus bestättigen möchte. Und daß man hier den untrüglichen Pabst weder einer Hartnäckigkeit, noch einer Uebereilung beschuldigen sollte, so suchte man nach der bisherigen Gewohnheit die Welt zu bereden, daß der Pabst durch göttliche Träume seye bewogen worden den Franziskus für einen Ordensstifter und seine Regeln für gültig zu erklären. Franz kehrte hierauf als ein Heiliger wieder zu seinen Brüdern zurück, worauf er verschiedene derselben nach Spanien, Frankreich und Teutschland schickte, wo sie mit dem glücklichsten Erfolge für die päbstliche Kasse Busse predigten und bettelten.

Nach Stiftung dieser beyden Orden, der Dominikaner und Franziskaner, die nun von dem Pabste feyerlich bestättigt worden waren, stund es gar nicht lange an, so lief es in allen Ländern voll Bettelmönche. Sie durften als arme und fromme Leute auf Erlaubniß des Pabsts predigen und so kräftigen Ablaß ertheilen, als ihn kein Bischof ertheilen konnte. Nun war es schon längst Mode, daß man den Ablaß nur ums Geld empfangen konnte. Da aber vermöge des päbstlichen Privilegii der Ablaß dieser neuen Bußprediger kräftiger war, als der, den die bisherigen Mönche und Bischöfe ertheilten, so war jezt eine solche Geldquelle für die päbstliche Kasse gefunden, dergleichen man in Rom bisher noch nicht gehabt hatte. Denn die Bettelmönche zogen durch ihre Ablaßkrämerey das dumme Volk, welches damals beynahe den größten Theil im Abendland ausmachte, auf ihre Seite. Wem es nur darum zu thun war Ablaß zu bekommen, der lief zu den Bettelmönchen, weil ihr Ablaß mehr Wirkung that, als der von den andern Geistlichen und Mönchen. Vergebens hieng also die ordentliche Clerisey ihren Ablaß aus. Wie nun die Bettelmönche durch ihre Predigten und durch ihren kräftigen Ablaß die Herzen des Volks gewonnen hatten, so bekamen sie auch natürlicher Weise das Geld. Von diesem Gelde aber zog der heilige Vater den ansehnlichsten Theil. Und so wurden Pabst und Bettelmönche Freunde mit einander. Denn was lag diesen armen Predigern daran, wer ihre erworbenen Reichthümer verwalte-

 te?

te? Sie konnten doch noch immer genug für sich behalten und dann — sehr üppig leben, welches sie auch recht eigentlich gethan haben.

Noch fehlte aber die Inquisition, dies fürchterliche Blutgericht. Allein dieselbe jezt eigentlich und als ein ordentlich Gerichtskollegium einzuführen, hatte man nun fast keine Schwierigkeiten. Denn da man aller Orten so fromme und eifrige Apostel hatte, so konnte man es denen, die sich nicht gutwillig auf den rechten Weg bringen lassen, sondern nach der Meynung der Bußprediger geflissentlich irren wollten, für ein größeres Verbrechen anrechnen; man mußte ihnen also auch schwerere Strafen auflegen. Bey Einführung der Inquisition erwarb sich vorzüglich der heilige Dominikus einen unsterblichen Namen. Er als ein fanatischer Kopf konnte sein Apostelamt nicht so ohne irgend einigen Widerstand führen. Denn wenn er und seine Gehülfen ausgiengen sein oder des Pabsts Evangelium zu predigen, so stießen sie auch zuweilen auf Widersprüche, welche sie sehr häufig hören mußten, theils von den Waldensern und Albigensern, theils von vielen andern Laien, die der Tyranney der Päbste schon längst überdrüssig worden waren. Solche Leute nun, die nicht auf die Predigten der Bettelmönche hören und nicht bey ihnen Ablaß holen wollten, schalten sie Kezer. Auch die Pfarrherrn mußten aus obengedachten Ursachen mißvergnügt werden, und der Pabst hätte jezt wieder klagen können, daß sie das Evangelium nicht fertig genug treiben. Was war also für ein Mittel

übrig,

übrig, als man mußte ein ordentlich Blutgericht einführen, wodurch man die Ungehorsamen strafen konnte? Denn mit den Kreuzzügen und mit dem Kreuzpredigen gegen die Kezer wollte es jezt nicht mehr so recht gehen. Doch bey Gelegenheit dieses Kreuzpredigens gegen die Kezer, muß ich, ehe ich eigentlich von der Entstehung der Inquisition und ihrem Fortgang handle, noch etwas von den Waldensern und Albigensern sagen, und von den Versuchen, die die Päbste machten dieselben auszurotten; denn eigentlich gab das Kreuzpredigen und die darauf erfolgten fürchterlichen und blutigsten Kreuzzüge gegen die Waldenser die nächste Veranlassung zu Errichtung eines ordentlichen Blutgerichts.

Albigenser und Waldenser.

Es gehört gar nicht zu unserer Absicht die Entstehung dieser Partheyen, welche im Grunde einerley Lehrpunkte und einerley Kirchenzucht hatten, aufzusuchen, zumalen da wir uns mit einer solchen Untersuchung beynahe vergeblich aufhalten würden, weil die Zeit ihrer Entstehung sehr ungewis ist, und man sie erst unter dem jezigen Namen kennen lernte, als sie schon mehrere Jahrhunderte unter andern Namen verborgen gewesen waren *).

Schon

*) Es ist von der Geschichte der Waldenser schon viel geschrieben worden, und gleichwohl hat man noch sehr wenige Schriften darüber, die der wißbegierige Nichtgelehrte gebrauchen könnte; denn theils ist fast alles, was man darüber hat, in

Schon vor dem 12 Jahrhundert wohnten in den pyrenäischen Gebürgen, einem ganzen Strich von Frankreich, mehrere Leute, welche die Meynungen der römischen Kirche nicht angenommen hatten. Man nannte sie Albigenser, weil man in den mittlern Zeiten die Gegenden, worinn diese vermeynten Kezer wohnten, unter dem Namen Albigesia kannte. Als aber ein gewisser Kaufmann, Namens **Petrus**, welcher aus Vaux gebürtig war, sich sehr an Frömmigkeit und Tugend hervorgethan und sich

lateinischer und noch mehr in französischer Sprache geschrieben. Die teutschen Schriften sind meisttheils nur speziell, auch wohl gar unzuverlässig, die einzige Uebersezung des Werks von Iean Leger histoire des Vaudois ausgenommen, die **Herr von Schweiniz** herausgegeben hat. In Herrn Pastor **Cramers** zu Quedlinburg erst im vorigen Jahr 1785 herausgekommenen Briefen über Inquisition und Kezerverfolgung findet man auch im ersten Theil einige Briefe, worinn er ganz kurz von den Lehrmeynungen und der Geschichte der Waldenser handelt, und sich vorzüglich Perrins Histoire des Vaud. et des Albig. bedient hat. Mit Gründen glaubte er die Vorstellungen nicht, welche Limborch in seiner historia inquisitionis von den Waldensern beyfügte; aber es wirds wohl ohnehin niemand glauben, der auch nur wenig in der Geschichte der Waldenser gelesen hat. Uebrigens bleibt Limborch, den ich bey der Hand habe, doch immer schäzbar, wenn man die Geschichte der Inquisition studiren will, so wie auch Perrin bey der Geschichte der Waldenser und Albigenser samt Iean Leger schäzbar bleiben werden.

sich auch um die Albigenser sehr verdient gemacht hatte, so bekamen die Partheyen, die in seinen Gegenden lebten und seiner Meynung waren, insgesamt den Namen Waldenser, denn Petrus wurde nach damaliger Gewohnheit nach seiner Stadt Vaux, woher er gebürtig war, Petrus Waldus, genannt. Es ist der Mühe werth, daß ich etwas umständlicher von diesem Manne rede; denn sein Charakter, seine Denkungsart und Begriffe, die er von Gott, Christo und der heiligen Schrift, besonders dem Neuen Testament hatte, sind in der Lage der Zeit, in welcher man ihn suchet, so bewundernswürdig, daß man ihn mit allem Recht unter die Vorboten der Reformation rechnet, wie schon viele Gelehrte gethan haben. Ausser Zweifel ist zwar, daß selbst auch die Unruhen der Bettelmönche und vorzüglich der Franziskaner, die sich nicht lange nach dem Tode ihres Stifters in zwo Hauptpartheyen trennten, samt der Inquisition, von der wir hernach mehr hören werden, fast den allgemeinen Wunsch in Teutschland erregten, daß man nothwendig die Kirche reformiren sollte. Doch von allem diesen wird in der Folge mehr und weitläuftiger gehandelt werden. Für jezt kehren wir nur zu der Geschichte der Waldenser unmittelbar vor, bey und nach der Entstehung des Inquisitionsgerichts zurück.

Petrus Waldus war, wie wir schon gehört haben, aus Vaux gebürtig. Er wohnte aber in der zwoten Hälfte des zwölften Jahrhunderts als ein reicher Kaufmann zu Lion. So wie alle Albi-

genser und Waldenser *) ein sehr tugendhaftes, stilles und ruhiges Leben führten, so zeichnete sich vorzüglich Petrus Waldus an Tugend und Rechtschaffenheit vor vielen andern aus. Als ein reicher Mann konnte er sich um so mehr derer Leute annehmen, die mit ihm eines Sinnes waren. Die Religion, welche Jesus gelehrt hatte, lernte er beyzeiten kennen, zumalen da seine Anhänger bisher sehr für den Unterricht der Jugend besorgt waren, wie selbst ihre Feinde bezeugen. Eben diese Religion Jesu liebte er desto mehr, je mehr er fühlte, wie diejenige Religion, welche die Pfaffen und Diener der Päbste predigten, den Menschen nur das grausamste Joch der Tyranney auflegte. Er las also sehr fleissig in der Bibel, besonders in den Büchern des Neuen Testaments, welches Studium ihm den Weg bahnte, den hernach Luther unter günstigern Zeitumständen betrat. Nach Erlangung gründlicher Einsichten in die heilige Schrift fand er, daß es gerade den Absichten Gottes und Jesu zuwiderlaufe, wenn man nicht selbst die Bibel lese und nur glauben müsse, was Pfaffen und Mönche predigten. Er sorgte daher zuerst dafür, daß auch dem gemeinen Mann die Bibel in die Hände geschaft werden sollte, und dazu bediente er sich eines Lionner Predigers, Namens

*) Künftig werd ich diese beyden Partheyen immer nur mit dem Namen der Waldenser bezeichnen, weil sie, wie ich schon gesagt habe, einerley Glauben und einerley Kirchenzucht hatten.

mens Stephan de Erisa, welcher zu seinem und seiner Anhänger Gebrauch die nothwendigsten Stücke der heiligen Schrift aus dem Lateinischen ins Französische übersezen mußte. Endlich aber wurde er selbst ein Lehrer, nachdem er sein Vermögen verkauft und unter die Armen ausgetheilt hatte. Hier hatte er freilich eine ganz andere Absicht, als Franz, der ebenfalls sein Vermögen verschenkt hatte. So wie Peter Waldus nun anfieng öffentlich zu lehren, so grief er, wie leicht zu erachten ist, die römische Kirche mit der lebhaftesten Ueberzeugung und Unerschrockenheit an. Da nun schon lange her so viele Partheyen in Frankreich waren, die ihre Gottesdienste nicht nach dem römischen eingerichtet gehabt hatten, so geschahe es, daß Waldus in kurzer Zeit einen sehr starken Anhang bekam. Und je größer die Finsterniß damals war, je eher, schneller und unverhofter breitete sich die Lehre des Waldus aus, so daß man bald ganze Gemeinden in Frankreich und in der Lombardey sahe, die dieser neuen Lehre zugethan waren. Man sann zwar von Seiten der römischen Geistlichkeit schon beym Entstehen dieser neuen anders denkenden Gemeinden auf allerhand grausame Mittel dem Uebel Einhalt zu thun, und man sahe ein, daß ein fernerer Anwachs solcher Gemeinden der römischen Kirche mit der Zeit den empfindlichsten Stoß geben könnte. Die Bischöfe waren also in dem Fall genöthigt sich zu widersezen, denn ihr Ansehen beym Pabste hieng ganz nur davon ab, wie sie die Kirche rein von Kezern erhalten würden.

Die

Die Verfolgungen also, mit denen man die weitere Ausbreitung der Waldenser verhindern wollte, machten, daß Waldus mit vielen seiner Anhänger aus ihrem Vaterlande in andere Gegenden flüchteten. Viele giengen in die Lombardey, ja sie zerstreueten sich fast in alle Länder von Teutschland, und Waldus selbst hielt sich nach seiner Flucht aus Frankreich in den Niederlanden und in verschiedenen Gegenden von Teutschland auf. So brachten es aber die ersten Bedrückungen, wodurch die römische Geistlichkeit diese Kezer ausrotten wollte, nicht dahin, daß die Waldenser untergiengen, sondern sie verursachten vielmehr, daß sie sich desto schneller auch in andere Länder ausbreiteten. Man lernt hieraus ein lehrreiches Beyspiel kennen, und einsehen, daß allzu große Intoleranz nie im Stande seye Gewissens- und Glaubenssachen zu unterdrücken. Und man wird in der Folge diese Wahrheit noch recht bestättigt finden, wenn man die fortdaurenden Grausamkeiten, mit welchen die Waldenser behandelt wurden, hören wird. Ehe wir aber die weitere Geschichte der Waldenser beschreiben, müssen wir doch auch etwas von ihrer Lehre hören, wobey mich aber so kurz als möglich fassen werde.

1) Die Waldenser beflissen sich das apostolische Symbolum, oder die Verordnungen der Apostel samt den Glaubensartikeln, die auf dem nicäischen Concilium festgesezt worden sind, aufs unverbrüchlichste zu halten, da sie im Gegentheil

theil alles für Kezerey erklärten, was nicht mit diesen Lehrsäzen übereinkam.

2) Sie glaubten, wie jeder fromme Christ, an Gott den Vater, Sohn und Geist. Sie hielten den Vater für den Schöpfer und Erhalter aller Dinge. Von Christo glaubten sie, was die heilige Schrift von ihm lehrt, und richteten ihr Leben nach derjenigen Lehre ein, die Christus gelehrt und durch seine Apostel hat ausbreiten lassen. Sie giengen freilich bey ihrer Moral in einigen Stücken zu weit; allein das ist ihnen in der damaligen Zeit gar nicht zu verdenken, denn man mußte sich in einer Welt, wie sie zu ihrer Zeit beschaffen war, recht sehr vor dem Laster verwahren, und lieber etwas zu strenge, als zu gelinde predigen Sagt man, sie hätten manche Stellen des Neuen Testaments nicht recht verstanden, so ists ihnen wieder nicht zu verdenken, denn in einer so unwissenden Zeit war es immer genug für sie, daß sie in ihren Kenntnissen der heiligen Schrift so weit gekommen waren. Den heiligen Geist verehrten sie als den Geist der Gnaden und des Gebets.

3) Alles was von Christo schon in den Zeiten des Alten Testaments den Vätern ist verheissen worden, das deuteten sie auch auf Christum, wie sichs gehört, und wie sie es im Stande waren anzuwenden. Aber eben so glaubten sie auch, daß durch den Jesus von Nazareth, von

dem

dem die Propheten geweissagt haben, das ganze Gesez erfüllt und eine völlig genugthuende Versöhnung und Erlösung der Menschen vollbracht worden seye. Den Ursprung der Sünde, die in die Welt kommen ist, suchten sie ebenfalls da, wo man ihn zeither gesucht hat, nemlich in dem Fall Adams, der Gott ungehorsam gewesen seye. Aber der heilige Geist könne die Menschen heiligen und entsündigen; daher müsse man sich sehr vor der Sünde hüten und nicht wider Gottes Gebote thun, sondern alle Pflichten, die wir Gott, uns selbst und unsern Nebenmenschen, schuldig sind, und die uns die heilige Schrift sehr deutlich lehre, aufs genaueste erfüllen.

4) Das Haupt der Kirche sey Christus, und wer ein Glied der Kirche Christi seyn wolle, müße heilig leben und sich von dem heiligen Geiste regieren lassen. Eben so müßten auch die Diener der Kirche Christi ein untadelhaftes Leben führen.

5) Der weltlichen Obrigkeit müsse man unterthan seyn, denn sie sey von Gott verordnet. Der Ehestand sey von Gott eingesezt, und jedermann könne in denselben eintreten, außer in den Fällen müsse man vorsichtig seyn, wo Gott in Ansehung der Grade der Geschlechtsfamilien gewisse Verordnungen gemacht habe.

6) Die

6) Die heilige Schrift nahmen sie ganz an; sie hatten auch das ehemalige Glaubensbekenntniß: „Ich glaube an Gott dem Vater, allmächtigen ꝛc. Was die Sakramente betrift, so nahmen sie nur zwey an, nemlich die Taufe und das Abendmal und zwar erklärten sie sich dieselbe gerade so, wie sie hernach Luther in seinem Katechismus erklärt hat, und endlich sagten sie, bringe uns die Taufe in die Gemeinschaft mit Gott und Christo, so wie auch das Abendmal ein frohes Brudermal seye zur Erinnerung an unsere Tugenden und Wohlthaten, die uns Jesus durch seine Leiden, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt erworben habe. Daher wir auch ferner, wenn wir diesen Tugenden getreu bleiben, nach dem Tode zur ewigen Seligkeit gelangen; die Gottlosen aber, oder die Ungläubigen in die ewige Verdamniß gehen werden. Sie hielten die Lehre vom Fegfeuer für einen antichristischen Traum, so wie sie auch alle übrigen Gebräuche und verunstaltete Lehren der römischen Kirche gänzlich verwarfen. Kurz: sie glaubten und lehrten also fast gänzlich das, was Luther, wie ich schon oben erwähnt habe, unter glücklichern und günstigern Zeitumständen lehren und ausführen konnte.

Was die Moral der Waldenser betrift, so ist sie freilich etwas strenge. Allein je weniger man vor Verführungen uud andern Gefahren z. B. vor dem Zwang zum Abfall sicher ist, desto

nach-

nachdrücklicher und ernsthafter müssen auch die Geseze der Moral seyn. Sie sorgten für fromme Lehrer und sie duldeten keinen, der sich irgend eines Verbrechens schuldig gemacht hatte. Die Lehrämter unter den Waldensern waren nach den Befehlen der Apostel eingerichtet und angeordnet. Sie hatten auch Aeltesten unter sich, welche mit denen in der Gemeinde gesammelten Geldern für die Armen sorgen mußten. Alle ihre Anordnungen, besonders auch Kirchendisciplin betreffende, wurden auf jährlichen dazu bestimmten Kirchenversammlungen gemacht. Das Besuchen der Weinschenken und Wirthshäuser hielten sie für höchst gefährlich; denn, sagten sie, dies sind solche Pläze, wo das Gewissen verloren geht. Eben so dachten sie auch von dem Tanzen, welches sie eine Prozession des Teufels nannten. Ueberhaupt lebten die Waldenser so fromm und rechtschaffen, daß sie selbst auch von katholischen Fürsten geliebt wurden, die sich auch wohl gar die unerschrockene Freyheit herausgenommen und diesen ihren so getreuen und frommen Unterthanen gegen die Grausamkeiten der Päbste mit Gut und Blut beygestanden haben. Bekamen sie ja sogar von vielen ihrer Feinde das Lob frommer Leute z. B. ein **Ramerius**, der selbst dazu verordnet war gegen Kezer zu agiren, mußte den Waldensern Gerechtigkeit widerfahren lassen, und sagen, daß sie ein heiliges Leben führten rc. König Ludwig XII. schickte ebenfalls einsmal Deputirte ab die Gemeinden der Waldenser zu bereisen und ihre Religion zu untersuchen. Man kann sich leicht denken, daß man gemeiniglich Leute

zu solchen Verrichtungen gebrauchte, die schon vorher wider die Waldenser eingenommen waren. Gleichwohl aber legten Ludwigs XII. Abgeordnete, Adam Fumen *) und der königliche Beichtvater Parui, ein solches Zeugniß von diesen guten Leuten ab, daß sie sagten: es wären die Waldenser weit bessere Leute, als er und seine übrigen Unterthanen **). Und endlich bey einer andern Untersuchung bezeugte der Erzbischof von Ambrun ganz öffentlich und laut: „Er wünsche nur, ein so guter Christ zu seyn, als die schlechtesten Christen in den Thälern von Frainsiniere seyen". Anderer guter Zeugnisse, welche für die Waldenser sprechen sollten, gar nicht einmal zu gedenken. Man stellte Disputationen an zwischen ihnen und den Katholiken: aber leztere giengen allemal beschämt weg; sogar verschiedene aus denen Männern, welche sich mit den Waldensern in Religionsgespräche einlassen mußten, versicherten, daß sie viel von den Kindern der Waldenser gelernt hätten. Welche vortrefliche Zeugnisse; aber es half alles nichts, das Schwerdt der Päbste und der übrigen abergläubischen Pfaffen und katholischer Christen mußte gegen die guten Leute ausgezogen werden. Vertilgen, vertilgen muß man diese gottlosen Kezer — rief das Mönchsheer aus. Man fieng nun an

zu

*) Maitre des Requêtes (ein Hofbedienter, welcher die Bittschriften übernimmt)

**) Siehe Perrin Hist. des Vaud. L. I. Ch. 5. woraus auch Hr. Past. Cramer die Nachrichten in seinen Briefen über Inquisition geschöpft hat.

zu wüten und die allergottlosesten Ränke und listige Anschläge zu erfinden, damit man diejenigen Personen, die bisher noch für die Waldenser gesprochen hatten, gegen die guten Leute abgeneigt machte. Und man durfte es keineswegs wagen nachdrücklicher für die Waldenser zu sprechen, sonst hieß man ein Kezer, der entweder bekehrt, oder gewaltsam verfolgt und hingerichtet werden müßte. Selbst Fürsten durften sich dieser frommen Unterthanen nicht annehmen. Ein Graf Raymund VI. von Toulouse, dessen Sohn Raymund VII. wie auch Graf von Foix sind außer noch vielen andern die traurigsten Beyspiele der Opfer der päbstlichen Wut geworden, weil sie sich der Waldenser angenommen haben.

Aus der Geschichte der merkwürdigen und grausamen Verfolgungen mit welchen Pabst Innocentius III. zuerst durch seine Legaten mit dem fürchterlichsten Verfolgungsgeist den Anfang zu großen Blutbädern machte, werden wir sehen, daß eigentlich daraus sich nach und nach das so grausam nach Blut dürstende Inquisitionsgericht gebildet habe. Ich muß also noch etwas von den Kreuzzügen gegen die Waldenser erzählen, wobey die beyden Grafen Raymunds von Toulouse so unbarmherzig mishandelt worden, sind ehe ich auf die Einführung der Inquisition selbst komme.

Noch vor diesen Auftritten versuchten es die Lehrer der Waldenser etlichemal sich in öffentliche Disputationen mit einigen römischen abgeordneten Geistlichen

lichen, worunter auch der heilige Dominikus war, zu vertheidigen. Allein es half nie etwas; denn der Haß des Pabsts und seiner Clienten brach nur noch in wütendere Flammen aus, je öfter er hören mußte, daß seine Geistlichen, welches doch vornehme und heilige Bischöfe waren, den Waldensern gar nichts anhaben konnten und im Gegentheil die Einsichten weit nicht hatten die Waldenser in ihren Religionsmeynungen zu widerlegen. Unter den waldensischen Lehrern that sich in den öffentlichen Disputationen besonders ein gewisser Arnaut Hot hervor, der dem katholischen Bischof Eusus 3 Säze zuschickte, worüber gemeinschaftlich disputirt werden sollte. Der erste von den Säzen welche A. Hot aufgesezt hatte, betraf die Messe und die Transsubstantiation *), wovon Hot behauptete, daß dies blos menschliche Erfindungen seyen, und Christus sowohl als seine Apostel dieselbe nie gelehrt haben. Der IIte Saz enthielt eine Widerlegung der Meynung, mit welcher die Päbste und ihre Anhänger das Volk täuschten, indem sie lehrten, daß die römische Kirche die Braut Christi seye. Und endlich der IIIte Saz bewies, daß das römische Kirchenregiment weder gut noch heilig sey, und daß es keineswegs von Christo sey angeordnet worden. Hot disputirte sogleich, so daß er den Beyfall vieler einsichtsvoller Männer erhielt, die Bischöfe und Mönche aber sehr ängstlich zuhörten und wünschten, daß sie

*) Von der Transsubstantiation wird im zweyten Theil bey der Geschichte des Abendmals gehandelt werden.

sie nicht zuhören müßten. Wirklich hatte auch die ganze Unterhandlung schon ein Ende, als katholischer Seits kaum über den ersten Saz von der Messe war disputirt worden; denn es wollte gar nicht gehen, und da sie sich nicht selbst vor der ganzen Welt lächerlich machen wollten, so stellten sie das weitere Disputiren ein.

Da nun in kurzer Zeit des Disputirens ein Ende worden war, so schritt man von Seiten der Katholiken zu andern Versuchen, nemlich zu dem Kreuzpredigen gegen die gottlosen und unbiegsamen Kezer, die Waldenser. Vorher geschahe dies nur gegen die Saracenen und Muhammedaner; nun aber gehts auf die Christen selbst los, und zwar zog man zuerst das Schwerdt gegen den Grafen Raymund VI. von Toulouse aus. Man nahm dazu Gelegenheit von einem Mord, den ein Kezer in der Grafschaft Toulouse an einem päbstlichen Gesandten verübt hatte. Es stund gar nicht lange an, so hatten der heilige Dominikus und zwölf Cistertienser Aebte mit ihrem Kreuzpredigen ein fürchterlich großes Heer von Henkern aufgetrieben, die nun auf die Waldenser und namentlich auf den Grafen Raymund loszogen. Vergeblich appellirte Raymund an den Pabst; den er demüthigst versicherte, daß er nicht Schuld sey an dem Tode des Peter de Chateauneuf, (so hieß der ermordete Legat des Pabsts). Da nun die Bitten des Grafen zu spät in Rom angekommen waren, und das Heer von Henkern schon in seinem Gebiete sengte und brennte, so eilte er zu dem

damaligen påbstlichen Legaten, der Milon hieß. Diesen flehete der Graf an, daß man doch wenigstens seine unschuldigen Unterthanen jenen Mord nicht entgelten lassen möchte, wenn man denselben ja an seiner Person råchen wolle, ob er gleich auch nichts von der Mordthat wüßte, und es ja bekannt seye, daß sich der Mörder bereits geflüchtet habe. Der Graf bat sehr demüthig, daß doch die Kreuzarmee auf den Befehl des Legaten wieder aus seinem Gebiete weichen sollte. Wie der verruchteste Heuchler berief sich der Legat Milon auf Sr. Heiligkeit des Pabsts Gnade, um die er für den Grafen zu bitten versprach. Indeß aber bis diese Gnade von Rom aus nach Frankreich komme — und dieser Weg war doch so ziemlich weit, besonders für einen solchen, der langsam reißt, und nichts geht mit langsamern und kleinern Schritten als die påbstliche Gnade — so lange sollte der Graf Geduld haben, und sich während dieser Zeit von allem Argwohn bey der Kirche durch ein aufrichtiges Betragen reinigen. Daß der Graf bey dieser Gelegenheit in die schimpflichsten Bedingungen willigen mußte, daß sogleich die vornehmsten gråflichen Schlösser in Besaz genommen und die Vornehmsten aus den Obrigkeiten seiner Stådte an den Legaten überbracht werden mußten, ist man von solchen Ungeheuern um so mehr gewohnt zu hören, da man schon bisher und auch aus dieser ganzen Geschichte gesehen hat und sehen wird, daß es bey der Bekehrung der Kezer auf nichts angesehen gewesen sey, als den Blutdurst der Påbste zu stillen, wobey sie allemal die weggeworfensten Leute zu Werkzeugen gebrauchen mußten. Aber

nun zog sich der Vorhang auf dem Mordtheater erst recht auf, und der Graf wurde seiner Versprechungen ungeachtet dennoch auf den armen Sünderplaz geführt, wo er die grausamsten Mißhandlungen aushalten mußte. Denn der Graf wurde nun zu dem Grabe des ermordeten Peters hingebracht, wo er sich in einer Kirche des heiligen Egidius mit dem Pabste und der Kirche auf folgende Weise wieder aussöhnen mußte. Es waren nemlich viele Bischöfe und Erzbischöfe dieser Feyerlichkeit wegen in bemeldter Kirche zusammen gekommen. Der Graf mußte über den heiligen Leib Christi und über den Reliquien der Heiligen schwören, daß er den Befehlen der römischen Kirche gehorsam seyn wolle. Indes war es an diesem Eid nicht genug. Man warf dem Grafen, der sich jezt durch diesen Eid losgemacht zu haben glaubte, einen Strick über den Hals, und, nachdem man ihn fast ganz entblößt hatte, führte man ihn in einer feyerlichen Prozession in die Kirche und dann um das Grab des heiligen Peters herum, wo man ihn so sehr mit Ruthen strich, daß sein zerfleischter Leib hoch aufschwoll, und er nicht mehr im Stande war wieder zurück zu kehren, sondern er mußte ganz nackend wieder in das innere Thor der Kirche zurück gebracht werden *). Man suchte den Grafen nun wie-

*) Bzouius, aus dem Limborch diese Nachricht genommen hat, sagt: Eodem modo factum est illi (comiti) ante sepulchrum beati Petri Martyris de Castro novo, quem comes interfici curaverat. Diese und noch sehr viel andere Stellen in Limborchs Historia inquisitionis ver-

wieder zurecht zu bringen, und als dieses geschehen war, legte ihm der päbstliche Legat eine Bedingung auf, die der in die Gemeinschaft der römischen Kirche wieder aufgenommene Sünder gewis noch weniger als die vorhergehende Mißhandlungen erwartet hatte. Und diese unerwartete Bedingung war die Annahme der Stelle eines Oberbefehlshabers über die Armee des liederlichen Gesindels der Kreuzfahrer, die eben eine der schönsten Städte in seinem Gebiet belagert hatten. Sollte einem nicht der Verstand stille stehen, wenn man solche wütende Ungeheuer unter den Christen der mittlern Jahrhunderte findet? Doch gleichwohl war das Wüten auch jezt noch nicht im rechten Geleis. Allein weit davon wars nun eben nicht mehr. Denn die Predigermönche giengen sehr zahlreich aus Kezer zurecht zu weisen, und wenn diese nicht wollten gehorchen, so ergieng die Predigt an alle und jede Rechtgläubige und zwar mit den Worten im 94ten Psalm. **Wer stehet mir bey wider**

rathen nur gar zu deutlich, wie nüzlich es wäre, wenn dieses sonst so schäzbare Werk mit Anmerkungen verbessert würde, welches Hr. Cramer nicht thun wollte. Denn gesezt: einer, der die Geschichte der Waldenser und der Inquisition für sich studiren wollte, hätte nicht eben gerade andere noch bessere Werke hierüber, sondern blos den Limborch und noch unglaubwürdigere Schriftsteller, würde nicht ein solcher wirklich glauben, Graf Raymund hätte Bzouii Nachricht zu Folge den Peter umbringen lassen, welches Limborch wirklich im Zweifel läßt.

der die Boshaftigen? Wer tritt zu mir wider die Uebelthäter?

Graf Raymund war nun Chef der Armee der Kreuzfahrer und er sollte dieselbe jezt gegen seine Unterthanen anführen. Wie ihn dies geschmerzt haben müsse, kann man sich fast nicht denken; denn fromme Unterthanen haben, und dann auf Befehl des blutdürstigsten und abentheuerlichsten päbstlichen Gesindels dieselben selbst aufreiben helfen, das sollte man nicht glauben, daß man es bey den Nachfolgern Petri erwarten konnte. Indes half sich doch der Graf in etlichen Tagen durch, indem er sich durch, eine Reise nach Rom, wo er sich selbst vor dem Pabste zu stellen und noch einmal Buße zu thun versprochen hatte, von seinem Amte losriß und sich aus den mörderischen Händen des päbstlichen Legaten rettete.

Indes als der Graf Raymund diese bisher beschriebenen Demüthigungen aushalten mußte, ward Beziers, eine Stadt, die seinem Vetter gehörte, schon förmlich belagert, und der Angrif oder der völlige Sturm der Stadt sollte unter Anführung des Grafen selbst geschehen. Der Graf von Beziers, welcher übrigens gut katholisch war, wollte nun seine Unterthanen und Einwohner der Stadt, in der überdies noch eine ansehnliche Menge von Katholiken sich aufhielt, nicht zu Grunde richten lassen. Er entschloß sich daher selbst bey dem Legaten um Verschonung seiner Unterthanen, wenigstens der getreuen Unterthanen zu bitten. Denn, sagte er, es seye ja nur

die

die Absicht des Pabsts die Kezer zu züchtigen. Aber er erhielt die Antwort, daß auch seine eigene gräfliche Person nicht verschont bleiben sollte, wenn er nicht zu der Armee der Kreuzfahrer übergehen und ihnen die Stadt und alles, was darinnen ist, überlassen würde. Die Obrigkeit und endlich der katholische Bischof selbst giengen heraus zum Legaten und baten um Versöhnung, wobey der Bischof noch geradehin sagte: „die Kirche dürfte doch sonst nicht nach Blut ꝛc. Allein die Antwort des Legaten war abermal, daß alle Einwohner der Stadt ohne Rücksicht auf Religion, Alter, Geschlecht und Stand zu nehmen über die Klinge springen müßten, wofern sie nicht alle katholisch werden würden. Endlich wurde der Legat so wütend zornig, daß er die Stadt sogleich in einem Generalsturm angrif und eroberte. Allein beym Einfall in der Stadt zeichnete sich der Eifer der Kreuzfahrer so sehr aus, daß man in der ganzen Geschichte kaum einen Haufen findet, der mit einer solchen Wut für die Aufrechterhaltung der reinen päbstlichen Lehre gestritten hätte. Denn die katholische Geistlichkeit samt den katholischen Einwohnern der eroberten Stadt Beziers kamen zwar dem Legaten in einer feyerlichen Prozession entgegen und sangen zur Freude sich unter den päbstlichen Schuz versezt zu sehen das Te Deum. Allein alles wurde niedergehauen, kein Krucifix, kein Pfaffe, kein Mensch wurde verschont, um doch ja das Unkraut die Kezer ganz ausrotten zu können. Die Stadt wurde endlich zu einem wüsten Steinhaufen gemacht, nachdem alles darinnen erwürgt war, was einen lebendigen Odem hatte.

hatte. Man konnte die Mörder nicht anders als rechte Eiferer fürs Christenthum nennen, denn unter die Prozession hätte sich ja auch können ein Kezer mischen. Indeß aber da der Graf seine lezte Vorbitte für die Stadt fruchtlos eingelegt gehabt hatte, begab er sich weg und gieng mit seinen treuen Dienern nach der damals sehr vesten Stadt Carcassone, so daß er nicht mehr in Beziers war, als diese Stadt erobert wurde.

In Carcassone nahm sich der Graf von Beziers der Einwohner der Stadt auf die rührendste Weise an. Denn er hatte sich ein für allemal vorgenommen da zu leben oder zu sterben, wo die Einwohner von Carcassone bleiben würden, es möchte nun seyn in den Händen der Feinde, oder auf der Flucht, oder in der Stadt. Diese bewunderungswürdige Standhaftigkeit des Grafen zeigte sich endlich auch da, wo selbst der König von Arragonien, Alphonsus, der eben bey der päbstlichen Armee angekommen war, sich in mündliche Unterhandlungen mit dem Grafen eingelassen hatte. Er sagte dem Könige frey heraus, daß er von seinem Vorsaz mit seinen sowol katholischen als auch nicht katholischen Leuten in der Stadt zu leben oder zu sterben nicht abgehen werde: denn der Armee des Pabsts seye es nur ums Morden und Blutvergiessen, nicht aber um die Wiederherstellung des ächten Glaubens zu thun, welches die Eroberung der Stadt Beziers hinlänglich genug bewiesen habe. Diese Unterhandlung des Grafen mit dem Könige Alphonsus fiel also

so wieder fruchtlos aus, und der Mittler mußte so wieder unverrichteter Sachen zum Legaten ins Lager zurükkehren. Aber auch die zwote Ermahnung, welche von dem Legaten an den Grafen und an die Einwohner der Stadt ergieng, fiel fruchtlos aus, denn die Einwohner der Stadt sollten unter andere Bedingungen, die vorzüglich dem Grafen auferlegt waren, ganz nakend zum Legaten ins Lager heraus kommen, und daselbst öffentlich Buße thun. Kann eine gräßlichere und wüstere Foderung von je einem der erbittersten heidnischen Feinde an einen einzelnen Menschen gethan werden? Und diese that iezt der Legat des heiligen Vaters an die Einwohner einer ganzen Stadt ohne Unterschied des Geschlechts, Standes oder Alters ꝛc. Und was noch das Uebertriebenste und Verwegenste bey dieser ganzen Foderung ist, ist das, daß sie gleichsam eine Antwort des Legaten auf die Fürsprache des Königs Alophonsus ist; denn der König stellte dem Legaten (Milon) vor, daß die Einwohner der Stadt Carcassone hauptsächlich deswegen schonend behandelt werden sollten, weil sich so viele Katholiken darin befänden und selbst die Albigenser (wir nennen sie wie bekannt, Waldenser) noch durch gute Worte könnten zurecht gewiesen werden. Allein es half alles Bitten und Beten nichts: Milons Wut samt der Wut seines untergebenen Gesindels, das im Namen des heiligen Vaters agirte, war nun schon einmal auf die fürchterlichste Art in Flammen gerathen, und diese mußte iezt vollends ausbrechen und um sich greifen, indem sogleich ein Angrif auf die Stadt gethan wurde. Jedoch hatte

die:

dieser Versuch nicht den erwünschten Erfolg. Die Ausfälle der Einwohner der Stadt waren zu heftig, und es blieben diesmal so viel Kreuzfahrer auf dem Plaz, daß der Legat hätte seine Hofnung auf die Eroberung der Stadt aufgeben sollen. Gleichwohl wissen die Söhne des heiligsten Vaters sobald Rath. Milon schikte nemlich einen Edelmann, einen äusserst freventlichen Betrüger ab, der den Grafen mit den entsezlichsten Eidschwüren bereden mußte, daß er sich doch wieder in persönliche Unterhandlungen mit dem Legaten einlassen und deshalb zu ihm ins Lager herauskommen möchte, von wo aus er wieder sicher in die Stadt kommen sollte. Falsche Eidschwüre hatten bey solchen Ungeheuern, wie der päbstliche Legat und seine Kreuzfahrer waren, gar nichts zu bedeuten; man wurde sogleich wieder davon losgesprochen. Auf diese Betheurungen entschloß sich nun endlich der Graf den Legaten mündlich zu sprechen, und er begab sich deshalb zu ihm ins Lager heraus. Allein jezt wars auch um ihn geschehen; denn kaum war er im Lager angekommen, so nahm man ihn gefangen, und natürlicherweise konnte er sich auch die gewisseste Rechnung machen, daß er nie werde wieder los werden. Verzweiflung herrschte nun überall und in allen Gemüthern der Einwohner in der Stadt Carcassone; und es mochte wohl niemand mehr von diesen guten Leuten irgend einen Ausweg zu finden gewußt haben, worauf sie den mörderischen Klauen des päbstlichen Heeres hätten entgehen können. Gleichwohl aber war die Hülfe Gottes nicht weit ferne; er half ihnen aus dem Rachen

der Löwen, welche brüllten, als wenn ihnen ihre Jungen geraubt gewesen wären. Die Einwohner der Stadt Carcassone entdekten eine unterirrbische Höle, die nach einer von ihren Voreltern hergebrachten Sage auf ein Schloß, das drey Meilen von der Stadt entfernt war, führen sollte. Die Verzweiflung brachte sie zum Entschluß in diesem Ausweg das lezte Mittel zu ergreifen, wodurch sie ihr Leben entweder erhalten oder verlieren wollten. Sie machten sich nemlich bey der Nacht auf und wanderten durch diese finstere Höle aufs Gerathewohl, ob sie das Ende derselben finden würden. Alles eilte davon. Die abgelebten Eltern wurden von ihren Kindern getragen, so wie die Gesunden ihre kranken Freunde und die Mütter ihre kleinen Kinder mit sich fortbrachten. Welch ein verzweifeltes Unternehmen! Und welch ein entsezlicher Schauer durchdringt die Seele eines nur halb gutdenkenden Menschen, wenn man so bedenkt, was für ungeheure Blutschulden die Päbste, an deren Untrüglichkeit noch heut ein großer Theil von Menschen nicht zweifelt, auf sich geladen haben, indem sie Mörder an ganzen Städten, Ländern und Reichen worden sind. Hübsche Bestätigung der Würde eines Nachfolgers Petri oder Stadthalters Christi auf Erden! — Doch wir kommen wieder auf unsere Unglücklichen zurük. Sie kamen glücklicherweise mit Anbruch des Tages an dem Orte an, den sie auf dem Weg der finstern Höle gesucht hatten. Aber welch ein Erstaunen kam nicht unter die Armee der Kreuzfahrer, als sie des Morgens die Stadt ganz menschenleer fanden!

Die

Die Stadt ward nun besezt und der bisher im Lager gefangen gehaltene Graf von Beziers auf einen hohen Thurm gebracht, wo er sehr bald starb, wenn er nicht, wie man aber fast vermuthet, mit Gift hingerichtet worden ist.

Kaum war die Stadt Carcassone mit Kreuzfahrern besezt, so bekam ein Graf Simon von Montfort das Kommando über die ganze Kreuzarmee. Dieser Simon von Montfort war ein an Boßheit und allen satanischen Ränken unerschöpflicher Mann. Indeß hatte aber auch der Haufen der Kreuzsoldaten sehr unglücklich abgenommen; denn eine große Menge blieb in den Treffen liegen, und der größte Theil von denen, die ihr Leben nicht auf der Schlachtbank gelassen hatten, liefen theils halb verzweifelt davon, theils weil ihre Pilgrimszeit von 40 Tagen vorüber war, in welcher sie nach der Verheissung des Pabsts, seines Legaten und der Predigermönche das Paradies und den Himmel verdient hatten.

Nach dem Tode des Grafen von Beziers gieng die Sache weit nicht mehr mit so schnellem und glüklichem Erfolg von statten, als bisher, denn der König von Arragonien wurde auch mißvergnügt über den Grafen Simon von Montfort, weil dieser die Länderey des Grafen von Beziers als ein Geschenk des Legaten in Besiz genommen hatte. Und diese Frechheit, die Graf Simon, unterstüzt vom Legaten, sich herausgenommen hatte, verursachte auf

Anstiften des Königs von Arragonien, der immer ein geheimer Freund des verstorbenen Grafen von Beziers gewesen war, manche Rebellionen in der Grafschaft selbst, die Simon eingenommen hatte. Es wurden sogar Treffen geliefert, wobey Simon am Ende sehr ins Gedränge kam, bis endlich wieder neue Pilgrimme angekommen waren, welche ein Schloß Menerbe eroberten und 140 Albigenser lebendig verbrannten.

Nach diesem Auftritt wurde wieder ein anderer Vorhang auf dem Mordtheater des Pabstes aufgezogen. Graf Raymund kam wieder von Rom, wo er völligen Ablaß und sehr prächtige Geschenke von dem Pabste mitgebracht hatte. Der Legat Milon unterstund sich aber doch den Grafen abermal zu citiren mit dem Vorgeben, er müßte genaue Nachricht von dem einziehen, was der Graf bey dem heiligen Vater in Rom ausgerichtet habe. Der Graf erschien nicht, und wollte lieber noch einmal nach Rom appelliren. Doch durch allerhand schlaue Ränke bekam man den Grafen zu sprechen, so daß er alsbald wieder als ein Betrüger des Pabstes ausgeschrien wurde. Das ganze Hauß des Grafen sollte nun vertilgt werden, und wenn auch gleich die ganze Erde mit Leichnamen der Waldenser bedekt werden sollte. Allein es war iezt Zeit, daß der päbstliche Legat Milon von seinem Mordtheater abgerufen wurde, und er seine Belohnungen in der andern Welt, wohin er bereits abgegangen war, empfangen sollte. Thedize, der dem Milon auf der Blutbühne folgte, woll:

wollte den Grafen wieder in Bann thun; aber der Graf entgieng nach Toulouse, wo er dem katholischen Bischof bey Lebensstrafe befahl die Stadt augenblicklich zu meiden. Dies war ein Meisterstük des Grafen; und hätte er nur gleich anfangs so gethan! — Indeß aber grif man päbstlicher Seits die Sache anders an; man brachte es auf die in solchen Fällen gewöhnliche Art dahin, daß der Graf Baudoin, Raymunds Bruder, untreu gegen diesen wurde, sich auf die Seite der Kreuzfahrer wandte, und das Schloß Montferrand, das er bisher für seinen Bruder besezt und bewahrt gehabt hatte, dem Legaten übergab. Jezt sahe sich Raymund wieder um so mehr im gefährlichsten Gedränge, da sein Bruder treulos gegen ihn worden war, und der Graf Simon von Montfort und der Legat Thedize auch den König von Arragonien auf ihre Seite gebracht hatten. Allein dieser König besaß noch zu viel Gefühl von Ehre und Gewissen, als daß er sich hätte so blindhin von diesen unmenschlichen Pfaffen und Tyrannen ganz führen lassen sollen, wohin der Legat und Simon von Montfort ihn gerne geführt hätten. Denn als noch einige Treffen zwischen Simon von Montfort und dem Grafen von Raymund mit wechselseitigem Glück geliefert worden waren, wobey auch der Sohn des Grafen Simon von Raymund gefangen genommen wurden, so erklärte sich der König ganz deutlich, daß er gesonnen sey, sich des Grafen von Raymund und des Grafen von Foix, die bisher gemeinschaftliche Sache mit einander gemacht hatten, mit

allem Ernst anzunehmen. Dazu mochte wohl die nächste Veranlassung gegeben haben, weil der König die Ungerechtigkeit einsahe, mit welcher Graf Simon die Länder des Grafen von Foix verwüstete, und selbst auch den Grafen persönlich grob angelassen hatte. Gleichwohl versuchte es der König noch einmal als Mittelsperson den Frieden zwischen den streitenden Partheyen wieder herzustellen. Allein der Graf Simon, der von lauter Bosheit und Tyranney zusammengesezt war, sollte nun die eroberten Länder wieder abtreten; und da dies nicht geschahe, so wurde das Kriegsfeuer aufs neue wieder angezündet. Bald brach auch das Feuer wieder in volle Flammen aus, da man dem Könige mit dem Bann drohete, weil er sich für Raymund und für den Grafen von Foix erklären wollte. Diese Drohungen und die vergeblichen Versuche, die der König als Mittelsperson für die beyden Grafen beym Legaten verwendet hatte, reizten ihn nun mit einer Armee gegen Simon von Montfort loszuziehen, wo dieser sogleich weichen mußte. Aber zum größten Unglük blieb der König in einem Treffen, und das Glük bot den beyden Grafen von Raymund und von Foix den Ruken. Denn so wie Alphonsus todt war, so nahm ein französischer Prinz Ludwig das Kreuz gegen die Albigenser. Zum Glück für diese aber gieng der Prinz bald wieder nach Hauße, weil ihm der päbstliche Legat Vorwürfe machte, daß er nicht eher das Kreuz genommen habe. Indeß kamen die Arragonier und fielen dem Simon von Montfort in die Grafschaft Beziers ein, wo sie den Tod ihres Königs

rächen

rächen wollten. Graf von Foix fuhr auch aufs neue in seinen Unternehmungen gegen die Kreuzfahrer fort, wo er verschiedenemal glücklich war. Graf Simon hatte also auf einmal fast von allen Seiten her Feinde, und da seine Armee immer abnahm, weil die Pilgrimme allemal nach dem Verlauf der 40tägigen Pilgrimschaft wieder nach Hauße giengen, so sahe er wohl ein, daß er mit List mehr ausrichten würde, als mit Gewalt. Er that daher dem Grafen von Foix Friedens-Vorschläge, die dieser sehr nachgiebig annahm, und bald darauf nach Rom reißte, um den Pabst den Ausgang der ganzen Streitigkeiten entscheiden zu lassen. Aber die Erfahrung hätte den guten Mann schon längst lehren sollen, daß solche Reisen nach Rom noch immer fast fruchtlos gewesen seyen. Denn nur dann waren die Päbste gewohnt den Streitigkeiten ein Ende zü machen, wenn sie sahen, daß sie bereits alles Vermögen der unschuldigen Partheyen verschlungen hatten; andernfalls war nie ein Friede zu hoffen. Graf von Foix richtete also nach seiner Rükkehr aus Rom wieder nichts beym Legaten aus, denn es waren ganz unerwartete Clauseln in den päbstlichen Bullen, die er an den Legaten selbst überbringen mußte. Nur wenn er den Prozeß nochmals untersuchen lassen wollte, und ernstliche Früchte der Besserung, die natürlich im Gehorsam gegen den römischen Stuhl bestanden, zeigen würde, sollte er wieder zum Besitz einiger seiner Güter gelangen. Welch ein schändlicher Betrug! Gleichwohl ließ sich auch der Graf Raymund wieder durch den Legaten **Bonaventura**

bereden nach Rom zu reißen. Und wirklich schien der Pabst geneigter zum Frieden zu seyn, da er einigen Unwillen über den Grafen Simon von Montfort und den Bischof von Toulouse äusserte. Der junge Graf von Raymund, der sich bisher am englischen Hofe aufgehalten hatte, gieng nun auch nach Rom, wohin er von dem Könige von England Empfehlungsschreiben mitbrachte, die sehr viel hätten zu einem glücklichen Ausgang der Sache des Grafen von Raymund beytragen können, wenn sich nicht so manche Hindernisse in Weg gestellt gehabt hätten. Allein die Ehre des apostolischen Stuhls, die nothfolglich leiden mußte, wenn der Pabst auf einmal für den Grafen von Raymund gesprochen hätte; das Intresse, dem ein eben so unausbleiblicher Nachtheil zu erwarten stund, da man doch den Grafen Simon von Montfort seiner bisher angewandten Kosten wegen entschädigen müßte, und — und was noch das Allerbedenklichste bey der ganzen Sache war, daß dadurch auf die Zukunft schlecht gesorgt worden wäre, indem die Inquisition, deren Einführung iezt ausgeheckt wurde, in der Folge nicht so ohne Widerstand hätte gegen die Kezer ganzer Länder wüten können. Auch hätte man im Fall der Noth nicht so leicht mehr Kreuzprediger und Kreuzfahrer aufbringen können, wenn der Pabst dem Simon von Montfort sein Versprechen nicht geleistet hätte. Mißtrauen hätte man immer in die Verheissungen des Pabsts sezen können, und das würde der Inquisition ganz gewiß nicht vortheilhaft gewesen seyn. Also mußte auch diesmal die Unschuld der verhaßten

Politik des römischen Hofes unterliegen; und die beyden Grafen von Raymund kamen mit Versprechungen zurück, wie kurz vorher der Graf von Foix als ein Betrogener zurückgekommen war. Es kam also wieder zu neuen Angriffen, wobey der Graf Simon von Montfort eben nicht allemal sehr glücklich war. Endlich beschloß der Legat eine Kirchenversammlung zu halten, die auch wirklich im Jahr 1214 in Montpelier gehalten wurde. Hier schenkte man nun dem Grafen Simon von Montfort alle die Länder, die den Albigensern und Waldensern bereits entrissen worden waren. Allein Simon war bey dem Volk in der Stadt seiner Grausamkeiten und Bosheiten wegen so verhaßt, daß er genöthiget ward sein Heil in der Flucht zu suchen. Gleichwohl blieb er in den Augen des Pabsts ein wahrer Ritter Jesu Christi, und ein Vertheidiger des katholischen Glaubens. Er erhielt daher auch eine im Jahr 1215 am 10ten April datirte Bulle vom Pabst, der ihn zum Eigenthumsherrn über die eroberten Länder machte, und er mußte sogleich beym Könige von Frankreich die Investitur holen.

Auf der Kirchenversammlung zu Montpelier gieng die Sache der Kreuzzüge gegen die Waldenser auch recht gut von statten. Ein ziemlich großer Hauffen von Pilgrimmen war wieder zusammen geprediget worden, die den Grafen in seiner neuen Würde bestättigen helfen und die übriggebliebenen Waldenser vollends niederhauen sollten. Dieser

Hau-

Hauffen kam nun wieder in den Ländern des Grafen von Raymund an; allein es schlug fehl, und Graf Raymund besezte sogar das Schloß, worinn sich eben die Gemahlin des Grafen Simon aufhielt. Dieser wollte zwar seiner Gemahlin zu Hülfe eilen; aber vergebens, denn weil seine Grausamkeiten allzudrückend waren, so giengen viele der Kreuzfahrer wieder zurück nach Hause. Es liefen deshalb auch verschiedene Versuche des Grafen Simon sehr unglücklich ab; und selbst der Trost, den der Legat dem Grafen gab, daß nemlich die im Treffen bleibenden Kreuzfahrer als Märtyrer ins Paradieße hineingehen würden, half nicht viel, ja sogar spotteten einige angesehene Männer von der Kreuzarmee sehr hämisch darüber. So gab z. B. ein Officier dem Legaten seinen Beyfall und sagte; „Sie reden recht gut, Herr Kardinal. Wenn aber der Herr Graf Ihnen glaubt, wird er gewis nicht viel Vortheil dabey finden. Sie samt den übrigen Prälaten sind Schuld an diesem Unglück und Sie werden es auch bleiben, wenn man Ihnen nur glaubt". Dies war nun auch die reinste Wahrheit, und es wundert mich, daß der Legat sie so ungeahndet hingehen ließ. Demungeachtet kehrte man sich weiter nicht daran, sondern man wollte die bisherigen Unmenschlichkeiten an den Albigensern fortsezen. Indeß aber schlug es von jezt an fehl, und Graf Simon kam nach verschiedenen und meist mißlungenen Actionen endlich ums Leben, wel-

ches geschahe im Jahr 1218 am Johannistage. Auch gieng die Sache der Kreuzfahrer seit diesem Todesfall nicht mehr so erwünscht von statten; denn theils hatte der Sohn und Nachfolger des verstorbenen Grafen, Graf Aimeri von Montfort gar nicht die unternehmenden Eigenschaften seines Vaters, theils wollten nun die Kreuzfahrer nach Hauße, weil die bestimmten 40 Tage ihrer Wahlfahrt um waren. Es war also alles in Unordnung, und in dieser wurden sie von dem Grafen von Raymund fast gänzlich geschlagen und auseinander gejagt, so daß Graf Raymund und der Graf von Foix ihre ihnen entrissenen Städte und Schlösser wieder alle eroberten. Im Jahr darauf versuchte es zwar der Legat Bertrand noch einmal den Tod des Grafen Simon vom Montfort zu rächen; allein die Sache änderte sich überhaupt, und man mußte nun auf eine ganze andere Einrichtung bey den Kezerjagden denken.

Auf dem Mordtheater giengen also sehr merkwürdige Veränderungen vor. Pabst Innocentius gieng aus der Welt; und der so eifrige und geschickte Kezerjäger, der heilige Dominikus, war auch durch den Tod anderswohin beordert worden. Auch der Legat Bonaventura war wieder nach Rom zurückgegangen und hatte seine rühmliche Ehrenstelle einem andern überlassen. Warum? ist bis heut noch zweifelhaft. Allein die Waldenser hatten bey

diesen Veränderungen eben nicht sehr viel Vortheil; denn ihre vornehmsten Beschüzer und Anführer starben gleichfalls bald nach einander hinweg. Der junge Graf Raymund kam nun in den Besiz der Güter, die sein Vater noch hinterlassen hatte; da hingegen der Sohn des Grafen Simon von Montfort seine Güter an den französischen König Ludwig VIII. abtreten mußte. Zum Unglück für den jungen Grafen Raymund VII. starb dieser König; und der junge Graf meynte die Länder, welche man seinem Vater abgejagt hatte, der verwittibten Königin mit Gewalt wieder wegnehmen zu können. Unglückselige Folgen für die Waldenser sind daraus entstanden; denn sie griffen wirklich zu den Waffen gegen die Königin von Frankreich. Sogleich war aber auch ein furchtbares Heer von Seiten der Königin und des Pabsts gegen die Waldenser im Felde, und zu Languedoc war der Sammelplaz der französischen Armee. Dieser große und fürchterliche Haufen hatte auch bald ein berühmtes Schloß Bonteque bey Toulouse erobert, so daß alle Waldenser über die Klinge springen mußten. Indeß suchte man doch nach einigen Versuchen den Grafen von Raymund VII. auf eine andere Art zu stürzen; und man verfuhr dabey eben so, wie man schon vorher mit seinem Vater umgegangen war. Der Graf ließ sich nemlich bereden sich in Friedensunterhandlungen einzulassen und zu versprechen, daß er zu der Königin nach Meaux kommen wolle. Kaum war er aber in Meaux angekommen, so sezte man ihn sogleich gefangen, und er wurde nun unter Begleitung vieler Prälaten und Pfaffen als ein

Misse-

Missethäter in die Kirche geführt *), wo er ohne Widerrede einen Vergleich unterschreiben mußte, der ihn und alle Waldenser endlich ins größte Unglück und Verderben stürzte. Schon die ungeheure Geldsumme, die sich gegen 42000 Mark Silber beläuft, und die man dem Grafen sogleich zu bezahlen auflegte, waren hinreichend genug, seine bisher durch Krieg erschöpften Länder vollends ganz von Grund aus zu ruiniren. Und nach einer wohl weißlichen Verordnung des Pabsts sollten sie nur die Waldensischgesinnten Unterthanen des Grafen bezahlen. Mit dieser Geldbuße wollte man es aber nicht bewenden lassen; denn auf diese Weise glaubte man, wäre die Person des Grafen noch nicht hinlänglich bestraft. Er mußte also ausserdem, daß er diese bemeldte Summe von seinen Unterthanen erpressen sollte, auch noch 15 andere Artikel und päbstliche Statuten zu halten unterschreiben, welche zum Theil eines äußerst grausamen Inhalts waren, und nur gar zu deutlich zeigten, daß die Päbste den alten Canon „Ecclesia non sitit sanguinem" ganz und gar nicht bey ihrer Kezerausrottung beherzigt haben. Gleichwohl konnte

*) Limborch in seiner Historia inquisitionis führt pag. 46 eine Stelle von dem schon oben erwähnten Bzovius an, woraus man sieht, wie Graf Raymund VII. bey dieser Gelegenheit behandelt wurde. Bzovius sagt nemlich: Erat pietas videre tantum virum, qui tanto tempore tot et tantis nationibus potuerat restitisse, duci nudum in camisia et braccis et nudis pedibus ad altare — — Hübsche pietas!

konnte man sich hier bald Rath verschaffen; denn wenn man dem Pabst und seinen frommen Kezerdelatoren diesen alten Canon zu Gemüthe führen wollte, so gaben sie zur Antwort: „Geduld seye die Gabe der ersten Christen gewesen, nun aber die Kirche zu reiferem Alter gekommen seye, müße sie den Kindern den Ernst zeigen". Unter andern Punkten aber, die der Graf Raymund VII. ebenfalls ohne Widerrede unterschreiben mußte, waren vorzüglich auch folgende die grausamsten. Er sollte nemlich gegen die Türken und Saracenen mitziehen; selbst auch seinen bisherigen so getreuen Bundesgenossen, den Grafen von Foix, mit Krieg überziehen; einiger seiner eigenen Städte niederreißen; seine einzige Tochter, Johanna, die kaum 9 Jahre alt war, in königliche Verwahrung geben, und endlich selbst seine eigene der Kezerey verdächtige Unterthanen mit allem Eifer ausrotten helfen *), und die Kezerdelatoren selbst auf alle nur mögliche Weise unterstüzen. Einstweilen mußte er aber gefangen sizen, bis er die 42000 Mark Silber abgetragen hatte. Welch unerträgliche Auflagen erforderte nicht eine solche Summe Geldes! Und welch ein Jammer mußte nicht in der Seele eines so gerechten Herrn, wie Graf Raymund VII. war, entstehen, wenn er nun seine frommen und guten Unterthanen auf ein=

*) Perrin in seiner Histoire des Albigois erzählt diese Verhandlungen ausführlich und Hr. Past. Cramer in Quedlinburg hat sie aus dem Perrin übersezt und dem ersten Theil seiner Briefe über Inquisition und Kezerverfolgung beygefügt.

einmal so zu Grunde richten mußte! — Nachdem nun aber die Summen von den Waldensern abgetragen waren, so mußte er auf Befehl des Pabsts und des päbstlichen Legaten auch dahin trachten, seine bisherigen vornehmsten Anhänger, den Grafen Roger von Foix, den Grafen von Comminges und den Fürsten von Bearn, mit der katholischen Kirche wieder zu vereinigen, welches nach einigen, zwar mißlungenen, Versuchen endlich doch ausgeführt wurde, indem die Waldenser erschöpft und zu einer fernern Vertheidigung ganz entkräftet worden waren. Der Graf Raymund gieng hierauf nach Rom im Jahr 1247 um bey dem Pabst Erlaubnis zu holen, seinen unter dem Bann gestorbenen, mithin noch unbegrabenen, Vater begraben zu dürfen. Er starb dann 2 Jahre nachher zu Mailand, da er eben auf einer andern Reise war. Und so hörten die eigentlichen Kreuzzüge gegen die Waldenser auf, und die Inquisition wurde, wie wir jezt hören werden, eingeführt.

Entstehung der Inquisition.

Wenn die Päbste nichts erfunden hätten, womit sie den Abscheu der Nachwelt verdienten, so wäre es doch gewis die Erfindung der Inquisition, dieses mehr als fürchterlichen Blutgerichts, welches Millionen Menschen auf die grausamste und schröcklichste Art marterte, und dann erst nach diesen Martern aufs erbärmlichste hinrichten ließ, und so unter dem Vorwande die Menschen zur Rechtgläubigkeit zu bringen,

gen, ganze Länder entvölkerte. Zwar fieng man schon sehr früh an die Kezer zu verfolgen, wie die Geschichte der Kirchenversammlungen hinlänglich genug beweißt, von denen wir aber oben bey der Geschichte der Hierarchie mehr als ein Exempel schon aus dem vierten und fünften Jahrhundert angegeben haben. Diese Kezerverfolgungen nahmen aber immer mehr überhand, je mehr sich die Päbste auf ihre Höhe hinauf arbeiteten, von der sie fast über alle Fürsten und Könige befehlen wollten, und endlich kam es dabey nach und nach so weit, daß alle und jede, die etwas gegen diese Rechte, welche die Päbste an sich gerissen hatten, einwendeten, als Kezer angesehen und ausgeschrien, endlich aber auch als ungehorsame Söhne der römischen Kirche in den Bann gethan wurden. Indeß hatte man aber zu allen Zeiten auch Männer, welche sich das Joch des Pabstes nicht wollten auflegen lassen, und solche Männer fanden allemal auch wieder ihre Anhänger unter dem Volk. Die Päbste fanden daher für nöthig schon im Anfang des 13 Jahrhunderts besondere Abgeordnete zuerst nach Frankreich zu schicken, weil sich in den Provinzen desselben vorzüglich die Albigenser und Waldenser so sehr ausgebreitet hatten, und überdies die Bischöfe, welche bisher über die Kezereyen wachen mußten, eben nicht sehr thätig waren, so daß die Päbste gar wohl einsahen, daß sie die Sache anders angreifen müßten, wenn sie sich bey der Welt in ein recht furchtbares Ansehen sezen wollten. Solche Abgeordneten, die von dem Pabste in die Länder ausgeschickt wurden, wo sich

die meisten Kezer aufhielten, waren gemeiniglich Mönche, Leute, welche kein Menschengefühl hatten, und die in ihrer Legaten-Würde allemal unmittelbar unter dem Pabste selbst stunden, mithin von der weltlichen Obrigkeit sowol, als von der Klerisey ganz unabhängig waren. Pabst Innocentius III. war der erste, welcher darauf verfiel, dergleichen Legaten auszuschicken, die die Kezer aufsuchen und dann in manchen Fällen selbst bestrafen durften. Im Anfang des 13 Jahrhunderts sahe man also dergleichen neue Wächter in Israel, und es begleiteten dieses Wächteramt zuerst die beyden Mönche Rayner und Peter de Chateauneuf. Man irrt sich also, wenn man, wie bisher fast allgemein gesagt wird, behauptet, daß der heilige Dominikus der Stifter der Inquisition, mithin auch der erste Inquisitor gewesen sey. Er ist weder der erste Inquisitor, noch vielweniger aber der erste Kezerrichter gewesen. Freilich behauptet ein gewisser Ludwig de Paramo in seinem Buche de origine et progressu sancto inquisitionis (von dem Ursprung und Fortgang der heiligen Inquisition) daß Gott selbst der erste Inquisitor gewesen seye, und zwar nicht erst in spätern Zeiten, sondern nach der Meynung des Ludwigs de Paramo führte Gott sogar schon im Paradieße das Inquisitionswesen ein. Hier mags doch wohl vor dem Ludwig selbst der Pabst und kein Mensch gesucht haben. Allein de Paramo weiß die Sache ganz artig und so possierlich einzulenken, daß er seiner Herleitung den feinsten Anstrich gab. Nach seinen Schlüssen

citirte

citirte Gott den Adam, wenn er ihm rief. Dadurch aber gab er den künftigen Inquisitionstribunalen zu verstehen, daß sie ohne vorhergeschehene Citation nicht zur Strafe schreiten könnten. Das versteht sich aber doch nun wohl von selbst! — Wenn Gott mit Adam sprach, so strafte er ihn auch zugleich und zwar im Verborgenen durch sich selbst. So machens auch die Inquisitoren. Ganz recht! denn die Inquisition ist auch unabhängig und kann mit dem Leben der Menschen schalten und walten, wie sie will — Wenn Gott dem Adam Kleider von Fellen gab, so sind diese Kleider dazu gemacht worden, um den Inquisitoren, welche einige tausend Jahre nachher aufkommen würden, zu zeigen, wie sie das San-Benito, womit die büssenden Kezer bekleidet werden, verfertigen sollten. — Noch weit possierlicher folgert de Paramo, wenn er sagt: Gott habe den Adam aus dem Paradieße gejagt, und er habe dadurch den Inquisitoren das Recht gestattet, wonach sie das Vermögen der Kezer confisciren und an sich reißen könnten. De Paramo behauptet ferner, daß, weil Adam (nach de Paramo's Meynung nemlich) die Herrschaft über die Thiere verloren habe, so müsse auch ein Kezer alle bürgerliche und politische Gewalt verlieren; und weder das Kind oder der Sclave eines Kezers seyen zum Gehorsam verpflichtet, ja sie seyen desselben entledigt. Auch die Sodomiten seyen ihrer Güter beraubt und dann erst verbrannt worden. Die Inquisitoren müßten es also mit ihren Kezern auch

so machen. Und endlich seye ja selbst Christus der erste Inquisitor im neuen Gesez, denn er habe am 13ten Tage nach seiner Geburt durch die heiligen 3 Könige der Stadt Jerusalem verkündigen lassen, daß er nun geboren sey; er habe die Käufer aus dem Tempel getrieben, den Herodes von den Würmern fressen und Judäa um seines Unglaubens willen von Tyrannen ausplündern lassen. So rasend dumm vertheidigten die päbstlichen Clienten die Anstalten ihrer Bluthunde! — Doch ich komme wieder auf den heiligen Dominikus, der auch einer aus dieser Gesellschaft war. Allein ich sagte oben, daß er nicht, wie man bisher sagte, der erste Inquisitor war. Er schloß sich erst im Jahr 1206 an die obigen zween Männer und außerordentlichen Legaten des Pabsts, den Rayner und den **Peter de Chateauneuf** an, als er von seinen Predigten nicht den erwünschten Erfolg hatte und wohl sahe, daß er mit den Kezern nicht fertig werden könne. In dieser Absicht ist er hernach wohl ein Inquisitor, aber nicht der **erste** Inquisitor gewesen. Denn die außerordentlichen päbstlichen Legaten waren schon in dieser Qualität in Frankreich, ehe Dominikus sich zu ihnen gesellte. Ueberdies ist sein Orden nicht einmal von Innocentius III. bestätigt worden, sondern erst Honorius III. bestättigte denselben. Dominikus mit seinen Anhängern predigte also nur unter dem Pabste Innocentius III. und dann erst, weil sie sich so sehr darin hervor thaten, wurde ihr Orden von Pabst Honorius III. eigentlich bestätigt,

tigt, und ihnen das Amt der Kezervertilgung recht förmlich übertragen, nachdem der heilige Dominikus bereits schon in die Ewigkeit gegangen war. Zwar hatte Dominikus schon gleich seit seinem Entschluß ein Apostelamt anzutreten viele Mitarbeiter und Anhänger, und sie hatten die Erlaubniß zu predigen und zu betteln, aber diese fromme Gesellschaft wurde erst im Jahr 1216 als ein wirklicher Orden bestättigt, wo Dominikus bald darauf im Jahr 1220 starb. Also nur in einem gewissen Betracht kann man den heiligen Dominikus als einen Inquisitor ansehen, indem er Kezer aufsuchte, sie dann bey der Obrigkeit angab, welche förmlich gegen dieselben agiren mußten. Da aber Pabst Innocentius und der heilige Dominikus gestorben waren, und, wie wir schon gehört haben, nach ihrem Absterben die Sache mit den Kreuzzügen gegen die Kezer nicht mehr so recht gehen wollte, so bewirkte der Orden des Dominikus im Jahr 1226 ordentliche Strafedikte gegen die Kezer; im Jahr 1229 aber verordnete der päbstliche Legat, Kardinal Romanus de S. Angelo, auf einer Kirchenversammlung zu Toulouse, daß in einer jeden Provinz ein ordentliches Collegium von Inquisitoren angesezt werden sollte, und dieses Collegium sollte aus einem Prälaten und 3 weltlichen Herren bestehen. Allein auch jezt wollte es nicht so recht, gehen; denn die Prälaten und überhaupt auch die weltlichen Obrigkeiten selbst waren nicht allemal einig, und leztere hatten noch immer zu viel Gefühl von Menschlichkeit, als daß sie die Menschen

so

so geradehin aufopfern wollten. Und wenn auch dies nicht gewesen ist, denn vertheidigen will und kann ich eigentlich keinen, der sich zu solchen blutigen Geschäften gebrauchen ließ, so hatten wenigstens die weltlichen Obrigkeiten zu viel für sie gehörige Arbeit, als daß sie sich mit Inquisitionsgeschäften abgeben könnten. Wäre aber auch dies nicht, so fällt die Schuld allein auf die geschäftige und listige Politik der Päbste zurück, daß Pabst Gregor IX. im Jahr 1233 das Geschäft Kezer zu inquiriren den Dominikanern allein übertrug. Lezteres, nemlich die so fürchterlich nach Menschenblut dürstende Politik der Päbste, mag wohl die eigentliche und richtigste Ursache seyn, warum man den Obrigkeiten und Bischöfen das Amt der Kezervertilgung abnahm. Zu Toulouse wurden die zween Dominikanermönche Peter Cellani und Wilhelm Arnald als beorderte Inquisitoren angestellt. Bald sezte man auch in andern Städten dergleichen Collegien an, welche nun unmittelbar unter der päbstlichen Autorität selbst standen. Dies war eigentlich die Politik der Päbste, Leute als Kezerdelatoren zu haben, die ganz und gar unter ihnen stehen sollten, und denen sie freye Fug und Macht geben konnten, mit den Delinquenten zu handeln, wie sie es für gut und natürlicher Weise für den päbstlichen Stuhl vortheilhaft finden würden. Denn hätte die weltliche Obrigkeit das Amt immer ganz allein behalten wollen, so hätte die Sache der Inquisition gewis den Ausgang nicht genommen, wie hernach unter den Dominikanern geschehen ist,

weil

weil nur Mönche, die kein Gefühl und Gewissen hatten, die Meynungen und Worte der Päbste recht heraus exegisiren konnten.

Aber auf diese Art die heilige Inquisition auf den Fuß zu stellen, wie es eigentlich angelegt war, und wie ich eben gesagt habe, mußten sich doch auch Schwierigkeiten finden, indem die Bischöfe ein Recht verloren, welches bisher nur ihnen allein zukam. Doch auch diesem Hinderniß war bald abgeholfen. Der Pabst ertheilte den Bischöfen jeder Provinz mit Zuziehung der Dominikaner das Recht gegen die Kezer zu agiren; aber ohne Zuziehung der Dominikaner konnten und sollten sie nichts mit den Kezern vornehmen, nemlich in Rücksicht auf Strafen. Was aber die Rechte der weltlichen Obrigkeiten betrift, welche durch Einführung neuer, nicht unter ihnen stehender, Collegien nothfolglich gekränkt werden mußten, so ließ man ihnen noch einen Schein von den alten Rechten übrig, und sie durften die Unterbedienten bey dem Inquisitionskollegium ernennen, etwas von den konfiscirten Gütern der Kezer behalten, und dann die Executionen vollziehen. Auf diesen Fuß wurde also zu Toulouse das erste eigentliche Inquisitionstribunal eingerichtet, und wie ich schon oben gesagt habe, waren dabey **Peter Cellani** und **Wilhelm Arnald** als die ersten ordentlichen Kezerrichter; will man aber die ersten außerordentlichen Legaten des Pabstes vor der Einführung des bestimmten Inquisitionstribunals als Inquisitoren passiren lassen, so waren es in diesem älteren ursprünglichen Sinn die obenbemeldten

ten Rayner und Peter de Chateauneuf, zu welchen sich im Jahr 1206 der heilige Dominikus gesellte, weil er mit seinem Kezerzurechtweisen nicht gut fortkommen konnte. Aber noch war das Inquisitionswesen nicht im rechten Gang. Denn das einzige Toulouse vermochte nicht alle Kezer in der Christenheit auszurotten. Man mußte also zu Rom auch darauf denken, daß dies neue in Gallia narbonensi erschienene Phänomen auch in andern Ländern aufgehen möchte. Wirklich boten die Päbste alle ihre Kräfte auf, daß nemlich in jedem Lande dergleichen Tribunale festgesezt werden sollten. Aber sie richteten nicht überall etwas aus, weil sie das Werk zu hizig angriffen. So wollten z. B. Frankreich, England, Polen, die Niederlande und einige Provinzen in Teutschland, sogar auch einige Gegenden in Italien gar nichts davon wissen, und sie wiesen, ausgenommen die Leztern, den Pabst mit seinen Inquisitionsprojecten schlechterdings ab. In den nördlichen Gegenden unsers Vaterlandes brauchte der Pabst Gewalt, aber nach und nach verlor sich auch da die Inquisition wieder. Nur Spanien, Portugall ließen sich endlich bereden, dies fürchterliche Blutgericht anzunehmen. Gleichwohl geschahe auch dieses nicht so bald, und es mißlungen den Päbsten manche Versuche. Das einemal kamen die Tribunale in Aufnahme, das andremal aber wurden sie wieder von vernünftigern Fürsten geschwächt, bis endlich Ferdinand der Katholische, die spanische Krone trug und sich mit Isabella einer Prinzessin und Erbin von Castilien vermählt hatte, und so die beyden

Reiche

Reiche von Arragonien und Castilien mit einander vereinigt worden waren. Aber bis auf diesen Zeitpunkt stund es von dem ersten Inquisitionstribunal zu Toulouse über 200 Jahre an. Es war auch zeither manchen empfindlichen Veränderungen unterworfen, denn daß Kaiser Friedrich II. gleich nach dem Entstehen des Inquisitionskollegiums zu Toulouse dasselbe auch in seinen Ländern in Schuz nahm, und so elende, Mönchsfrazen ähnliche, Edikte *) wider die Kezer herausgab, verschafte dem schändlichen Blutgericht noch lange keine so gegründete Dauer, wie hernach im 15 Jahrhundert unter bemeldtem König Ferdinand geschehen ist. Doch da die weitere Geschichte der Inquisition viel zu weitläuftig ist, so breche ich in diesem Bande davon ab, und erspare die Fortsezung derselben auf den 2ten Band. Ich will also in dem folgenden lezten Abschnitt die Spaltung des Franziskanerordens erzählen, weil dieselbe sehr merkwürdig ist, indem sie theils verursachte, daß viele von den Franziskanermönchen in der Folge den Scheiterhaufen besteigen mußten, theils weil sie auch durch ihren großen Lärmen bey einem großen Theil unter den Christen den Wunsch erregten, daß doch einmal die Kirche reformirt werden möchte.

Noch

*) Im 2ten Bande werde ich diese Edikte beyfügen.

Noch etwas aus der Geschichte der Franziskaner-Mönche und ihrer Spaltung.

Aus der vorigen Geschichte der Entstehung des Dominikaner- und Franziskanerordens könnte man zwar schon genug haben um einzusehen, wie weit es menschlicher Unsinn und Narrheit in den mittlern Zeiten bringen konnten. Allein man hat doch noch lange nicht den Begrif von ihren Folgen, wenn man nicht mehr davon gehört hat. Beyde Orden waren in ihrer Ausbreitung ausserordentlich glücklich, wozu theils Dominikus mit seinen nassen Augen, mit welchen er scheinen wollte, als wenn er allezeit die Sünden der Menschen beweinte, theils die Wunden des heiligen Franziskus, die er von Christo bekommen zu haben vorgab, das Meiste beygetragen haben. Auch der Glaube an diese frommen Bußprediger und an ihre Wunder war ungemein stark unter dem Volk; daher es kam, daß sie öfters gar leicht mehr als hundert tausend Mann gegen die Waldenser zusammenpredigen konnten. Indeß entstand bald eine gewisse Abneigung beyder Orden selbst gegen einander, welche sich endlich in einen unauslöschlichen Haß verwandelte, und woran nichts Schuld war, als die unersättliche Begierde nach Ehre und Reichthümer, wodurch besonders der Dominikanerorden sich sehr auszeichnete. Der Vorzug, den die Dominikaner unstreitig vor den Franziskanern hatten, indem sich jene recht geschickt gebrauchen ließen Kezer aufzuspüren, ver-

schafte ihnen, wie wir oben gehört haben, auch das Recht beym Inquisitionstribunal mitsizen und mitsprechen zu können. Des Rechts gar nicht zu gedenken, daß sie sogar auf der Universität zu Paris öffentliche Vorlesungen halten durften, woraus freilich wieder ein großer Lärm entstund. Denn die ordentlichen Lehrer der Universität fühlten gar bald, was diese Mönche für Schaden stifteten, sie widersezten sich also den päbstlichen Bullen, welche in Ansehung des Rechts der Predigermönche vortheilhaft für diese sprachen. Es half in der Sache alles nichts, was auch ein sehr berühmter und gelehrter Mann, Wilhelm von Saint Amour, für die Rechte der Universität schrieb. Dieser Wilhelm von Saint Amour gab ein Werk heraus, worinn er von den Gefahren der lezten Zeiten handelte, welches offenbar gegen den Pabst gerichtet war; denn er zeigt ausführlich, daß die Kirche (nemlich der Pabst —) sich sehr geirrt hätte. Allein der Pabst lies das Buch verbrennen, und die Dominikaner triumphirten, bis endlich dieser Krieg im 14 Jahrhundert allgemeiner wurde, worinn aber die Dominikaner gleichwohl ihre Freyheit auf der Universität behielten.

So wichtig nun aber diese Streitigkeiten der Dominikaner mit der Universität zu Paris waren und so sehr auch die Feindschaft der beyden Bettelorden gegen einander aufgelodert hatte, so stürzten sich doch die Franziskaner in ein weit größeres Unglück, als sich ihr Orden selbst trennte. Es

geschahe diese Trennung zwar schon, ehe kaum 8 Jahre nach dem Tode des Franziskus verflossen waren. Allein die Folgen derselben wurden erst der einen Franziskaner-Parthey gefährlich, als die Päbste anfiengen sich darein zu mengen und durch ihren Bann wohl gar viele Franziskaner auf den Scheiterhaufen brachten, woran die Dominikaner eine recht herzliche Freude haben konnten. Denn diese waren, wie wir wissen, berufene Kezerrichter; und es stand zu ihnen, daß sie braten lassen konnten, wen sie nur wollten. Und dazu waren sie gegen die Franziskaner um so eifriger, da sich die eine Parthey von denselben als öffentliche Feinde der Dominikaner erklärten.

Das eigentliche Sygnal zum Lärmen gaben die Auslegungen der Regeln des heiligen Franziskus. Franz hatte sichs wohl nicht träumen lassen, daß seine fanatische Regeln so wunderseltsame Auftritte unter seinen Anhängern erregen und seine Geseze einer so genauen und strengen Exegetik unterworfen werden würden. Gleichwohl geschahe alles dieses. Franz hatte nemlich befohlen nur so viel zu betteln, als sich nicht mit Handarbeit verdienen lassen würde. Seine Gesellschaft und nachherigen Anhänger sollten gar kein Eigenthum besizen. Allein diese seine Mönche waren nun geweihte Bettler. Was konnten sie also dafür, wenn man ihnen so viel schenkte, daß sie sich prächtige Klöster und Kirchen bauen konnten? Die meisten Franziskanermönche ließen sich auch diese Frey-

gebig-

gebigkeit ihrer Wohlthäter gerne gefallen, und einer ihrer ersten Generale, Helius, war auch mit diesen ihren Gesinnungen zufrieden. Franz verbot freilich alle Erklärungen seiner Regeln, aber er vergaß ihnen das Glossenmachen über seine Regeln zu verbieten. Sie machten also Glossen darüber. Denn es gab gleichwohl einige Mitglieder des Ordens, die schlechterdings nicht von dem buchstäblichen Sinn der Regeln ihres Franziskus abgehen wollten. Diese äußerten ihre strenge Gesinnungen recht handgreiflich, da sie die Opferstöcke umrissen, welche Helius in verschiedene Gegenden sezen ließ, um dadurch Beyträge zur Erbauung einer Kirche zu erhalten, welche sie zu Ehren des heiligen Franziskus errichten wollten. Ja sie trieben sogar den Ordensgeneral Helius von seinem Amte. Der eine Theil der Ausleger der Regeln des heiligen Franziskus sagte: die Nuznießung der gebettelten Güter sey ihnen; hingegen das Eigenthum gehöre dem heiligen Stuhl. Sie mußten also stattliche Beysteuern bekommen, und das päbstliche Intresse gut vermehrt haben, da sie so wollüstig leben konnten, und der Pabst am Ende ihre fleischliche Exegesen zu bestättigen geruhete. Die andere Parthey war, wie gesagt, dieser Meynung nicht. Sie wollte schlechterdings bettelarm leben und bey den Regeln des heiligen Franziskus bleiben. Diese zwo Franziskanerpartheyen kamen immer hiziger aneinander, und selbst der Pabst, der doch schon gewohnt war Könige und Kaiser abzusezen und ganze Länder in den Bann zu erklären, entschloß sich

lange

lange nicht die neuerfundenen Distinctionen der Franziskaner zu entscheiden. Es mußten vorher recht heftige und blutige Auftritte erfolgen, und da paßte man nur so lange auf, bis etwa die strengern Franziskaner in die päbstlichen Rechte eingreifen würden, denn päbstlicher Seits war's schon beschlossen die Parthey der Gelindern zu ergreifen, weil natürlicherweise diese dem Pabste mehr eintragen konnten. Verschiedene Generale der Franziskaner bemüheten sich die Einigkeit in dem Orden wieder herzustellen; allein vergebens. Selbst die Versuche eines gelehrten Bonaventura wurden vereitelt, weil Pabst Innocentius IV. anfieng sich für die gelindern Franziskaner zu erklären.

In diesen Zeitpunkt fällt ein noch anderer ganz seltsamer Umstand, der die Sache der streitenden Franziskaner vollends ins rechte Geleis brachte. Als nemlich der Pabst auf die Seite der erstern, daß heißt, die Parthey der gelindern Franziskaner ergrief, so ergrief die Parthey der strengern (Spirituellen heißt man sie auch zuweilen) die Prophezeyhung eines gewissen Abts Joachims, und deutete sie auf das Pabstthum. Dieser Prophet Joachim weißagte, schon lange vorher, ehe noch die Welt an einen Franziskaner dachte, von drey Perioden der Welt. Die zwey erstern Perioden, sagte er, in welchen der Vater und Sohn regiere, seyen noch unvollkommen, aber die Dritte seye die herrlichste, und in dieser regiere der heilige Geist. Joachims Buch führte den Titel „das ewige Evangelium" oder

oder schlechthin „das Joachimsbuch“ und es enthielt vorzüglich bittere Klagen über das Pabstthum und die verdorbenen Sitten der Christen; deswegen auch Gott nochmals Apostel in die Welt ausschicken würde, welche die Menschen bekehren sollten ꝛc. Die strengern Franziskaner sagten also: der Pabst sey der Antichrist, und daß der Franziskaner nicht bettelarm seyn solle, sey eine Wut des Thiers. Endlich stund sogar ein strengerer Franziskanermönch, Namens Gebhard, auf und schrieb eine Einleitung in die Weißagung des Abts Joachims. Dieser Bruder Gebhard prophezeyte, daß das Evangelium Christi nur noch bis aufs Jahr 1260 fortdauren werde, nachher aber werde das Evangelium vom Franz Assisi eingeführt werden, und die Apostel desselben seyen die strengern Franziskaner. Allein was geschah? Des Pabsts Zorn ergrimmete, und die Inquisition mußte nun gegen die strengern Franziskaner, als gegen Kezer, wüten. Auch die Universität zu Paris sezte sich so lebhaft gegen dieses abscheuliche Buch, daß sie es öffentlich verbrannte. Der Pabst Nicolaus III. schien nach dem Tode des Bonaventura der Sache ein Ende machen zu wollen, indem er ausdrücklich erklärte, daß die strengern Franziskaner nur das Allernothwendigste für sich behalten, das Uebrige aber an den heiligen Stuhl überlassen sollten. Allein dem Streit war auf diese Art doch noch nicht abgeholfen. Denn ein sonst gelehrter Mann, Johannes Oliva, welcher in einer französischen Provinz sich aufhielt, war

der

der strengern Parthey so geneigt, daß er auch eine Postille schrieb, worinn er die römische Kirche für die Hure Babylon erklärte. Man verfolgte nun diese Leute auf alle mögliche Art, man vertrieb sie ins Exilium, und übergab viele in die Hände der Dominikaner, die die bettelarmseynwollenden Leute auf den Scheiterhaufen sezten. Doch auch dadurch wurden sie nicht ausgerottet, sondern sie theilten sich in kleinere Partheyen, und das vergossene Märtyrerblut zeugte nur immer wieder eine neue Phönixbrut. Besonders führten die Glieder der durch einen gewissen Libertus aus der strengern Franziskanerparthey errichteten Gesellschaft den Streit bis auf die Reformation fort, und widersprachen den Päbsten ins Angesicht hinein. Die Glieder dieser neuen Gesellschaft sind am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts unter dem Namen der Fratrizeller bekannt worden, und man nennte sie in der Folge auch Beguinen und Begharden, weil sie sich auf nichts, als aufs Betteln legten; denn in der dänischen Sprache heißt „Beggo" so viel als bitten, so wie auch das Englische „Beggar" betteln oder bitten heißt *).

Im

*) In der Folge entstand auch vorzüglich in den Niederlanden eine Gesellschaft frommer und gutthätiger Leute, die man Beguinen oder Begharden nennte. Aus diesen muß man keine strengere Franziskaner machen. Denn da die Päbste sowohl diese als jene für Kezer hielten, so ertheilten sie auch beyden mit Unrecht gleiche Namen.

Im Anfang des 14 Jahrhunderts war es mit der ausschweifendsten Narrheit der Franziskaner so weit gekommen, daß die Universität zu Paris sich abermal genöthigt sahe dem Unfug zu steuren, der durch die ungesittete Lebensart der Franziskaner unter den Menschen eingerissen war. Alle berüchtigten Laien konnten in den Orden treten, und hatten deswegen vermöge der dritten Regel des heiligen Franziskus nicht eben nöthig dem Gelübde der Keuschheit zu entsagen. Denn was Franz sagte, das war recht, und galt mehr als was Christus sagte. Nach ihrer Meynung war Christus ein Vorbild des heiligen Franziskus, und ein Bruder Bartholomäus Alpicius von Pisa schrieb deshalb das sehr berüchtige Buch der Aehnlichkeiten des Franziskus mit Jesu Christo, welches Buch großen Beyfall fand, und selbst von den Päbsten genehmiget worden ist.

Barthol. de Pisis behauptet, daß der heilige Franziskus Christo viel ähnlicher gewesen sey, als alle andere Heilige; ja er sey gewesen ein Patriarch, Prophet, Apostel, Märtyrer, Doktor, Bekenner, eine Jungfrau und ein Engel. Alles im Himmel und auf Erden habe sich über Franziskum gefreuet, ja die Engel haben bey seiner Geburt gejauchzet. Die Teufel erschraken und zitterten, als der Heilige geboren ward ꝛc. Nach seiner Geburt kamen die Engel vom Himmel, und wollten das Kind haben; nachdem sie es aber geküßt und geherzt hatten, so verschwanden sie wieder.

Christus habe sich zwar sehr erniedriget, aber Franz erniedrigte sich noch viel tiefer, so daß er sich oft ganz nackend mit einem Strick um den Hals dem Volk vorstellte, welches kein Heiliger gethan habe. Welch ein herrlicher und erbaulicher Anblick das wohl gewesen seyn mag! — Der prächtigste Siz im Himmel seye für den heiligen Franz bestimmt. Es ist gewis wahr: der Bruder Pacifico sahe ihn. Franz predigte recht sehr fleißig. Er predigte oft nackend und hielt Reden an Leute von fremden Sprachen, an Ameisen Schwalben, Fliegen und Wölfe. Alles sey Franz unterthan ꝛc. und endlich bekam Franz selbst von Christo die fünf Wunden eingedruckt. Hübsche und sehr erbauliche Frazen. Solche Sächelchen schrieben damals die Franziskanermönche und die Päbste fanden Geschmack daran. —

Der Streit der Franziskaner und der Spiritualen (gelindern Franziskaner) dauerte immer fort, und er ward noch weit heftiger, als noch die Kontroverse wegen der Form und Weite ihrer Kapuzen hinzugekommen war. Denn als nemlich Pabst Klemens V. gestorben war, so fiengen die Spiritualen in Frankreich wieder an die andern Brüder aus ihren Klöstern zu vertreiben, und nun statt der bisherigen närrischen Kleidung noch weit auffallendere anzulegen. Sie wollten jezt sehr enge, kurze und schlechte Röcke und Kapuzen haben. Das war aber doch wirklich von der Regel des heiligen Franziskus abgewichen. Sie wollten noch schlechter leben und elender gekleidet

ein-

einhergehen, als Franz selbst es befohlen hatte. Gerade als wenn alles dieses nur einen frommen und heiligen Menschen hätte ausmachen können. Allein in den damaligen Zeiten war es nun schon einmal nicht anders. Dummheit schien fast gänzlich den Geist des Zeitalters angegeben zu haben. Denn was wenige Männer gegen diesen Fanatismus und andere äußerst grobe Ausschweifungen der Päbste und ihres Gesindels schrieben und sprachen, das konnte weit nicht durchdringen. Pabst Johann XXII. versuchte allerhand Mittel die enge und schlechte Röcke und Kapuzen der Spiritualen abzuschaffen; aber da diese Mittel verkehrt waren, weil er zuerst allerhand Grausamkeiten der Inquisition gegen sie wüten ließ, so richtete er auch nachher nichts mit den Spiritualen aus, als er den Weg der Güte einschlagen wollte. Als dieses wieder nichts vermochte, so versuchte er es wieder mit der Inquisition und ließ einen Hauptanführer, Delitiosus, verbrennen. Aber nun war der Pabst wieder ein Antichrist, zumalen da noch ein anderer Streit wegen der Armuth Christi und seiner Apostel dazu gekommen war. Nach der Meynung der Spiritualen hatten Christus und seine Apostel auf der lieben Welt ganz und gar nichts eigenes. Recht hatten die Dominikaner, daß sie diese Meynung für einen wirklichen Irrthum hielten. Die Spiritualen widersezten sich aufs eifrigste, und brachten dadurch Pabst Johann XXII. so sehr auf, daß er alles, was einige vorige Päbste zu einigem Vortheil der Spiritualen angegeben und bestättigt hatten, für null und nichtig erklärte und verwarf; und die

Do-

Dominikaner eilten sogleich wieder mit Feuer und Schwerdt gegen die strengern Franziskaner herbey. Allein der Pabst gewann wieder nichts; er verlor vielmehr ungemein viel durch diese seine Härte; denn der damalige Kaiser, welcher den Pabst bekriegte, nahm die Spiritualen in Schuz, welche sich in seine Lande herüber geflüchtet hatten. Viele Spiritualen schrieben nun in den kaiserlichen Staaten sehr heftig gegen den Pabst, und machten ihn fast lächerlich, worinn sich ein gewisser Occam vorzüglich hervorgethan hat. Sie schrieben jezt nicht nur für ihre Vertheidigung, sondern auch zur Vertheidigung der kaiserlichen Majestät. Dadurch aber zogen sie sich den Kaiser immer näher auf ihre Seite, und er sagte mit ihnen, daß Christus und seine Apostel gar nichts eigenes gehabt hätten. Endlich gab auch der Pabst nach, und es kam unter der Regierung zweyer gelinderer Päbste nach und nach so weit, daß selbst viele Spiritualen ihre Gesinnungen zum Theil fahren ließen, und sich wiederum zur größern Parthey der Franziskaner hielten. Die übrigen aber und namentlich die Fraticellen wurden unter Karl IV. wieder heftig verfolgt.

Nach dieser Zeit, ungefär gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, versuchte man es dem ganzen Franziskanerlärmen ein Ende zu machen, indem man den Spiritualen erlaubte, sich völlig von dem Orden zu trennen. Die eine Parthey nahm die päbstliche Erklärungen der Regeln des heiligen Franziskus an, und diese hießen lange Zeit die Conven-

ventualen und die andern die Brüder von der regulirten Observanz. Die übrigen Fratricellen und Begharden aber verloren sich nach und nach, nachdem man sie lange genug verfolgt hatte.

Endlich eine Entstehung einer wohlthätigen Gesellschaft.

Endlich muß ich auch noch etwas weniges von den Leuten sagen, von denen ich vorher angemerkt habe, daß man sie nicht mit den eigentlichen Begharden verwechseln möchte, weil sie diesen Namen von den Päbsten und ihren Anhängern mit Unrecht bekommen hatten. Es hielten sich nemlich um diese Zeit, als die eben erzählten Streitigkeiten mit den Franziskanern im größten Feuer waren, in Antwerpen eine Gesellschaft von Leuten zusammen, die sich verpflichteten, alles, was sie verdienen würden, in eine gemeinschaftliche Kasse zusammen zu legen, womit sie sich ehrlich und ordentlich nähren und dann vorzüglich auch die Armen pflegen und die verstorbenen Armen begraben wollten. Das war für die Geistlichkeit etwas sehr nachtheiliges: denn da sich in dieser Zeit die Geistlichen nichts um die Kranken und Sterbenden bekümmerten, so gab fast jedermann dieser neuen in ihrer Art einzigen wohlthätigen Gesellschaft seinen Beyfall, und einige Leute unterstüzten sie auch gerne mit Beyträgen zur Ausführung ihrer guten Werke. Diese Leute wohnten lange Zeit nur in Cellen, daher man sie Celliten nannte; auch nannte man sie nach ihrem Stifter, der Alexius geheißen ha-

haben soll, Alexianer. Auch nannte man sie Lollharden, welches von dem alten teutschen Wort lollen oder lallen seinen Ursprung hat; denn sie waren gewohnt bey ihren Zusammenkünften, vorzüglich aber, wenn sie die verstorbenen Armen begruben, ganz leise zu singen. Da sich aber nun diese Lollharden einen großen Beyfall erworben hatten, so ist es sehr natürlich, daß die Geistlichen nicht viel Vortheil dabey haben konnten. Dieser Geistlichen Eigennuz nun wurde daher so gereizt, daß sie alle nur mögliche Mühe anwendeten und alle zu erfindende Verleumdungen hervorsuchten die Lollharden bey den Päbsten verhaßt zu machen und sie vieler Irrthümer zu beschuldigen, weswegen man sie auch Beguinen oder Beghar=den nannte. Die Päbste ließen sich auch sogleich bereden die Kezerrichter wider diese wohlthätigen Leute agiren zu lassen. Allein die Obrigkeiten nahmen sie in Schuz und sie erhielten sich, troz aller Verfolgungen von Seiten der Päbste und der abergläubischen Geistlichkeit, bis auf unsere Zeiten in den Niederlanden, obgleich ihre Gesellschaft jezt nicht mehr ihre ursprüngliche Gestalt behalten hat. Wenn man sich von der Gesellschaft dieser Leute und von ihren Absichten, den armen kranken Menschen zu helfen, einen Begriff machen will, so erinnere man sich an die „Barmherzigen Brüder", die aber freilich die Einrichtung der Lollharden weit nicht haben, und die heut zu Tage noch in einigen Ländern sind und Klöster und große Reichthümer besizen.

Außer den Erzählungen, die ich bisher von den Mönchen überhaupt und dem Verfall ihrer Zucht und

Sit-

Sitten gemacht habe, könnte ich wohl noch die Entstehung einiger anderer Orden erzählen z. B. des Ordens der Brüder vom gemeinschaftlichen Leben, welcher unstreitig einer der merkwürdigsten und wohlthätigsten gewesen ist. Allein da derselbe eigentlich ins funfzehente Jahrhundert fällt, so erspare ich die Erzählung seiner Geschichte auf den 2ten Band, weil ich sehe, daß sonst dieser Band zu stark werden würde. Aus eben dem Grunde muß ich auch die Geschichte der Johanniter, Tempelherrn, der teutschen Ritter und noch mehrerer anderer für jezt übergehen. Man wird sich übrigens aus der vorigen kurzen Bettelmönchsgeschichte schon deutlich genug erklären können, in welch einem Verfall die Sitten, Gelehrsamkeit und die Künste unter den Christen damals gewesen seyen, wozu freilich die übermäßigen Reichthümer in den Klöstern, und dann endlich die Exemtionen derselben den größten Vorschub gethan haben. Gregor VII. machte schon dazu den Anfang; indem er nicht nur viele Mönchsorden bestättigte, sondern sie auch von aller weltlichen Gerichtsbarkeit sowohl, als der geistlichen und bischöflichen lossprach. Die Bettelmönche brachten es aber doch noch besser ins Geleis, indem sie sich zu nichts gebrauchen lassen wollten, als was die Päbste befehlen würden. Sie wurden daher als recht nüzliche Creaturen des Pabsts auch zu wichtigen Aemtern befördert, und das reizte nun noch mehr, daß viele in dergleichen Orden eintraten. Ihre Begriffe von der Sünde, an deren Erfüllung der Mensch ganz und gar nicht schuld seye, sondern dieselbe blos dem Teufel zuschrieben; eben so auch ihre Begriffe

von

von der Finsterniß im Verstande, die sie recht eigentlich auszubreiten suchten, von der Buße, die nur darinn bestehe, wenn man die Reichthümer der Heiligen, d. i. ihre Klöster vermehre und endlich selbst eine Mönchskutte anlege, waren so schröcklich und auffallend, daß man es fast nicht aussprechen kann. Alles suchte dem Teufel zu entfliehen, und man gieng daher ins Kloster, weil man glaubte, dieser Menschenfeind komme nicht dahinein. Weiber und Jungfrauen, die doch auch vor dem Teufel sicher seyn wollten, begaben sich daher sehr zahlreich zusammen, oft sogar zu den Mönchen selbst, mit denen sie unter einer Kutte lebten, und die schändlichsten Verbrechen begiengen. Und diese greulichen Schandthaten stiegen immer höher, so daß endlich die Anzahl derer, die schon lange her nach einer Reformation seufzten, nach und nach größer wurde; welche Reformation aber nie zu stande kam; auch selbst auf den Concilien zu Costniz, Basel rc. konnte nichts aus der Sache werden (freilich weil die Väter dieser Concilien, theils zu unwissend, theils zu gewaltthätig und herrschsüchtig waren, als daß sie mit Ernst hätten an eine wirkliche Reformation denken können) bis endlich der gelehrte und fromme Augustinermönch, Luther, auftrat, und der römischen Kirche die unheilbarste Wunde schlug.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1000,- (1+2)
Mai '86

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann K.

Historisches Handbuch in Abhandlungen und Auszügen von den merkwürdigsten Veränderungen und Schiksalen der christlichen Kirche und der Religion für wißbegierige Lehrer in Volksschulen und für Freunde der Geschichte Mit einer Vorrede begleitet von D. Joh. Salomo Semler
Bd.: 1

Leipzig (1786)
H.eccl. 789-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10026462-2
VD18 90034236